

Das blutige Auge des Platzspitzhirschs



Meine Erinnerungen an
Menschen, Seuchen
und Drogenkrieg

Astrid und Zora

Der kupfergrüne Hirsch hatte einst einen Brunnen verziert. Die lebensgroße Bronzefigur stand schon zwischen düsteren Gebüsch auf der Limmatseite des Platzspitz', als sich unter dem Blätterdach dieses sonst so gepflegten, ruhigen Parks die Katastrophe von Drogen, Fixen und Aids ihrem schrecklichen, albtraumhaften Höhepunkt näherte.

Jemand hatte dem Hirsch auf dem Platzspitz ein blutrot triefendes Auge aufgemalt. Einäugig schien der Hirsch aus seinem Versteck die Drogenszene im Park zu beobachten. War das blutige Auge des Platzspitzhirschs ein böses Zeichen, ein Mahnmal oder gar ein Schutzpatron?

Ein Suppenwagen stand vor dem Bronzehirsch. Astrid war eine der frommen Köchinnen auf dem Platzspitz. Zusammen mit ihren Glaubensfreundinnen verteilte Astrid nicht nur Gratismahlzeiten an die armen Süchtigen, an die dreckigen, von Schleppeiter, Gelbsucht, Aids und offensichtlicher Sünde gezeichneten Junkies, sondern verkündete auch die frohe Botschaft und das Heil unseres Herrn.

Astrid stand am Suppentopf und musste sich halten. Armageddon war gekommen. Sie sah den Abgrund der Zeiten rund um sich und ihre Glaubensschwwestern herum. Sie schloss ihre Augen fest. Sie hörte es brausen, sausen und rauschen, und doch blieb sie da, wo sie eben stand. Obwohl sie noch mitsang, hörte sie die Lieder nicht mehr, welche sie gemeinsam sangen.

Es war am Abend schon früh kalt geworden. Als sie vor Mitternacht ihren Stand räumten und den Handwagen mit dem Suppenofen vom Platz stoßen wollten, stand eine spärlich bekleidete Frau da und hielt noch immer ihre Suppenschale in den zitternden Händen. «Geht ihr schon?», fragte sie.

«Ist dir nicht kalt?» Astrid zögerte nur einen kurzen Moment. Sie legte ihren warmen breiten, wollenen Schal um die Schulter der Frau. «Wir sind morgen wieder da. – Ich bin Astrid. Wie heißt du?»

«Zora!»

Da wurde Astrid gestoßen, und eine mit Sack und Pack vornüber gebeugt stolpernde Elendsgestalt trennte die beiden Frauen. Einen Moment lang nahm Astrid die ganze Umgebung nicht mehr wahr. Sie beeilte sich, den Kolleginnen mit dem Wagen hinterherzueilen. Den Namen der Frau hatte sie nicht sicher verstanden.

Die Fixerin hieß tatsächlich Zora. Am nächsten Abend stand sie wieder da, mit ihrer Suppenschale in den Händen. Sie schaute Astrid an, die längste Zeit. Und wieder verschwand die ganze Hektik des Zürcher Drogenbasars auf dem Platzspitz um die beiden Frauen herum.

Am dritten Abend war es fast selbstverständlich, dass Astrid Zora nach dem Ende der Suppenausgabe mit zu sich nach Hause nahm. Wieder war es eine nasse und kalte Nacht. Astrid lebte in einer kleinen Einzimmerwohnung. Sie stellte Zora unter die warme Dusche und trocknete sie sorgfältig mit dem großen Badetuch ab. Da sah sie über der Scham mit roter Tinte schwarz umrandet das Tattoo: *HIV*.

Astrid wärmte Reste des Mittagessens auf dem Herd. Sie stellte Wasser und Brot bereit, und vor dem Essen sprach sie segnende Dankesworte. Schweigend saßen die beiden Frauen am Tischchen neben der Kochnische und blickten sich in die Augen. Astrid hatte nur ein Bett.

Am Morgen zitterte Zora. Astrid hielt sie in den Armen.

Als der Entzug unerträglich wurde, suchte Astrid bei Dr. Seidenberg Hilfe. Das Telefon blieb stumm, sodass sie bald darauf vor der Praxistüre stand. Diese war beschädigt. Sie war anscheinend mit grobem Werkzeug aufgebrochen worden, nur notdürftig verschlossen,

mit schwarz-gelb gemustertem Klebeband der Polizei abgesperrt und versiegelt: *Diese Praxis wurde seuchenpolizeilich geschlossen.*

Astrid versuchte in mehreren Apotheken vergeblich, opioidhaltige Schmerzmittel zu bekommen. In einer kleinen Apotheke gab ihr die Inhaberin eine kleine Packung, nachdem keine anderen Kunden mehr im Laden waren. Zora litt noch mehrere Tage heftig. Auch der Platzspitz war geschlossen, der Drogenbasar war endlich geräumt und verriegelt worden. Astrid konnte an einer Straßenecke bei einem gehetzten Menschen etwas Methadon kaufen.

Eines frühen Morgens klingelte es an der Wohnungstüre. Es war der Obmann von Astrids Bibelkreis. Er wollte wissen, warum sie nicht mehr zum gemeinsamen Gebet erschienen sei. Als er sah, dass Astrid mit Zora zusammenhauste, flüchtete er, als hätte er einen Blick in die Hölle getan.

Einige Monate später klingelte es erneut an Astrids Türe. Als sie öffnete, wurde sie umgestoßen, am Boden liegend gepackt und zusammen mit Zora, im Nachthemd und mit Kabelbinder gefesselt, abgeführt.

Alle HIV-Infizierten und alle dringend Verdächtigen wurden im Internierungslager Wauwilermoos isoliert. Das neue, griffigere Epidemiengesetz ermöglichte es der Obrigkeit endlich, die notwendigen seuchenpolizeilichen Maßnahmen durchzusetzen. So wie Zora waren in der Schweiz seit einiger Zeit alle HIV-Infizierten zur Warnung über der Scham tätowiert worden.

Neuerdings wurden alle Neueintritte ins Internierungslager beim Empfang reihum auf der Stirne mit *HIV* gekennzeichnet.

Astrid versuchte, sich zu wehren. Sie sei doch gar nicht infiziert.

Der tätowierende Capo grinste bloß: «Wenn du noch nicht infiziert warst, dann bist du es durch mein Tattoo jetzt ganz sicher.»

Arthur und Kaspar

Arthur ist tot. Er starb an Silvester. Aus heiterem Himmel, aus scheinbar guter Gesundheit, wurde er schwer krank, mit Durchfällen und hohem Fieber.

Arthur wollte auf keinen Fall ins Spital. Kaspar hatte es zuerst noch zu Hause versucht, mit Karottensuppe, Bananen und mit durch Tee verdünnten Fruchtsäften. Aber er wollte seinen plötzlich sterbenskranken Geliebten auf keinen Fall verlieren. Im Kantonsspital könne ihm bestimmt nichts Schlimmes geschehen. Aids sei doch ausgeschlossen, denn sein Arthur sei sicher nicht HIV-positiv. Kaspar irrte, und Arthur wusste oder ahnte wohl die Wahrheit. Prompt meldete die Klinik den neu diagnostizierten Aids-Fall den Behörden. Arthur K. wurde abgeholt und sterbenskrank zur Quarantäne ins Wauwilermoos verbracht.

Weder Kaspar noch die übrige Familie durften Arthur noch einmal sehen. Sie erhielten nicht einmal seinen Leichnam für ein ordentliches Begräbnis: Zivile Bestattungen seien in Aids-Fällen nicht mehr erlaubt, aber die Behörden stellten in jedem Fall eine «ungefährliche und würdig angemessene Kremation» sicher.

Kaspar setzte eine Todesanzeige in die lokalen Nachrichten. Drei Tage später wurde er selbst von der Polizei bei der Arbeit abgeholt, in Handschellen gefesselt durch die halbe Ortschaft zur Polizeiwache und noch einmal auf dieselbe Weise zum Amtsarzt geführt. Glücklicherweise und wie durch ein Wunder war der Test HIV-negativ, und Kaspar konnte nach Hause. In den Nachrichten wurde ohne Namensnennungen berichtet, aber man kann sich ja vorstellen, dass im Städtchen alle wussten, über wen berichtet wurde.

Kaspar hatte sich zu Hause verkrochen. Aber am Morgen der Fasnacht wurde er von einem Mob aus dem Bett gezerrt, an Händen und Füßen

gefesselt, nackt durch die Hauptstraße über den Boden gezogen, geteert und gefedert, mit Plakat und Gesichtsmaske als *schwule Sau* kenntlich gemacht und so vom kostümierten und alkoholisierten Saubannerzug fast zwei Stunden in eisiger Kälte auf einem mit farbigen Präservativen und widerlichen Plakaten geschmückten Handwagen herumgeführt.

Die Polizei hatte Kaspar nicht nur nicht geholfen, sondern ihn am nächsten Tag erneut abholt und als Verdachtsfall ins Wauwilermoos geschickt. Erst drei Monate nach dem letzten Sexualkontakt könne eine Infektion einigermaßen sicher ausgeschlossen werden. Sexuelle Kontakte von Kaspar mit dem an Aids verstorbenen Arthur K. seien nicht ausgeschlossen, ja müssten aufgrund der bekannten Umstände geradezu vermutet werden.

Es hätte alles noch viel schlimmer werden können

Drogen und Krieg können Menschen berauschen. Der Drogenkrieg dagegen hat kaum je berauscht und begeistert. Geschlissen und getötet hat er, massenhaft und schleichend, fies wie die Sucht auch. Niemand scheint süchtig nach diesem Krieg, und doch ist er anscheinend nicht zu stoppen, weltweit.

Krieg und Seuchen sind oft böse Geschwister. Der Drogenkrieg flackert da oder dort auf, er ist offen gewalttätig oder tötet im Verborgenen, weltweit an vielen Orten, und das schon seit mehr als hundert Jahren. Krieg und Seuchen schienen weit weg oder überhaupt schon lange überwunden. In den Achtziger- und Neunzigerjahren des 20. Jahrhunderts aber standen die Stadt Zürich und die ganze Schweiz im Brennpunkt des Drogenkriegs und der HIV-Pandemie.

Mehr als irgendwo sonst in Europa kulminierten hierzulande die Probleme mit Heroin und Aids; sie wurden in der Schweiz zu den wichtigsten Todesursachen im mittleren Lebensalter. Jährlich tausend junge Menschen starben in unserem kleinen Land an den Folgen ihres Drogenkonsums. Die Drogenszene war eine offen schwärende Wunde im Herzen der Stadt Zürich und die größte Sorge der Bevölkerung.

Unsere Zukunft schien düster. Aber die Albtraumszenarien, die ich am Anfang erzählt habe, sind glücklicherweise nicht eingetreten. Die Geschichte des Drogenkrieges und seiner Seuchen war eine Zeit lang auch hierzulande ein großer Schrecken, fand bei uns aber ein glückliches Ende.

Zehnmal, ja fünfzehnmal weniger Menschen als Mitte der Neunzigerjahre sterben heute an den Folgen des Drogenkonsums und an Aids; wir haben kaum noch Beschaffungskriminalität; kaum jemand beginnt heute noch, Heroin zu konsumieren.

Wie konnte eine so große Katastrophe über unsere Stadt und unser Land hereinbrechen? Wie konnten wir aus diesen Schwierigkeiten wieder herausfinden? Warum und wie konnten Tausende von Heroinabhängigen ihre sich und die Gesellschaft schädigenden Lebens- und Verhaltensweisen so grundlegend und nachhaltig ändern?

Die ganze Drogengeschichte unserer Stadt kann ich vielleicht nicht befriedigend erklären. Aber einzelne Geschichten kann ich erzählen. Ich war von Anfang an dabei.

Vierzig Jahre lang war ich Arzt in Zürich, im Notfalldienst, als Allgemeinmediziner in meiner eigenen Praxis und als Leiter der Methadonpoliklinik ZokL1 und der Heroinabgabe ZokL2. In meinen Sprechstunden habe ich über dreißigtausend Menschen kennengelernt und mehr als dreitausend Heroinkonsumenten persönlich betreut, fast die Hälfte aller Opioidabhängigen in Zürich. Einige habe ich über viele Jahre hinweg immer wieder in meiner ärztlichen Praxis gesehen.

Baby

Bis 1951 war der Drogenkrieg von Großbritannien und den USA schon ein halbes Jahrhundert lang in die ganze Welt gebracht und oft auch blutig ausgetragen worden. Die Schweiz hatte sich aus kommerziellem Interesse dem Druck entzogen und widersetzt. Heroin und Kokain waren als Arzneimittel legal gehandelt und auch exportiert worden. Dann musste die Schweiz nachgeben. Ein neues Betäubungsmittelgesetz verschärfte die Rezeptpflicht für Opioide und Kokain und schränkte den Handel ein.

Heroin war nicht mehr erhältlich. Aber opioidabhängige Ärzte und andere Medizinalpersonen konnten sich problemlos Morphin verschreiben. Wenige Dutzend andere Morphinisten lebten und versorgten sich in zwielichtigen Lokalen des Zürcher Niederdorfs: Boheme und Halbwelt.

Baby war eine Freundin meiner Eltern. Einige Monate lang war sie unsere Hüterin, Kinderfrau, Amme, eine Frau mit wild verwuscheltem struppigem Pagenschnitt aus angegrautem schwarzem Haar, kleinen welken Brüsten, dürr unter ihrem dünnen Leibchen. Ich spürte ihre spärliche Wärme, als sie mich einmal nachts auf ihren Knien hielt. Ich spürte auch ihre Weichheit, obwohl Baby doch so mager war. Ich war noch so leicht, dass mein Gewicht die geringen Muskeln ihrer Oberschenkel nicht bis zur knöchigen Unterlage wegdrücken konnten. Ich trug nur mein Hemd, denn meine Pyjamahosen waren nass geworden, weil ich schreiend in meinem Bett aufgewacht war.

Baby und ich tranken eine warme gezuckerte Milch gemeinsam aus einem braunen Caquelon mit runden weißen Tupfen. Baby und ich liebten es süß.

Die nächtliche Küche war kalt, der Boden und die Wände waren mit Platten gekachelt, die immer feucht anliefen. Wir lebten in einem sechshundert Jahre alten Haus im Niederdorf. In Babys Handtäschchen fand ich ein Puderdöschen, ein Spitzenunterhöschen aus dem Dessous-Geschäft im Nachbarhaus und ein Döschen mit einer auf Watte gebetteten Spritze aus Stahl und Glas. Baby war nicht nur Alkoholikerin, sie war zumindest gelegentliche Morphinistin.

Baby, meine Tante Regina, ihr gemeinsamer Liebhaber Palustra und ihre ganze Clique lebten vor allem in den Beizen des Niederdorfs. Das Malatesta und das Select waren ihre Stammlokale.

Unsere Märchentante, Tante Regina, war eine zierliche, winzig kleine Trautnzerin. Sie erzählte, dass sie als Seiltänzerin in einem Zigeunerzirkus in Frankreich vom sechs Meter hohen Seil gefallen sei; niemand wollte es glauben. Tante Regina war eine begnadete Geschichtenerzählerin. Ihr Märchenprinz in Frankreich war ein kleiner reicher Japaner aus dem Hause Suzuki. Tante Regina trank keinen Alkohol. Sie rauchte, so viel sie konnte, und sie trank den Kaffee schwarz mit viel Zucker. Ob auch Tante Regina gelegentlich Drogen genommen hat, weiß ich nicht.

Opioidrezeptoren im Hypothalamus regulieren die Lust auf Süßes. Alle Opioidabhängigen lieben es süß. Zwei, drei Löffel voll oder mehrere Würfel: Alle meine Methadonpatienten nahmen Zucker in den Kaffee.

Moische

Moische, mein Großvater, war der Vater von Tante Regina. In seiner nach Zigarettenrauch stinkenden Kammer erzählte auch er Geschichten, aber seine Geschichten waren die Wahrheit, und dass Wahrheit auf russisch Prawda heißt, weiß ich von ihm.

Mein Großvater kannte Sibirien. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war er im Russisch-Japanischen Krieg aus der zaristischen Armee desertiert und über den gefrorenen Fluss Amur geflohen. Viele seiner Kameraden erfroren. «In der Kälte hast du nicht kalt, aber nur wenn du stark bist und dich immer bewegst. Du musst laufen!»

Mit einer schwindenden Schar Kameraden war er von Russland quer durch ganz China bis nach Schanghai gelaufen. «Und wenn du dich hast umgedreht, ist da einer gefallen, war tot, und du hast dich umgedreht andere Seite, ist da einer gefallen, war tot.»

In Schanghai gab es von alters her eine Synagoge. Dort bekam er Hilfe. Von Schanghai kam er über Hamburg in die Schweiz, wo er eine Familie gründete.

Moses Seidenberg wurde zweiundneunzig Jahre alt. Er starb in der Nacht vom 28. Dezember 1968. Es war eine sibirisch kalte Nacht. Großvater saß auf einer Bank im Bellevue-Rondell. Das Wartehaus der Straßenbahn war ein rund und elegant geschwungenes, offenes Verdeck im Stil der Dreißigerjahre. Zwischen den Rücken an Rücken liegenden ringförmigen Holzbankreihen schützte rundum gezogenes Fensterglas die innenseitig gelegenen Sitzplätze notdürftig vor Wind, Regen oder Schnee.

Großvater Moische war Tuchhändler gewesen: «Gute Ware aus England.» Er war immer ein stolzer Mann, stets tadellos gepflegt im Dreiteiler, mit Einstecktüchlein, Taschenuhr am eingeknüpften Goldketteli und elegantem Gehstock. Quer durch ganz China bis

hierher hatte er es geschafft. Jetzt konnte er nicht mehr, die Kraft hatte ihn verlassen. Nur in einem losen, verrotzten und verschlissenen Hemd und mit schlotternder Hose saß er, schlaff zurückgelehnt, mit dem Kopf am Glas im Rücken, auf der harten Bank. Er atmete schwach, mit offenem, gebisslosem Mund. Er lächelte fast unmerklich, als er mich sah.

Ich wollte ihm aufhelfen.

«Geh weg! Ich sterbe.»

Es war, als hätte er mich regelrecht fortgeschleudert. Ich war auf dem am krassesten überdosierten LSD-Trip meines Lebens. Ich hatte jegliche Kontrolle verloren. Ich war jung, ich war stark. Ich zog meine Kleider aus. Nur mit Gummistiefeln bekleidet rannte und hüpfte ich durch die eiskalte Nacht. Ich fror tatsächlich nicht. Wie Großvater gesagt hatte: «Du musst laufen, du musst laufen.»

Die Polizei griff mich auf. Ich biss einen Beamten in den Daumen, als er mich in den Schwitzkasten nahm und abführte. Ich wurde in eine stockdunkle Zelle geworfen und starb tausend Tode. Vor allem wurde ich immer wieder vergast. Dumpfe Schläge hallten durch die Heizungs- und Lüftungsrohre. Sie kündigten mein erneutes Ersticken an: «Zy-klon B, Zy-klon B, bim, bam, bum.»

Noch vor dem Morgen wurde ich in Handschellen in einem Kastenwagen in die Psychiatrische Universitätsklinik Burghölzli gebracht.

Im nächtlichen Schlafsaal der geschlossenen Abteilung raschelte und flüsterte es unruhig umher. «Du, ein Neuer ist gekommen.» Nur Silhouetten von Bettgestellen und fahles Licht in den hohen vergitterten Fenstern waren sichtbar. «Ob der wohl auch herausfinden muss, wer er ist?»

Der Flashback mit dem sterbenden Großvater traf mich hart und hyperreal. Ich spürte die Kälte seiner bartstoppeligen Haut an meinem Ohr. Mit letzter Kraft flüsternd hatte er mich fortgeschickt, als er starb. Und doch schleuderte es mich mächtig weg. Ich sah mich rücklings zu Boden fallen, vor Schreck halb starr im staubigen Dreck aus dem Bellevue-Rondell wegrobben, nur noch weg, weg von meinem sterbenden Großvater.

Plötzlich war ich wieder im Wachsaal der Psychiatrie. Der Nachtarzt kam. Er befragte mich. Ich erklärte ihm, dass ich einen LSD-Trip eingenommen hatte. Ich merkte, dass er keine Ahnung hatte. «In Ihren Büchern werden Sie finden, dass man 25 Milligramm Largactil spritzen muss. Bitte tun Sie das nicht. Ich brauche keine Neuroleptika. Die Wirkung ist ohnehin bald ganz vorbei.»

Der sterbende Großvater und die mordenden Gespenster meines Horrortrips in der Gaskammer des Polizeigefängnisses überfielen mich noch viele Male, lautlos, hinterrücks. Da kamen die Wärter, zu viert. Sie packten mich wortlos, und einer rammte eine Spritze in mein Fleisch. Ich hasse Neuroleptika, sie drücken dich nieder und machen dich steif. Schlimmer als beim tödlichen Gift Strychnin läuft dir die Steifigkeit vom Nacken und den Schultern herab, entlang der Wirbelsäule hinunter bis in die Oberschenkel. Dem blöden Nachtarzt bin ich später als ärztlichem Kollegen noch einige Male begegnet.

Mein Großvater war schon unter der Erde, als ich aus der Klinik entlassen wurde.

Gröbli und Schöbli

Krieg und Seuchen galten schon fast überwunden. Und als sie trotzdem kamen, waren sie nicht so, wie wir sie uns noch hätten vorstellen können. Der Krieg war der Drogenkrieg, und die Seuchen hießen Sucht und Aids.

Erst vor fünfzig Jahren begann sich auch die Schweiz am weltweiten Krieg um Drogenmärkte zu beteiligen. In den fünfundzwanzig Jahren bis zur Schließung der offenen Drogenszenen auf dem Platzspitz und beim ehemaligen Bahnhof Letten wurden die Polizeikräfte zur Unterdrückung des Drogenkonsums ver Hundertfacht und martialisch bewaffnet. Bis Mitte der Neunzigerjahre wuchs der Knüppel des Staates am Drogenproblem.

Die Risiken für einen vorzeitigen Tod waren hierzulande um ein Vielfaches größer als heute. Europa lebte fast ein halbes Jahrhundert unter der sehr realen täglichen Gefahr eines Atomkrieges. Der Kalte Krieg wurde heiß gegessen. Die Fünfziger-, Sechziger- und auch noch die Siebzigerjahre waren um ein Vielfaches gewalttätigere Zeiten als heute.

Zur Zeit meiner Kindheit waren Wirtshausschlägereien mit Todesfolge keine Seltenheit. Die Zeitungen berichteten meist nur beiläufig, mit einer kleinen Notiz. Heute macht ein einziger solcher Fall tagelang Schlagzeilen, und die Medien können sich deswegen wochenlang auflagenfördernd erregen. Der rasant wachsende Straßenverkehr forderte früher jedes Jahr Tausende Opfer in der Schweiz; jeder kannte Verkehrstote im eigenen Bekanntenkreis. Sogar der Terrorismus forderte in Europa und der Schweiz in der Zeit des Kalten Krieges wesentlich mehr Tote als heute, gerade in der Schweiz. Polizeiexzesse, bisweilen mit Todesfolge, sind in Europa nicht mehr an der Tagesordnung; früher waren sie gang und gäbe.

Erziehungsanstalten für Jugendliche hießen damals noch so. Auch an normalen Schulen waren Prügelstrafen noch normal. Sogenannte Verdingkinder wurden manchenorts noch wie Sklaven gehalten.

Wer sich traute, lange Haare zu tragen, wurde zu Hause verprügelt oder auf der Straße angepöbelt. «Schaffe, schaffe! Von nichts kommt nichts!»

Frauen in kurzen Röcken wurden nicht nur angestarrt, sondern handfest angemacht. Sie hatten noch lange kein Stimmrecht und auch sonst nichts zu melden. Vergewaltigung in der Ehe gab es nicht, denn ehelichen Verkehr durfte der Mann als legitimes eheliches Recht mit Gewalt erzwingen.

Jede und jeder, der sich nicht unterordnen wollte, bekam den tätlichen Zorn derjenigen zu spüren, die das Sagen hatten, und noch mehr: die blanke verzweifelte Wut derjenigen, die nichts zu sagen hatten. «Da könnte ja jeder kommen, wir müssen doch auch alle, und wo würde das bloß hinführen?!» Die freiheitliche Toleranz hatte enge Grenzen; Anstand und Rechtschaffenheit schienen nur mit rigorosem, ja böartigem Zwang gegen sich und andere erreichbar. Die Zweifel daran wuchsen erst allmählich.

Der Kampf gegen Drogenkonsum war ein Kampf gegen Drogen konsumierende Menschen. Drogenkonsumenten wurden als Feinde der etablierten Gesellschaft angesehen. Nicht selten sahen und stilisierten sie sich auch selbst so.

Das Ausmaß der Repression stand in keiner vernünftigen Relation zum Ausmaß der Probleme mit Drogen. Konsumiert wurde vor allem Cannabis und manchmal LSD. Immer noch waren erst wenige Dutzend Menschen in Zürich heroinabhängig, und Probleme mit anderen Drogen wurden kaum beobachtet.

1972 wurde in Zürich der erste offizielle Drogentote registriert. Er starb an einem Atemstillstand nach einer ungewohnt hohen Dosis Heroin. Ich kannte ihn flüchtig. Drei Jahre später, 1975, starben allerdings gemäß Polizeistatistik bereits zweiundfünfzig Menschen an einer Überdosis. Der aufbegehrenden Jugend wurden pauschal die schlimmsten Dinge unterstellt – sie seien vom kommunistischen Osten gesteuerte Terroristen –, und es wurde Drogenkonsum vermutet. Tatsächlich wurden in den Straßen von Zürich Langhaarige gesichtet, und die Polizei konfiszierte gelegentlich einige Gramm Cannabis. Drogen wurden zum Kennzeichen und zur Rechtfertigung für Repression und extensive Polizeimaßnahmen.

Ende der Sechzigerjahre waren in der Stadt Zürich nur zwei Polizisten mit Drogendelikten befasst: Robert Schönbächler und Arthur Grob.

Die Zürcher Riviera liegt unterhalb der Quaibrücke, wo die Limmat aus dem See fließt. Lange behauene Quadersteine mit roten Verruccanoeinschlüssen bilden am rechten Ufer eine hundert Meter breite Treppe. Elf Stufen führen zum Wasser, wo Schwäne, Enten und Blässhühner auf Fütterung warten und sich deswegen aufgeregt streiten. Schon vor fünfzig Jahren konnte man über einen schmalen Steg auf das große Floß im Fluss, um ein Ruder- oder Pedalboot zu mieten. Schwarze, schwere, in die steinerne Fassung der Treppe eingelassene Metallringe zeigen noch heute, wo vor noch längerer Zeit die Frachtschiffe am Hafen der Stadt vertäut lagen.

Im Sommer 1968 saßen wir auf diesen Stufen der Riviera. Wir blinzelten in die Sonne oder zu den Mädchen, und manchmal kifften wir schon in der Mittagspause. Wir brachten Musikinstrumente mit und sangen. Musik musste man noch selbst machen; zwar gab es schon Kofferradios, tragbare Transistorradios, aber kein Sender brachte

hörenswerte Musik. In diesem Sommer war immer schönes Wetter. Ich kann mich zumindest an nichts anderes erinnern.

Ein Gruppenbild zeigt die Riviera mit uns. Der Fotograf muss auf einem Boot oder dem Floß der Bootsvermietung gestanden haben. Haben wir wirklich posiert? Es sind alle zu sehen, es sind alle da: Michael, Daniel, Tienäli, Ambar, David, Hirsch mit seinem Feuermal im Gesicht, Elefäntchen, Renate, Helen, Pieter und andere. Wir waren die ganz Jungen, Lehrlinge, Gymnasiasten und Drop-outs. Wir waren farbenfroh, mit Pluderhosen, Gilets und Blusen oder bunten Pullovern oder luftigen Röcken und Blumen oder Bändern im Haar und selbst gefertigtem Schmuck. Ich selbst besaß damals wohl nur meine zwei Paar Jeans. Das eine konnte ich waschen und trocknen und das andere tragen. Und vielleicht hatte ich einen unifarbenen Pullover, zwei T-Shirts und ein Paar Turnschuhe. Mir war gar nicht bewusst, wie sorgfältig herausgeputzt viele von uns damals waren. Mit selbst gemachten Kleidern oder Schmuck waren sie *in* und eher *hot* als *cool*; *cool* galt erst später als *in*.

In der Mitte sitzt Sänger, breitbeinig, und grinst unter seinem breiten, dunklen Haarkranz direkt ins Auge des Betrachters. In der Rechten hält er eine indische Sitar wie ein Zepter, und die linke Hand stützt er auf das Knie. Die Mädchen blicken alle zu ihm. Sogar Ambar scheint ihn anzuschmachten. Pieter trägt einen schwarzen Zylinder und Zwirbelschnauz, ein Aufzug, der seine schüchterne Art dementieren sollte. Elefäntchen, der Musiker, dessen blonde Lockenpracht jede Barockperücke übertroffen hat, scheint irgendetwas in der Ferne entdeckt zu haben. Wer waren die anderen? Ich erinnere mich nicht sofort. Mit Sänger, dem Sitarspieler, habe ich als Straßenmusiker vor Restaurants nicht schlecht verdient.

Wir hatten kein Geld, oder wir zeigten es nicht. Einige hingen den ganzen Tag an der Riviera. Sie waren vielleicht aus einem Heim oder einer Anstalt entwichen, abgehauen, auf Kurve, wie zum Beispiel Tienäli. Sie hat sich mir selbst mit ihrem speziellen Spitznamen vorgestellt, und ich weiß nicht mehr, wie sie wirklich hieß, obwohl sie doch später einmal meine Patientin war.

Tienäli trug eine blau-rot bestickte, weiße Bluse aus einer gekreppten Baumwolle. Sie hatte wulstige Lippen, lange Wimpern, blaue Augen, windschiefe, vorstehende Zähne und kleine, handliche Brüste, die ich damals gerne einmal erkundet hätte. Sie suchte einen Gymnasiasten. Den würde sie auf eine Party, das nannten wir damals einen Fez, begleiten, für fünfzig Franken. Als sie meine Augen sah, ergänzte sie, dass sie sich dann für weitere fünfzig Franken sogar küssen ließe. Ich weiß nicht, ob ich etwas Schlagfertiges zu sagen wusste, aber eine böse Bemerkung habe ich wohl nicht gemacht, da sie mich, wenn wir uns begegneten, immer freundlich anlächelte, mich etwas lüstern musterte und sich mit der Zunge über die Zähne fuhr. Sogar als sie, Jahre später, zum ersten Mal in meine Sprechstunde kam, tat sie das.

Hinter der grün bemalten, hölzernen Flussbadeanstalt für Frauen, aus dem Jugendstilbau des Steueramtes, stierten Gröbli und Schöbli mit ihren Ferngläsern über den Fluss. Grob und Schönbächler, die beiden ersten und damals einzigen Drogenfahnder der Stadt, hatten ihren Posten hinter dem ovalen Fenster in der obersten Dachkammer des von einem orientalisch wirkenden kupfergrünen, bauchigen, Spitzhelmgiebel gekrönten Türmchens bezogen.

«Juhuh.» Sänger winkte den beiden Polizisten fröhlich zu.

Der Einärmer reichte dem Sänger einen Joint weiter und nahm einen Schluck aus der Flasche. Ambar und Tienäli bastelten noch mehr große

Öfen auf einem Flugblatt und vier zusammengepressten Knien. Sie giggelten und kicherten.

«Juhuh», winkte nun die ganze Truppe grölend.

Der Gymnasiast, der im Schlepptau von Tienäli aufgetaucht war, natürlich ein Angsthase, merkte aber, das seien doch sicher Schmierlappen. «Ja, der Gröbli und der Schöbli: Schmier und Schroter, macht nichts, nur noch lustiger, juhuh.»

Wenn wir Schweizer Sprache schreiben, geht für uns immer etwas verloren, meist das, was uns nahe ist. Soll ich Knast schreiben, wenn wir von «Kiste» sprechen, in welche man uns einlocht? Und wie beschreibe ich die «Kurve», wenn wir aus einem Heim oder Gefängnis ausbrechen? Und die «Schmier», das sind nicht die «Bullen», weil «Bullen» schon wieder den TV-geprägten Wortschatz meint, welcher sich auf der Gasse erst später als hiesige Sprache breitgemacht hat. Damals saßen wir noch nicht so lange vor der Glotze wie heute. Und die Schmier ist einfach auch nicht die Polizei. Ich erhoffte mir schon immer mal, von einem Schmier dafür angeklagt zu werden, dass ich «Schmier» sagte oder schrieb, und ich dann hätte zurückfragen können, ob der Schmier ein Antisemit sei, weil doch Schmier jiddisch ist und von «Schmirah», die Wache, kommt, und wenn Schmier hierzulande beleidigend für einen Polizisten ist, dann ist Schmier nur beleidigend, weil ein hiesiger Polizist mit einem dreckigen, jiddischen Ausdruck belegt wurde, der wiederum nur dreckig ist, weil er jiddisch ist. Übrigens sind auch der «Schroter» und die «Schroterei» jiddische Wörter für Polizisten und Polizei.

Die Polizisten schienen unser Winken nicht zu bemerken. Ambar lachte und meinte, die beiden Steinfiguren, welche den obersten Balkon des Türmchens flankierten, würden mit gesenkten Köpfen, verschämt

zurückwinken. «Siehst du, wie sie insgeheim die lauernden Polizisten auslachen?»

Immer mehr Hippies auf der hundert Meter breiten Steintreppe gestikulierten nun johlend über den Fluss. Die festliche Hochzeitsgesellschaft vor dem Stadthaus glaubte wohl, sie wäre gemeint, und einige Damen winkten fröhlich zurück, aber die Herren vermuteten Hohn und Spott, und zwei winkten gar nicht freundlich, sondern mit Fäusten, vor allem als David seinen entblößten Hintern zeigte. Es war nun gar nicht mehr klar, ob die Polizisten oder die Männer der Hochzeitsgesellschaft gemeint waren.

Elefäntchen

Nicht nur wegen Drogen bin ich von der Schule geflogen. Ich war einfach fällig. Unruhestiftung und schlechte Noten allein hätten auch schon gereicht. Die Lehrer hatten unglaublich lange Geduld mit mir gehabt. Ich aber fühlte mich befreit. Die Schule brauchte mich nicht – und ich sie sowieso nicht; das bisschen konnte ich mir auch ohne Gymnasium beibringen. Es war das Jahr 1968, und mein Leben begann. Appenzeller sind in der Schweiz als besonders kleine Menschen bekannt. Charlottes holzverkleidete Stube war so niedrig, dass sogar ich mit der ausgestreckten Hand die Decke erreichen konnte. Der lange Geiger konnte nicht stehen. Die Luft stank nach Rauch von Zigaretten und Marihuana, der große, schmucklose Kachelofen und die vielen Menschen erzeugten eine stickige Wärme. Wir waren alles Musiker, einige waren schon erfolgreich, andere wurden später berühmt, ja sogar richtige Stars. Außer Charlotte waren wir alle sehr jung. Ich glaube, an diesem Silvesterabend im Appenzellerland hatte jeder einen LSD-Trip eingenommen. Es war absolut gigantisch. Die Welt kugelte sich wie ein gewaltiger Schneeball um die kleine Stube. Elefäntchen und mich katapultierte irgendetwas hinaus in den mehrere Meter hohen Schnee. Dann rannten wir die Dorfstraße hinauf. Der Schneepflug blinkte und ratterte an uns vorbei wie ein mechanisiertes Fasnachtsungetüm.

Wir zweigten auf eine unbeleuchtete Straße ab, keuchten mit Leichtigkeit den Berg hinauf, jauchzten, sangen und bewarfen uns mit Schnee. Die Lichter des Dorfes und der spärlichen Fahrzeuge auf der Hauptstraße im Tal unter uns und der hoch auf den Dächern und Wiesen liegende Schnee beleuchteten eine Landschaft, kitschig schön wie eine Modelleisenbahnanlage. Da verschwand ein Zug in einem Tunnel. Dort blinkte stumm der Schneepflug. Auf den Kaminen standen kleine Rauchfähnchen still, als wären sie grau-weiße Wattebäuschchen. Die

kleinen Häuser leuchteten aus ihren Fenstern wie auf einem Adventskalender. Nichts bewegte sich mehr in dieser eisigen Welt – außer uns zwei lächerlich aufgereggt-fröhlichen Figuren unter dem stummen Dröhnen und Ächzen der Milchstraße. Die eisige Welt war verkehrt. Wir gingen kopfüber. Vor mir hüpfte und sprang Elefäntchen mit ausgebreiteten Armen. Die Straße vor uns verbog sich in eine Kurve, auf der zuerst nur still glitzernd flackernde Fragezeichen tanzten. Da kam ein Licht und begann, blendend wie der Strahl aus dem Finger einer strafenden Hand, auf uns zu zeigen. Elefäntchen hob ab. Er sprang auf die Kühlerhaube des Wagens, ja auf das Dach. Das Auto drehte, schleuderte unter ihm, und mein Freund sprang schlitternd wieder ab. Er landete in seinen Finnenstiefeln federnd auf der Straße. Der perfekte Stunt. Das Fahrzeug durchbrach die Schneemauer am Straßenrand und blieb im tiefen Schnee der Böschung stecken. Wir hörten heftiges Fluchen und rannten davon.

Elefäntchen und seine Band lebten in einem baufälligen im Jugendstil gebauten Gebäude am Bellevue in Zürich. Der vergitterte Aufzug im Treppenhaus war außer Betrieb. Dicke Hochspannungsdrähte und Kabel hingen frei im Liftschacht. Standen sie unter Hochspannung?

Elefäntchen musste sich einen Schuss setzen. *Musste* er sich wirklich etwas spritzen? Waren er und die anderen damals wirklich abhängig? Im Nachhinein glaube ich eher nicht; vermutlich konsumierten sie das Zeug nur gelegentlich. Aber ich sah das erste Mal, dass sich jemand etwas spritzte. Dieses Etwas war Heroin, einige braune Bröckchen, welche in einem Löffel mit Wasser und Zitronensaft aufgelöst und in eine Spritze aufgezogen wurden. Solche Spritzen wurden vielfach verwendet, waren im Dampfkocher sterilisierbar, aus Edelstahl mit einem eingesetzten Glaskonus; die Nadeln wurden zum Sterilisieren mit einem dünnen Metalldraht-Mandrin gereinigt und ablagerungsfrei

gehalten. Ich selbst fand Heroin eher unangenehm; das Gefühl, wohlig in süßer Melasse zu ertrinken, war grauenhaft und erschreckend. Nein, ich stand definitiv nicht auf Opioide und auch sonst nicht auf Downer. Ich wollte nicht schlafen, sondern wach sein. Ich wollte mich nicht beruhigen und kaltstellen, sondern mich erregen: «Lieber sich aufregen als sich nicht mehr regen!»

Sepp

Vor meinem Medizinstudium war ich ein Jahr lang bei den Geisteswissenschaften mit Hauptfach Philosophie immatrikuliert. Das war auch ein Jahr mit viel Musik, vielen Drogen und mit Hilfsarbeit in verschiedensten Jobs. Ich war Kellner, Bauhandlanger, Vertreter für ein Werbebüro, Tellerwäscher, Straßenmusiker, Zeitungsausträger, Bürohilfe, Fließbandarbeiter, Hilfsarbeiter bei der Post und noch einiges mehr. Ich weiß gar nicht, wie ich alles in einen Tag, eine Woche oder in ein Jahr hineinquetschen konnte. Ich belegte über vierzig Wochenstunden Vorlesungen und Seminare im Bereich Philosophie, Psychologie, Neuropsychologie, Ethnologie, Musikethnologie, Soziologie, Linguistik und sogar Mathematischer Logik und Metaphysik. Auch marxistische Seminare besuchte ich, Sohn-Rethel, Marcuse, Frankfurter Schule, aber wirklich neu und unbekannt war das für mich als Sohn eines ehemaligen kommunistischen Buchhändlers nicht. Schon als Kind hatte ich viel gelesen. Mich interessierte alles, und jetzt fraß ich mich regelrecht durch alles hindurch. Ich las: Noam Chomsky, amerikanische Psychologie-Literatur, die Psychoanalytiker Sigmund Freud, C. G. Jung, Lacan, die Strukturalisten Lévy-Strauss, Foucault, die deutsche Philosophie des 19. Jahrhunderts, aber auch Popper, Hannah Arendt und Norbert Elias. Wichtig geblieben sind mir vor allem Immanuel Kant und Ludwig Wittgenstein, aber auch das Gefühl, mich in abstrusen Abgründen zu verlieren und psychotisch enden zu können. Und so motivierten mich vor allem folgende drei bewusste Gründe Medizin zu studieren: Ich wollte endlich existenziellen Boden unter die Füße kriegen, ich wollte auf breiter Basis ein naturwissenschaftliches Fundament erlernen, und ich wollte in die Hirnforschung.

Im Herbst 1972 begann mein Medizinstudium, im ersten Jahrgang nach neuem Studienplan: dem Rossi-Plan. Es gab noch keine Eignungsprüfung, keinen Numerus clausus. Die Selektion würde unerbittlich werden: Nur ein Drittel erreichte das Staatsexamen. Ein Professor fragte in der Einführungsvorlesung: «Wie viele seid ihr?» Wir waren 396 Studenten.

«Mindestens einer von Ihnen wird an Hepatitis sterben: ein Berufsrisiko – wie der tödliche Dachsturz des Dachdeckers.»

Tatsächlich habe ich mich später bei der Arbeit auf der Dialysestation durch eine missglückte Injektion bei einem Patienten infiziert. Die Sterblichkeit nach Infektion mit Hepatitis B betrug damals mindestens ein Prozent. Ich erkrankte nicht und blieb ein Leben lang immun. Es war die Zeit, als wir lernten Hepatitis A und Hepatitis B zu unterscheiden. Das Hepatitis-C-Virus war noch unentdeckt, und die Krankheit hieß Non-A/Non-B-Hepatitis.

Zu Studienbeginn war ich ein Rumpelstilzchen in Gummistiefeln, ein als Hippie verkleideter Nerd, auch wenn dieses Wort damals wohl noch niemand kannte. Der verfilzte, breite Lockenkopf, der Zwerg in Bluejeans und Lederjacke, benahm sich wie ein rücksichtsloses kleines kompaktes Tier. Wenn ich zu spät in die Vorlesung kam, stapfte ich einfach von der letzten Reihe über Pult zu Pult trampelnd zum nächsten freien Platz und ließ mich auf den Sitz plumpsen. Mehr als zwei Paar Hosen und T-Shirts besaß ich damals nicht. Habe ich gestunken?

Meine Freunde und ich saßen meist in der hintersten Reihe, was uns nicht hinderte, Fragen so lautstark zu stellen, bis sie vorne gehört wurden. Noch lauter war unser Protest, wenn beispielsweise der Professor für Embryologie und humane Entwicklungsbiologie sich in gelinde gesagt Frauen verachtender Art über die Preisentwicklung der Kuhmilch im Vergleich zu menschlicher Frauenmilch ausließ und

völkisch angehauchte Erwägungen über die Zukunft der Schweiz anstellte. Der Chef des Anatomischen Instituts war ein alter Patriarch von liberal-konservativem Zuschnitt aus einer armen Region des Kantons Graubünden, wo sich die Menschen den Blick in die Weiten Europas und der Welt auch durch hohe Berge nicht verstellen ließen. Das Kader der Anatomie bestand aus politisch extrem verschiedenen Menschen. Mit einem von diesen, einem gewissen Gonzague Kistler, sollte mich zehn Jahre später ein landesweit beachteter öffentlicher Streit verbinden.

Das Anatomische Institut befand sich an der Plattenstraße, neben dem Universitätsspital, das damals noch Kantonsspital hieß. Im schlecht belüfteten, überfüllten alten Hörsaal kippte immer wieder einmal jemand von der Sitzbank. Die hintersten Reihen standen mehr als einen Meter erhöht, auf einem treppenförmig ansteigenden, knarrenden Holzpodest. Wir stierten im verdunkelten Hörsaal alle auf die Leinwand. Es wurde das Lichtbild eines bösartigen kindlichen Augentumors gezeigt.

«Spiegelei! Fast wie ein Spiegelei!» Ich tippte meinen Nachbarn zur Rechten an.

Der schnaufte nun heftig. Die Diaprojektion zeigte einen Tumor, der aussah wie ein Spiegelei. Das Gelbe vom Ei war eher rot, rot auf weißem Grund.

«Ein Schweizer Spiegelei.»

Der Nachbar stürzte vom Podest, fiel heftig krachend auf den hölzernen Boden und strampelte wie ein auf dem Rücken liegender Maikäfer. Es war Sepp Savary; wir wurden enge Freunde.

Wir beugten uns gemeinsam über Lehrbücher und Leichen im Seziersaal. Beim Mittagessen neckte ich Sepp, da sei etwas in seinem wuchernden Bart hängen geblieben. Er fingerte sofort nervös darin

herum: «Da, ist das ein Nerv, eine Vene, Bindegewebe oder doch nur Spaghetti?»

Im Seziersaal war der Geruch von Formalin noch durchdringender als im übrigen Anatomiegebäude. Nicht selten kollabierte ein junger Mann; die noch nicht sehr zahlreichen Studentinnen waren widerstandsfähiger. Eines Tages fiel ein Kommilitone regelrecht mit dem Gesicht voran in die offene Leiche. Er wurde halbsitzend an die Wand gelehnt. Nach einigen Minuten bemerkten seine Kollegen, die mit ihm zu acht um die Leiche herum gearbeitet hatten, dass der junge Mann zyanotisch, vollkommen blau, war und überhaupt nicht atmete. Alle Wiederbelebungsmaßnahmen und auch das über die Wiese angerannte, aus der nahen Intensivstation gerufene Kardiomobil-Team blieben erfolglos.

Der Tod des Mitstudenten blieb wochenlang unklar, bis das Elektronenmikroskop des Privatdozenten Kistler einen extrem seltenen, bösartigen Tumor des Herzens zeigte: ein Rhabdomyosarkom im Reizleitungssystem des Herzens. Der Kommilitone hatte keine Chance, der Tod wartete schon lange, irgendwann hatte er unweigerlich kommen müssen.

Der neue Studienplan war chaotisch, der Vorlesungsbetrieb oft ungenügend, Studienunterlagen waren meist nicht greifbar. Viele Professoren verboten die Veröffentlichungen von Vorlesungsskripts. Wir waren die Ersten, welche dieses groteske Verbot ignorierten. Die Texte wurden gemeinsam redigiert, getippt und auf Matrizendruckern gedruckt: *Samisdat, underground literature*. In der Chemie erhielten wir Unterstützung durch eine Oberassistentin, Ursula Koch; sie wurde später Zürcher Stadträtin und Präsidentin der SP Schweiz. Seit 1968, der großen Zeit der Studentenunruhen waren schon einige Jahre vergangen, aber erst jetzt begannen kulturelle und politische

Veränderungen auch in der Medizin Fuß zu fassen. Wir Linken organisierten uns in der *Basisgruppe Medizin*. Nicht wenige waren in der POCH, der RAZ oder der KPS/ML, aber die meisten von uns waren nicht Mitglieder dieser radikalen Kleinparteien. Trotzdem hieß unsere Zeitung die *Rote Infusion*.

Wir Studenten, nicht nur die organisierte Linke, wehrten uns mit einem großen Sitzstreik vor dem Anatomiegebäude gegen die studentenfeindliche Ordnung. Sepp Savary als Vize und ich als Präsident führten die vorklinische Studentenschaft.

1974 organisierten wir eine große Blutspendeaktion. Wir luden zu PR-Zwecken den gesamten Zürcher Stadtrat zum Spenden ein; einige Stadträte folgten unserer Einladung. Es wurde ein kleines Medienspektakel mit Fotografen und TV-Kamera. Sepp und ich, verkleideten uns als großer und kleiner Graf Dracula. Zahnmedizinstudenten hatten uns fast perfekte Vampirgebisse angepasst. Wir sahen prächtig aus in unseren schwarz-roten barocken Kostümen. Der Stadtpräsident und seine männlichen Kollegen erschranken und kollabierten fast, als wir wirklich zur blutigen Tat schritten. Unsere Nadeln und unsere Vampirzähne waren *so* groß. Die erste und damals einzige Stadträtin, Emilie Lieberherr, dagegen hielt uns ihren Arm strahlend lachend und unerschrocken zur Blutspende hin. Die Pressefotografen waren glücklich; wir auch. Ich meine mich zu erinnern, dass mehr als sechstausendmal Blut gespendet wurde, ein Riesenerfolg.

Margrit

Mein politisches Engagement wurde nach der zweiten propädeutischen Prüfung geringer, und auch die Musik verlor fast komplett ihre Bedeutung. Ich arbeitete umso mehr. Seit Beginn des Medizinstudiums machte ich Nachtdienste. Zuerst war ich Sitzwache bei Todkranken, dann war ich eine Art Hilfsschwester und lernte die Grundpflege: Betten machen, Kranke waschen, drehen, umbetten, füttern, säubern, salben, Verbände wechseln, Magensonden, Bauchsonden, Absaugen mit Trachealsonden und das Pflegen von Urinkathetern. Dann lernte ich bei der Arbeit Blut abzunehmen, Venenkatheter zu legen, Infusionen mit Medikamenten zu richten und einzustellen. Die Schwestern brachten mir alles bei, und zunehmend zeigten mir die Ärzte ihre Tricks und vieles mehr. Während meiner klinischen Ausbildung durch die medizinische Fakultät erwarb ich mir nicht nur einen erheblichen Zuverdienst, sondern durch die Großzügigkeit des Pflegepersonals auch ein breites Wissen und praktische Fertigkeiten. Ich arbeitete in der HNO, in der Neurochirurgie, der Allgemein Chirurgie, im chirurgischen Notfall, in der Dialyse, auf der medizinischen Intensivstation und auf der Station für Schwerverbrannte.

Ab dem dritten Studienjahr arbeitete ich unentgeltlich, sooft ich konnte, auch in der Forschung. Im Keller des Instituts für Pathologische Physiologie befanden sich düstere, waschküchenartige Laborräume. Dort versuchte ich, die elektrischen Ströme einzelner Nerven und Herzmuskelzellen an schlagenden Froschherzen abzuleiten. Ich versagte komplett.

Ein sandsteinerner Trog bildete den Boden des Froschkäfigs. Ich köpfte einen Frosch, indem ich mit der Präparierschere quer durch das geöffnete Froschmaul fuhr und den Schädelteil einfach mit einem kurzen Zwack abschnitt. Der dezerebrierte Frosch wurde mit

Stecknadeln auf ein Korkbrett genagelt. Ich öffnete den Brustkorb. Herz und Lunge des Froschs musste ich durch Beträufeln mit Kochsalzlösung feucht halten. Das Froschherz schlug noch einige Stunden weiter, und ich konnte am schlagenden Herzen arbeiten.

Einzelne Muskel- oder Nervenzellen abzuleiten, ist eigentlich nicht besonders schwierig. Ein millimeterdickes Glasröhrchen wird an einer Stelle mit dem Bunsenbrenner erhitzt und, sobald es rot glüht, mit einem Ruck in die Länge gezogen, bis es bricht. Die Spitze wird so mikroskopisch dünn; dünner als ein Haar. Das Röhrchen kann nun mit einer Salzlösung gefüllt und mit einem dünnen Kabel elektrisch mit der Messapparatur verbunden werden. Die Spitze des Röhrchens kann durch die Zellmembran ins Innere einer Zelle gestochen werden: Fertig ist die intrazelluläre Elektrode.

Das alles ist recht einfach. Einzelne Zellen aber am *lebenden* Herzen zu untersuchen, ist ein kleines Kunststück. Das Froschherz bewegt sich bei jedem Schlag ein bis zweieinhalb Millimeter. Wie kann ich mit der einen Mikrometer dünnen Spitze in bewegtes Gewebe stechen, ohne dass die Spitze bricht? Ich befestigte das Glasröhrchen mit einem Wachstropfen an einer elektrisch heizbaren Schlaufe und probierte immer wieder, das Wachs verschieden stark aufzuheizen, gerade richtig weich oder steif, um in eine Zelle stechen zu können. Nach wenigen Wochen gab ich das Unterfangen frustriert auf. Die nervöse Feinregulation des Herzens sollten doch andere, geschicktere Menschen erforschen.

Bis zu meinem Staatsexamen arbeitete ich als Hilfspfleger auf der Dialysestation der Nierenabteilung des Universitätsspitals. Wenn die Niere nicht mehr genügend leisten kann, brauchen die Patienten zwei- bis dreimal pro Woche eine Blutreinigung, die Dialyse. Mein Forschungsinteresse war in der Nephrologie willkommen. Hier konnte

ich schon meine Doktorarbeit beginnen. Fluor spielt für die Zähne und im Knochenaufbau eine wichtige Rolle. Bei einem chronischen Nierenversagen und bei Dialyse-Patienten sind Knochenprobleme oft quälend und schwerwiegend. Ein Zusammenhang mit Fluor schien plausibel. Waren Fluoride hilfreich oder doch eher schädlich für Nierenpatienten?

Die Aufgabe für meine Doktorarbeit war das Messen von Fluorid-Ionen in biologischen Proben. Die Abteilung besaß zwei sehr empfindliche, auf Fluor spezifische Messelektroden, Tausende von Franken teure, fingerdicke Stäbe, welche für eine einzige Messung fünfzig Minuten brauchten. Im Labor stand aber auch eine universell mit einem Zahlencode programmierbare Rechenmaschine nahezu unbenutzt herum. Es war ein urtümlicher Wang-Computer mit einem halben Kilobyte Zentralspeicher, der Vorläufer des legendären Wang 2200. Die Maschine war etwa dreißig Kilo schwer und etwa doppelt so groß wie eine Schreibmaschine. Über einen Analog-Digital-Wandler konnte ich das Messsignal aus den Fluorid-Elektroden in den Computer einspeisen. Ich hatte beobachtet, dass die Messsignale der Fluorid-Elektroden sich immer in einer charakteristischen Kurve dem stabilen Endwert näherten. Diese Kurve konnte ich mit einer einfachen Formel simulieren. Schon aus den ersten zehn Minuten einer Messreihe ließen sich die Endwerte genau genug schätzen.

Die Messzeiten wurden drastisch verringert. Die Laborantin konnte ein Vielfaches an Messungen durchführen. Sie war eine gemütliche Welsche, welche mit Witz und guter Laune sehr präzise arbeitete. Fluorid-Messungen sind heikel. Wir arbeiteten mit Fluoriden, als wären es hochpathogene Keime.

In der Tierversuchsstation besaß die Nephrologie einige Dutzend Käfige voll Ratten. Ich half der Laborantin bei den Tierversuchen. Sie

zeigte mir, wie ich die Tiere mit Äther narkotisiert halten und operieren konnte. Ein mit Äther getränkter Wattebausch in einem Glasbecher wurde so über der Schnauze der Tiere platziert, dass sie nicht zu tief und nicht zu oberflächlich narkotisiert waren. Laborratten sind neugierige, freundliche Tiere. Wie Hunde sind sie individuelle Persönlichkeiten. Emotional sind Ratten ein ganz anderes Kaliber als Frösche.

Mit einem Schnitt in die Flanke legten wir die Nieren frei. Zuerst wurden der obere und der untere Pol einer Niere mittels eines Fadens abgeschnürt und amputiert. Nur ein Drittel der Niere blieb erhalten. Falls geglückt, wurde die zweite Niere komplett entfernt, oder die erste wurde vollständig entfernt und an der zweiten die Zweidritteloperation versucht. Mit einfachen Nähten wurden die Nierenloge und die Haut des Tiers vernäht. Die Tiere überstanden das Prozedere fast immer, scheinbar unbeschadet. Aber sie hatten nur noch einen Sechstel ihrer normalen Nierenleistung, also eine schwere Niereninsuffizienz. Nach einigen Wochen kontrollierter Fütterung töteten wir die Tiere und maßen unter anderem den Fluorgehalt. Ich arbeitete oft in der Nacht, denn am Tag studierte ich ja. In der Forschung verdiente ich nichts. Oft war ich frühmorgens, nach wenigen Stunden Schlaf auf einer Pritsche im Labor, schon wieder unterwegs, um die Dialysebäder zu richten; ich musste ja auch noch etwas Geld verdienen. Unmittelbar nach meinem Staatsexamen wurde ich zur Fertigstellung meiner Dissertationsschrift zwei Monate als Forschungsassistent mit vollen Lohnbezügen angestellt, meine erste Arbeitsstelle als Arzt.

Die nephrologische Forschung wurde mir bald zu langweilig. Hirnforschung interessierte mich viel mehr. So arbeitete ich vor und nach meinem Wahlstudienjahr im Monakow-Labor der Neurologie. Unter der Leitung von Dietrich Lehmann wurden dort evozierte

Hirnpotentiale untersucht. Damit war es Mitte der Siebzigerjahre schon möglich, Hirnfunktionen am lebenden Menschen zu lokalisieren. Visuell evozierte Potentiale erlauben eine sichere und frühe Diagnose der Multiplen Sklerose. Das ist eine Nervenkrankheit, welche herdförmige Ausfälle im Gehirn verursacht. Die Lähmungen und anderen Krankheitszeichen können sehr verschieden sein. Der Verlauf ist oft schubweise. Aber ein früher, meist unbemerkter Befall der Sehnerven ist die Regel.

Mit einem Elektroenzephalogramm (EEG) kann man die elektrischen Hirnströme messen. Die von der Kopfhaut abgeleiteten Signale der elektrischen Hirnaktivität erscheinen im EEG chaotisch. Sie offenbaren die zugrunde liegenden Sinnes- und Denkvorgänge nicht ohne Weiteres. Aber aus den unregelmäßigen Wellen des EEGs lässt sich mit einem Trick die durchschnittliche Reaktion auf einen immer wieder identischen Reiz herausfiltern. Bei den visuell evozierten Potentialen werden optische Reize eingesetzt und die durchschnittlichen Reaktionen darauf gemessen.

Wir platzierten die zu untersuchende Person vor einen Bildschirm mit einem Schachbrettmuster. Die Felder des Schachbretts wechselten zweimal pro Sekunde von Schwarz auf Weiß und von Weiß auf Schwarz. Auf der Kopfhaut klebten vierundsechzig Elektroden. In zweieinhalb Minuten wurden fünfhundert Messungen an jeder Elektrode vorgenommen, und das Durchschnittssignal jeder Elektrode musste errechnet werden. Aus unseren Daten konnten wir Millisekunde für Millisekunde elektrische Äquipotentialkarten herstellen, Landkarten von Bergen und Tälern der Erregung, die zeigten, in welchem Moment nach dem visuellen Reiz sich welche Stellen der Hirnoberfläche in welchem Zustand befanden.

Durchschnittliche elektrische Antworten des Gehirns auf Hörreize heißen akustisch evozierte Potentiale. Ein Doktorand aus Kalifornien untersuchte mit akustisch evozierten Potentialen, wo im Gehirn Tätigkeitswörter und wo Hauptwörter verarbeitet und erkannt würden. Der auslösende Reiz waren Wörter, welche akustisch in Verben und Nomen exakt aus denselben Lauten bestanden: «Äs Vögäli chunz FLÜÜGÄ», und: «Luäg ämaal diä FLÜÜGÄ.» Der Psychologe hatte in Kalifornien ähnliche Untersuchungen an Hopi-Indianern, Chinesen, muttersprachlich Spanisch sprechenden und englischsprachigen Kaliforniern durchgeführt. In der Schweiz fand er mindestens ebenso viele Sprachen. Ich glaube mich zu erinnern, dass Tätigkeitswörter in allen Sprachen eher links und frontaler als Hauptwörter verarbeitet werden. Schon 1976 gelang es im Monakow-Labor, Hirnfunktionen auf der Oberfläche von Menschen zu lokalisieren.

Ein Experiment ist mir in besonderer Erinnerung geblieben. Wir wussten, dass beim Menschen von unten auf die obere Hälfte des Augenhintergrundes einstrahlende optische Signale zehn Millisekunden schneller in den Sehregionen des Hinterhauptes erscheinen als von oben auf die untere Hemiretina einfallendes Licht. Es erscheint plausibel, da das Geschehen am Boden für einen Primaten wichtiger ist als das, was am Himmel geschieht. Dietrich Lehmann vermutete, dass die optische Signalverarbeitung messbar durch Drogen beeinflusst werden könnte und Signale der oberen und unteren Hemiretina verschieden reagieren würden.

Ich schlug vor, die Frage durch einen Versuch mit Ketamin zu untersuchen. Ketamin dämpft die Schmerzempfindung radikal, beeinträchtigt die Raumorientierung, verändert auch sonst die sinnliche Wahrnehmung und wirkt dadurch halluzinogen.

Ketamin – war noch nicht als Partydroge bekannt, aber ich kannte es und seine Handhabung gut aus der Schwerverbranntenstation und aus meinem Anästhesiepraktikum. Die Schulschwester der Anästhesie, Margrit Frank, war meine Freundin; sie half mir bei meinem Selbstversuch. Der Versuch wurde von der Leitung der Neurologie und der Anästhesie bewilligt.

Und so saß ich eines späten Abends mit entblößtem Oberkörper im Monakow-Labor, die Stirn an die fixierende Halterung vor dem Monitor gedrückt, mit vierundsechzig Elektroden auf dem Kopf und einer Infusion am Arm. Die Situation war echt schräg, denn ich war nicht nur der zugehörnte Proband, sondern auch der Versuchsleiter und musste Margrit erklären, welche Knöpfe an den eine halbe Wand füllenden Geräten sie für die Aufzeichnung der Daten wann zu drücken hatte. Margrit stellte die Ketamin-Dosis zunächst auf fünf Milligramm pro Minute ein. Die neuropsychische Wirkung setzte nach wenigen Sekunden ein, ziemlich heftig. Ich konnte mich kaum noch bewegen. Das Schachbrettmuster vor meinen Augen wechselte hin und her. Der Trip war recht gespenstisch. Ich delirierte leicht und musste mich sehr konzentrieren, damit mir die komplizierten technischen Aspekte des Versuchs nicht entglitten.

In diesem Moment kam der Chefarzt der Anästhesie ins Monakow-Labor, um sich über den Verlauf des Versuchs zu orientieren. Er betrachtete die merkwürdige Szene und fragte mich: «Spinnen Sie jetzt, Herr Seidenberg?»

Ich starrte auf den Monitor. Ich suchte die Antwort: Ja, nein, ja, nein? Das Schachbrettmuster schien sich hin- und herzubewegen. Was sollte ich sagen? Ja, nein, ja, nein. «Ja, Herr Professor! Ich glaube, ich spinne.»

Margrit Frank brachte mich weit nach Mitternacht mit dem Taxi nach Hause. Ich wankte und konnte nur mit ihrer Hilfe einsteigen.

Die Schnittstellen, der Kabelsalat und die Computer-Programme im Monakow-Labor wurden nur vom Ingenieur der Forschungsabteilung der Neurologie wirklich verstanden. Er erklärte mir die ganze Technik geduldig. Ich wollte unbedingt programmieren lernen. Ich lernte Maschinencodes, Assemblersprachen, Basic, Fortran, Pascal, C und einiges mehr. An der ETH wurden erste Computerkurse für Anfänger angeboten. Wir lernten so praktische Dinge, wie den Computer zu starten. Jeder Computer muss zuerst gebootet werden, denn wenn der Strom fließt, weiß der Computer nicht, dass er mit einer Tastatur oder einem Bildschirm oder Drucker verbunden ist und wie er mit diesem Gerät kommunizieren soll. Alle Programmteile inklusive Boot mussten damals explizit eingelesen werden. Noch viele Jahre lang konnte und musste eigentlich jeder Computeranwender jederzeit wissen, in welchem Zustand sein Computer war, wenn er einen Fehler finden wollte. Schon seit langer Zeit können auch der beste Crack und sogar riesige Teams nicht mehr genau wissen, was ein Computer gerade macht.

Im Rechenzentrum an der Rämistraße durfte ich ein zweitausend Lochkarten umfassendes Programm zur Datenauswertung auf dem Großcomputer der Universität entwickeln. Die Fehlersuche in einem solchen Programm war unglaublich aufwendig. Jeder Programmlauf kostete einige Tausend Franken. Der Betrag wurde automatisch auf dem viele Meter langen Papierausdruck aufgeführt und über das Konto des Monakow Labors abgerechnet. Der Ingenieur beruhigte mich, das sei doch nur virtuelles Geld. In Wirklichkeit waren die Kosten noch viel höher.

Im Büro des Forschungsingenieurs befand sich eine große hohe Wand mit roten Ordnern. Diese Ordner enthielten lauter Programmcodes, eine riesige Bibliothek von Tricks und Lösungen für Programmierprobleme. Die Codes mussten bei Verwendung einfach abgetippt werden, jedes Mal neu. In meinem Programm hatte ich einen Trick eingebaut, den ich ähnlich schon auf dem Wang-Computer der Nephrologie verwendet hatte. Der Ingenieur war begeistert und veröffentlichte diesen Trick. Es sollte meine erste wissenschaftliche Publikation sein. Ich weiß nicht, ob man sie noch finden kann. Vielleicht aber schlummert mein Code immer noch in irgendeiner Form in irgendwelchen unergründlichen Programmtiefen.

Dietrich Lehmann war ein hochgebildeter, feiner Mensch, extremer Kurzhaarschnitt; klein, fast zierlich tänzelte er durch die überall verkabelte Technik in seinem Labor. Er war immer neugierig auf Ideen und hatte selbst immer wieder originelle Gedanken zu allem Möglichen. Ich glaube, seine Frau arbeitete damals im Burghölzli an ähnlichen Forschungsthemen. Sie beide liebten es, Freunde zu sich nach Hause in Zollikerberg einzuladen und nächtelang zu diskutieren. Ich war nur einmal dort. Ich erinnere mich an niedrige Möbel, gedämpftes Licht und schweren Wein und an einen jungen Professor, den Leiter des Schlaflabors. Es wurde über die Funktionsweise des Gehirns, über die Möglichkeiten einer allgemeinen Theorie von Gedächtnis, Strukturerkennung und Denken gesprochen. Ich muss das Maul ziemlich weit aufgerissen haben und habe mich wohl auch blamiert. Ich argumentierte, dass in einem Gehirn, in welchem jede Nervenzelle mit jeder anderen über wenige Zwischenstationen verbunden ist, in jeder einzelnen Zelle das Wissen um und von den anderen Zellen enthalten sein muss. Meine Argumentation basierte auf einer holografischen Theorie. Eine solche Theorie des Gehirns als

Hologramm war in den Sechzigerjahren von Karl Pribram entwickelt worden. Ich hatte in meinem Psychologiestudium davon gehört, und die Idee war mir sofort plausibel erschienen. Aber ich hatte die Publikationen nie im Original gelesen und nicht wahrgenommen, dass Pribram mit dem Quantenphysiker David Bohm zusammengearbeitet hatte und dass die beiden dem Informationsaustausch im Gehirn quantenmechanische Wechselwirkungen zugrunde legten. Die beiden hoch angesehenen Koryphäen haben mit ihren im Kern spiritistischen Spekulationen die holografische Hirntheorie leider nachhaltig desavouiert. Noch heute meine ich, dass das Gehirn ohne quantenmechanische Annahmen als Hologramm verstanden werden kann und muss.

Auf einer Party kann man so etwas nicht klären. Nach meinem absonderlichen Vortrag über das Gehirn am gemütlichen Abend von Hirnforschern fühlte ich mich deplatziert. Dietrich Lehmann aber hatte seinem jungen Studenten wohl etwas genauer zugehört. Er nahm die Diskussion im Labor wieder auf und zeigte mir ein schmales Büchlein aus der Bibliothek der Neurologie in hellbraunem Leineneinband, in welchem eine allgemeine Theorie des Gedächtnisses und der Strukturerkennung dargestellt war. Ich habe den Titel und die Autoren vergessen und verdrängt. Sie stellten das Gehirn als eine Art Bibliothek mit Kästchen, Adressen, Adressaten und Laufzetteln dar. Ich war furchtbar enttäuscht und verärgert. Ich hatte Dietrich Lehmann versprochen, das Büchlein ausführlich zu kommentieren. Es gelang mir nicht, nicht so schnell zumindest. Ich tat mich schwer. Ich kam kaum über einige wenige Zeilen hinaus. Ich legte das Büchlein weg und nahm es erneut. Ich versuchte, ohne das Büchlein meine Gedanken zu ordnen. Aber was mir so klar erschien, war so schwer zu beschreiben und darzulegen. Ich musste für mein Staatsexamen lernen und vergaß, das

Büchlein zurückzugeben. Es verschwand irgendwo, was merkwürdig war, denn damals besaß ich nicht sehr viele Dinge. Dietrich forderte es mit einer netten, in einem Kuvert zugeschickten Karte zurück. Ich fand das Büchlein nicht, und es ging mir nie aus dem Sinn. Sein Versteck war Verdrängung, die peinliche Verborgenheit des Büchleins ein monströses Gewächs über einem psychologischen Loch, einem Gedankengrab. Ich musste manchmal plötzlich aufstöhnen, wenn mich der Gedanke an das Büchlein überfiel. Vor dem Aufstehen, im Halbschlaf, wusste ich wohl, wo das Büchlein war, aber konnte es nicht finden, wenn ich aufgestanden war. Im Universitätsspital machte ich Umwege, um Dietrich nicht zufällig in der Nähe des Monakow-Labors zu begegnen. Viel später habe ich das Büchlein wiedergefunden, aber nach einem Jahrzehnt schaffte ich es erst recht nicht mehr, es zurückzubringen.

Als ich Dietrichs Büchlein wiederfand, entdeckte ich darin auch meine Notizen wieder, zusammen mit einem Romanfragment über einen Mann mit Locked-in-Syndrom. Diese beiden Texte habe ich aufbewahrt, aber das Büchlein irgendwann wohl doch noch weggeworfen, denn ich finde es heute nicht mehr. Beide Texte enthalten viele Dinge, die mich damals und während eines großen Teils meines Lebens beschäftigten: Das alles in sein Belohnungssystem saugende Gehirn, das Denken und Sein des Menschen und das Eingeschlossen-Sein in einem bewegungsunfähigen Körper, alles zu hören, alles zu sehen und zu spüren, unfähig, irgendeine wechselseitige Beziehung aufzunehmen. Alles das war lange Zeit ein erheblicher Teil meines Lebensgefühls.

Vor meinem Studium war ich ein Mensch am Rande der Sozialverträglichkeit, voller Angst vor Menschen, Unwissen über die Menschen, Misstrauen, Unsicherheit, Ungeduld, aber auch

Überheblichkeit. Vor allem die Arbeit im Spital, die Notwendigkeiten des Umgangs mit Patienten, mit Menschen in Not, mit Mitarbeiterinnen und das Leben mit Margrit haben mich zivilisierter werden lassen.

Üse

Geschichte geschieht vor allem auch von unten. Gerade die Drogengeschichte in Zürich wurde von den vielen Menschen gelebt, erwirkt und erlitten. Die Geschichten meiner Patientinnen und Patienten erzählen auch meine Geschichte. Mein Leben ist kein Roman, auch wenn sich meine Geschichte vielleicht so lesen mag. Die Geschehnisse schildere ich so wahrheitsgetreu, wie mein Gedächtnis und die teilweise lückenhaften und fehlenden Akten es zulassen. Das Geheimnis der Patientinnen und Patienten ist nach bestem Wissen und Gewissen gewahrt. Ich war Arzt; ich werde niemanden verraten. Ich bin in der Pflicht und bleibe es.

Als ich mit siebenundzwanzig für das medizinische Staatsexamen büffelte, hatte ich keine Zeit für Forschung, Erwerbsarbeit, Musik oder irgendetwas anderes als Lernen. Ich lebte von wenig Geld, und als Hauswart im Souterrain des Gebäudes wohnte ich günstig. Meine Wohnung war spärlich möbliert, fast kahl: in der Küche ein massiver runder Holztisch und leere Bierkisten als Stühle, auf dem Boden in der Wohnstube zwei unbezogene Matratzen, ein großer kahler Tisch, bestehend aus einer schweren Glasplatte, welche aufgebockt auf zwei einfachen Stahlträgern ruhte. Meine jüngste Schwester war Lehrling und wohnte bei mir. Sie hatte oft Besuch. Meine Wohnung stand jedem offen.

Üse hieß eigentlich Urs und war Evelines Freund, der Freund der Freundin meiner Schwester. Sie waren alle noch minderjährig. Für diese Jungen war ich uralte. Ich hatte anderes zu tun, als aufzupassen, was sie so trieben, und sie waren froh, dass ich sie in Ruhe ließ: sturmfreie Bude. Ich kochte, zum Beispiel Spaghetti Napoli und Salat, und manchmal gab es etwas billigen Wein. Zum Lernen hatte ich gerne

Betrieb um mich herum; ich konnte mich gut konzentrieren und hatte bei Bedarf jederzeit Ablenkung, ohne außer Haus gehen zu müssen. Die Musik dieser Jungen war allerdings grauenhaft: *By the rivers of Babylon* von Boney M.

Eines Abends hockte ich im flimmernden Dunkel des Wohnzimmers vor dem Schwarz-Weiß-Fernseher und schaute die Tagesschau. Üse lag still neben mir auf der Matratze am Boden. Kommunistische Truppen der Sowjetunion und der Volksrepublik China lieferten sich am Grenzfluss Ussuri blutige Scharmützel; die Staats- und Parteichefs der UdSSR und der DDR, Breschnew und Honecker, trafen sich zu Gesprächen in Ostberlin; der RAF-Terrorist Stefan Wisniewski wurde von Frankreich an die Bundesrepublik Deutschland ausgeliefert; im US-amerikanischen Cape Canaveral startete eine Trägerrakete mit einem europäischen Satelliten. Vor dem Wetterbericht merkte ich plötzlich, dass Üse nicht nur gar nichts mehr sagte, sondern nicht mehr atmete. Ich machte Licht. Er war zyanotisch, blau und praktisch schon tot. Ich reanimierte ihn nach allen Regeln der Kunst und dachte die ganze bange Zeit nur an die Schlagzeile in der Boulevard-Zeitung Blick: *Fixer tot, Arzt saß einfach daneben.*

So weit kam es nicht. Im Spital beschimpfte ich Üse so lange, bis er wieder richtig wach war. Dieser Blödmann hatte doch einfach gedacht, er könne sich auf einmal so viel Dope reinknallen, wie er nur wollte; ich säße ja neben ihm und würde ihn schon retten.

Üse war mein erster Drogenpatient. Er nannte mich Sidi – wie viele nach ihm auch.

Hirsch

Unser Professor referierte mit kurzen Sätzen und beeindruckender Stimme über das Belohnungssystem. «Das Belohnungssystem eines Säugetiers beherrscht unser Großhirn, unser Denken. – Von was werden Sie getrieben, meine Damen, meine Herren? Sie sind doch jung, was treibt Sie an?» Der alte Ordinarius für Physiologie donnerte seine Frage lustvoll in den Vorlesungssaal. Er ging gebeugt und fahrig am Stock, aber die bärenhafte Gestalt des jungen Draufgängers, der er einst gewesen war, war noch zu erahnen.

«Alles, was wir gerne tun, möchten wir immer wieder tun. Alles, was wir gerne spüren, möchten wir immer wieder spüren. Alles, was wir gerne erleben, möchten wir immer wieder erleben. Nicht wahr, meine Damen, meine Herren?»

In den Sechzigerjahren zeigte der US-Amerikaner James Olds, wie eine Ratte auf Knopfdruck, über elektrische Belohnungsreize oder Mikrodosen von Drogen, gesteuert werden kann. Die hungrige Ratte verzichtet lieber auf angebotenes Futter als auf den Belohnungsreiz. Wenn das Tier eine Schaltertaste drückt, wird im Belohnungssystem ein elektrischer Impuls ausgelöst oder eine kleine Menge Drogen freigesetzt. Auch auf einer Heizplatte stehend drückt das Tier in rasendem Tempo weiter den Schalter und weiter. Unablässig versucht es, das Belohnungssystem zu reizen. Es verhungert lieber oder verbrennt sich, als dass es von seinem selbstzerstörenden Tun ablässt. Haben Sie das Bild dieses süchtig gemachten Versuchstiers vor Augen? Dieses grausame Tiermodell funktioniert mit Heroin, Kokain, Nikotin, THC und allen Suchtdrogen genauso wie mit elektrischen Reizen im Belohnungssystem.

Können Sie auch den Junkie sehen? Getrieben von seiner Sucht nimmt der Junkie Krankheit und Tod auf sich. Kein nettes Zureden und auch

keine Gewalt, nichts, wirklich nichts, kann ihn stoppen. Er braucht den Stoff.

Auf dem Nachhauseweg bin ich ihm vor der ETH begegnet. Er hieß Hirsch. Er war ein Bekannter aus Gymnasialzeiten. An seinem rot starrenden Feuermal auf dem linken Auge erkannte ich ihn sofort, den Blutaugenhirsch. Mit dem Infusionsständer am Arm, mit im Rücken offenem Krankenhaushemd und mit nackten Beinen und Füßen rannte er im Schneematsch vom Unispital hinunter in die Stadt, auf der Suche nach dem nächsten Schuss Heroin. Mit irrer Panik im Blick entdeckte er mich. «Sidi, du musst mir helfen! Hast du Feuer?»

Hirsch zitterte und schlotterte. Wie sollte ich ihm helfen? Ich gab ihm Feuer. Hinter dem Qualm war er schon wieder weg, hinunter in die Stadt, wo er irgendwo und irgendwie etwas aufzutreiben hoffte. Winkte er mir mit der Zigarette zu, oder war er nur am Stolpern? Vor der Station der Polybahn sah ich ihn das letzte Mal. Er polterte an die verschlossene Türe. Die Standseilbahn war außer Betrieb. Er hetzte die Leonhardsstraße hinunter. Was aus ihm wohl geworden ist?

Mia

Das Mädchenheim befand sich in einem großen Patrizierhaus mit ummauertem Hof und dazugehörigem Gesindehaus, in welchem das Heim in einem einzigen Klassenzimmer eine eigene kleine Gesamtschule führte. Es hieß immer noch *Mädchenheim*, obwohl seit wenigen Jahren auch Knaben aufgenommen wurden.

Mia und Ueli Körber hatten zwar eigene Eltern, aber die waren Jenische, unstete Fahrende, die selbst schon als Kinder in Heimen aufgewachsen waren und denen das Sorgerecht auch für die eigenen Kinder wieder entzogen worden war. Zur Mutter hatten sie noch gelegentlichen Kontakt.

Die Kinder mussten die alten Heimeltern noch mit «Vater» und «Mutter» ansprechen. Mia und Ueli verweigerten das Vater-und-Mutter-Sagen. Nach dem gemeinsamen Gebet und Abendessen wurden einzelne Kinder zum Heimvater bestellt. Der verschloss die Türe, legte sie übers Knie und bestrafte sie auf dem nackten Hintern mit blanker Hand und abgezählten, zornigen Schlägen. Die beiden Geschwister waren fast jeden Abend den Gewaltritualen im verschlossenen Zimmer des alten Heimvaters ausgesetzt.

Der alte Heimvater hatte eine mächtige Stimme, welche auf dem ganzen Areal des Mädchenheims dauernd präsent war. Diese Stimme war fest tragend im Chor mit den Kindern. Der Chor des Mädchenheims war bekannt. Der tägliche gemeinsame Gesang, das gemeinsame Werken und sogar das abendliche Gebet erzeugten oft eine feierliche Stimmung, der sich kaum jemand entziehen konnte.

Mia hatte eine klare, ungekünstelt starke Stimme, ganz im Gegensatz zur Heimmutter, deren Belcanto-Sopran manchmal ins unerträglich Schrille abzugleiten drohte. Der Heimvater stellte sich nicht nur mit seiner Frau im Arm zum Singen auf, sondern hielt zum gemeinsamen

Singen gerne auch Mia ebenso fest um die Schulter. Das *Kyrie* des Mädchenheimchors ließ an hohen Festen die Gemeinde in der Kirche erschauern.

Anna begann ihre Arbeit als Betreuerin im Mädchenheim ein Jahr, bevor das alte Leiterehepaar in Pension ging und durch ein junges abgelöst wurde. Mit der Ankunft der jungen Heimeltern wehte ein frischer, ein neuer Wind, und die echte Freiheit schien ein kleines Stück näher gerückt zu sein. Die Kinder durften sie duzen und sie Sonja und David nennen. Sonjas Stimme klang fast zum Verwechseln ähnlich wie die der alten Heimmutter. Auch David konnte nicht gut singen, aber er brachte neue Lieder und begleitete auf seiner Gitarre ganz passabel.

Sonja und David waren kaum älter als Anton, Annas Zukünftiger, der sie im Mädchenheim nicht ganz heimlich besuchte, wenn Anna dort Nachtwache hatte. Nur junge Liebe ist glücklich auf achtzig Zentimeter breiten Betten in einem Dienstzimmer, kaum größer als ein Schrank. Manchmal kam Annas Schatz erst spät in der Nacht und musste noch vor der Morgendämmerung zurück in die Stadt. Wenn die Kinder noch wach waren, wurde sein Motorrad als große Verheißung bewundert, und Anton musste die Kinder reihum aufsitzen lassen und im Hof des Heims mit fast jedem einmal eine Runde drehen. Nur Ueli weigerte sich aufzusitzen. Er war nicht nur neidisch wegen des Motorrads, sondern wohl auch eifersüchtig, dass Anna noch andere Männer lieben könnte als ihn allein.

Als Anna schwanger wurde, kündigte sie die Stelle im Heim. Für die Kinder war Annas Weggang schwer. Sowohl liebe als auch böse Betreuer können für Kinder schwierig sein, auf böse ist wenigstens Verlass.

Mia war entwichen, ausgerissen, auf Kurve gegangen. Schule war doch das Letzte – und die neuen Heimeltern sowieso. Die Erwachsenen logen

alle miteinander, und sowieso verstand niemand, wer sie wirklich war. Mia schlief mal da, mal dort. Im Sommer fand sich auch draußen immer irgendwo ein Plätzchen, wo ihr niemand an die Wäsche wollte.

Anna bereitete das Nest in Erwartung ihres Kindes: Stubenwagen, Babyduvet, Strampelsack, Häkeldeckchen, Mobile, Puppen mit und ohne eingebaute Musikspieldose. Manchmal sprach sie noch von den Kindern im Heim, vor allem von den beiden Körper-Geschwistern. Und sie machte sich leise Vorwürfe, weil sie den Andeutungen der Mädchen gegen den bigotten alten Heimvater nicht nachgegangen war. Anna war doch noch so jung gewesen, und sie hatte wohl selbst Angst gehabt vor dem Alten.

Im Mai 1980 gab es in Zürich Krawalle. Mit Wasserwerfern, Knüppeln und Tränengas löste die Polizei die Demonstrationen auf. Als Anna und Anton eben aus dem Kino Corso kamen, standen sie in einer engen Gasse unversehens in dichten Tränengasschwaden. Anton packte Annas Hand, und sie rannten aus dem Getümmel, die Schanzengasse hinauf bis jenseits der Gleise der Bahn. Anna musste Luft holen. Sie hielt sich mit beiden Händen am Absperrgitter über dem Bahnareal, und ihr Bauch drückte gegen die Maschen. Sie war schon sichtbar schwanger.

Unmittelbar vor ihr, hinter dem rostigen Stahldrahtzaun, saß eine junge Frau auf dem grasigen Bord über der Tunneleinfahrt. Sie blickte unbeteiligt auf das Geschehen im Tränengasnebel. Sie hatte ihren Gurt um den linken Arm gebunden. Dann konzentrierte sie sich auf ihre Venen und wie sie einen Knall darin absetzen könnte.

«Oh, nein! He, das ist doch Mia!»

«He, Mia! Was machst du denn da?»

«Das ist ein gutes Plätzchen.»

«Wofür?»

«Hier hat man eine gute Aussicht.»

Erst jetzt schien Mia zu bemerken, was unten, auf dem nahen Platz hinter dem Eisenbahngraben abging. Polizisten prügeln und traten zu zweit oder zu dritt auf wehrlos am Boden liegende Menschen, rissen Kleider von den Leibern, Frauen bedeckten ihre Blößen und rannten panisch zwischen den Schlagstöcken nach einem Fluchtweg suchend herum.

Mia rappelte sich auf. Anna und Anton halfen ihr durch ein Loch im Gitter. Gemeinsam rannten sie die Schanzengasse weiter hoch, als Polizisten in Vollmontur einigen Demonstranten ein Stück weit nachhetzten. Zuvorderst flüchtete eine halb nackte Frau. Sie schloss sich den dreien an. Mia schien die Frau zu kennen. Auf der hohen Promenade sahen die vier keine Verfolger mehr und konnten erneut verschnaufen.

«Kennst du Silvia nicht mehr?», fragte Mia. «Das ist doch Silvia Amsler! War Silvia schon nicht mehr im Mädchenheim, als du zu uns kamst, Anna?»

Silvia war eine zierliche Frau. Sie musste mindestens vier Jahre älter als Mia sein, aber das sah man nicht. Völlig aufgekratzt zappelte sie herum, mal einige Schritte rückwärts der kleinen Gruppe zugewandt, dann tanzend und hüpfend vor oder neben den anderen.

Silvia berichtete von der Demo, von Bullenschweinen, welche ohne Warnung losgeknüppelt hätten, und von Gas speienden grünen Wassermonstern. Sie war voller Blut im Gesicht, an den Händen und am Körper. Anna half ihr, sich an einem Brunnen zu waschen.

Einen größeren Riss tupfte ihr Mann mit einem Tuch trocken. «Ich glaube, das muss man nähen. Drück jetzt das Tuch auf die Wunde, damit es nicht so blutet!»

Silvia hielt nicht still und tanzte bald erneut mit aufgerissenen Augen, ausgebreiteten Armen und wippenden Brüsten herum. Anna kramte in ihrer Tasche. Sie reichte Silvia ein überlanges T-Shirt mit aufgemaltem Peace-Zeichen: «Du kannst es haben.»

Es war schon dunkel. Am Zeltweg wollte Silvia mit den Lichtern der Autos tanzen. Mia und Anna mussten sie zurückhalten. Das erste Taxi weigerte sich, die schräge Gruppe mitzunehmen. Silvia wäre den anderen auf dem Pfauenplatz fast entwischt. Vor dem Eingang des Schauspielhauses führte sie eine großartige Szene auf, als wäre da ein Tempelportal oder so etwas. Vielleicht sah sie auch mehr als nur die spärlichen Steinfiguren an der klassizistischen Fassade. Jedenfalls verbeugte sie sich immer wieder inbrünstig wie vor dem Kaiser von China oder hopste wie eine barbusige afrikanische Hirtenfrau beim Brauttanz.

Der Fahrer eines anderen Taxis sah zum Glück nur Annas schwangeren Bauch und ließ sie einsteigen. Die Frauen saßen auf den Rücksitzen. Anton, auf dem Beifahrersitz, unterhielt sich angeregt mit dem Fahrer über die Demos. Der war sehr nett und lästerte über die Polizei. Mia holte eine Flasche Schnaps aus ihrer Tasche, prostete Anna provozierend zu und setzte sie an den Mund. Mia wusste natürlich genau, dass ihrer früheren Erzieherin nicht wohl sein konnte. Anna wusste ja nicht einmal, ob Mia polizeilich gesucht wurde. Mia hielt ihr die Flasche hin. Anna lehnte dankend ab.

Silvia aber nahm die Flasche: «Prost, Frau Lehrerin! Hoheit: zum Wohl!»

Silvia

Silvia hatte eine schwere Zeit hinter sich. In den zwei Jahren nach dem Mädchenheim war alles schiefgelaufen. Das war in Silvias Leben einfach immer so. Da war vor allem die blöde Geschichte mit Einar gewesen. Silvia wusste eigentlich nicht, warum sie mit ihm zusammen war.

Silvias Regel war schon immer unregelmäßig gewesen, aber, seit sie nicht mehr im Heim lebte, ganz ausgeblieben. Silvia hatte befürchtet, sie sei schwanger, als sie nachts unter starken Krämpfen kleine Klumpen ausstieß. Die Matratze war am Morgen voll Blut. Einar war damit in Berührung gekommen. In panischem Entsetzen hatte er Silvia verprügelt.

Silvia hatte Mia und Romi an der Seepromenade getroffen. Dort gibt es lange Steinbalustraden, auf welchen man am See sitzen, die Beine über dem Wasser baumeln lassen und den Enten, Schwänen und dem Lauf der Sonne oder des Mondes zusehen kann. Es war noch warm gewesen von der Maisonne des eben vergehenden Tages. Mia und Romi hatten sich zufällig unmittelbar neben Silvia gesetzt, aber in der einbrechenden Dunkelheit hatten sie Silvia nicht erkannt.

Diese zündete sich eben einen Joint an. Sie inhalierte tief, reichte ihn stumm weiter und sagte, als sie endlich ausgeatmet hatte: «So riecht die Freiheit, Girls!»

Jetzt gab es ein großes Hallo. Sie hatten sich fast zwei Jahre nicht mehr gesehen. Mia und Romi waren richtige Frauen geworden. Silvia machte beiden Komplimente und flüsterte vor allem Mia alles Mögliche in beide Ohren. Romi wollte jetzt Coco genannt werden. Aber weder Mia noch sonst jemand nannte sie so. Da ließ es auch Silvia nach wenigen Malen wieder bleiben.

Sie hingen noch eine Weile am See, schmusten, machten auf der Wiese am Ufer zu dritt herum, und irgendwann gelangten sie auf der anderen Seite des Seebeckens zur Roten Fabrik, wo nach einer Vollversammlung noch mit jeder Menge aufgestelltem Volk, gutem Duft und Sound in der Luft die Party überhaupt erst begann. Silvia kannte jede Menge Leute. Leider waren auch Einar und seine Kumpel da. Die Bullen standen draußen nur blöd herum und wagten nicht, auf das Fabrikareal zu kommen.

Romi und Mia fuchtelten eine Zeit lang mit einem roten und einem blauen Scheinwerfer herum, leuchteten den Kamin der Fabrik an, die Leute oder die Bullen am Fabrikeingang und spielten an der Wand Licht-Fangen. Die Männer hopsten wild gegeneinander. Silvia war das getriebene Gedränge zu viel.

Mia wollte wissen, wie der Kerl am Mikrofon heiße. Romi fand ihn auch total süß, was bei seinem schwarz auf schwarzem Outfit und seinem dunklen Make-up vielleicht eine eher schräge Qualitätsbezeichnung war.

«Lasst die Finger von Harry! Alle wollen Harry Mocke, aber Mocke steht nur auf Sugar und Coci.»

Silvia hätte das besser nicht gesagt, denn so waren die beiden jungen Frauen erst recht scharf auf Harry. Mia schaffte es, noch in derselben Nacht mit Mocke zusammen auf der Bühne zu stehen und bei seiner Ballade den Refrain über den Sonnenaufgang mitzusingen.

«Am Nordpol geht die Sonne im Süden auf, hinter den Bergen steigt sie direkt aus dem Meer. Unsere Parole: Schleift die Berge! Für eine freie Sicht aufs Mittelmeer!»

Und die Sonne ging wirklich auf, im Osten, hinter den Hügeln, hinter dem See, und Silvia hielt Romi in den Armen, und alle schunkelten und summten mit.

Da knallten plötzlich Schüsse, mehrere Kugeln pfffen bedrohlich nahe über die Köpfe, und ein alter Mann rief wirres Zeug über Feste, welche nie aufhörten und noch viel besser und wilder sein könnten. Fast alle rannten davon.

Einar berichtete später, das sei doch nur der alte Palustra gewesen, ein manchmal durchgeknallter Bildhauer, der in der Roten Fabrik sein Atelier hatte. Am nächsten Abend habe er erneut herumgeballert. Es sei der autonomen Sanität, den Plaffenwatz-Ärzten Peter Frei und Sidi gelungen, ihn zu beruhigen und ihm das Gewehr abzunehmen. Aber Palustra habe zuerst einem der beiden Ärzte mit einem großen Beil fast den Schädel eingeschlagen. Doktor Frei habe geblutet wie eine abgestochene Sau, aber er sei doch nicht schwer verletzt gewesen. Palustra habe seinen Widerstand erst aufgegeben, als auch Doktor Sidi mit in den Sanitätswagen gestiegen sei.

Die drei Frauen waren fluchtartig aus der Roten Fabrik gerannt. Sie lagen am Ufer eng beieinander. Silvia hatte noch etwas Gras dabei. Sie blinzelten in die sich in den Wellen spiegelnde Morgensonne und schliefen, bis sie von zwei Polizisten vertrieben wurden. So trotteten sie halt doch ins besetzte Haus, wo auch Einar und seine Kumpel wohnten – und neuerdings anscheinend auch Mocke, wie sie bald merkten. Silvia hatte eine Matratze, auf der sie zu dritt schliefen.

Einar weckte Silvia, weil er kein Gras mehr hatte. Er beschuldigte sie, alles von *seinem* Gras weggeraucht zu haben. Das stimmte aber nicht, weil sie zusammen eingekauft hatten. Silvia beharrte darauf, sie habe die Deals eingefädelt, von welchen sie den Stoff abzweigen konnten, bevor sie den Rest an irgendwelche Füdlibürger verkauften. Und überhaupt seien seine kapitalistischen Gedanken sowieso bescheuert. Einar war kurz davor loszuschlagen, hörte nicht auf mit seinem Motzen, Knurren und Brüllen, und zum Schluss schrie er so laut, dass plötzlich

Harry Mocke hinter ihm im Türrahmen auftauchte, verschlafen, völlig nackt und mit einem zünftigen Ständer, wohl einer Wasserlatte. Mia und Romi hatten das noch nie gesehen. Obwohl Mocke fast einen Kopf kleiner war als Einar, fragte er Einar selbstsicher, was das blöde Gefasel sollte. Einar verkrümelte sich tatsächlich grummelnd. Die beiden blöden Gören neben Silvia waren natürlich hell begeistert. Sie luden Mocke ein mitzupaffen; es hätte auf der Matratze genug Platz. Mocke verstand sehr gut, welchen Schmus er Frauen zu bringen hatte.

Drei Frauen plus ein Mann auf einer Matratze, das war Silvia eindeutig zu eng. Sie blieb nur so lange, bis der Joint zu Ende geraucht war, und baute in dieser Zeit einen weiteren, den sie Einar zur Versöhnung bringen wollte. Als sie die Türe öffnete, stand der dahinter und weinte. Leise schlug er mit der Faust gegen die Wand. Silvia schloss die Türe, drückte sich von hinten an Einar und reichte ihm das Rauchopfer. Das war das letzte Mal, dass sie mit Einar und überhaupt mit einem Mann Sex hatte.

«Make love, not war», schön wäre es. Eigentlich stand Silvia nur wenig auf Männer. Auch ihre Liebe zu Frauen war immer wieder auf Stacheln und nicht auf Rosenblüten gebettet. Aber Männer waren in Silvias Leben einfach das Letzte.

Romi und Mia machten auf Silvias Matratze vier Tage lang praktisch ohne Pause mit Harry Mocke rum. Silvia sah die drei eigentlich kaum. Sie besuchte Freunde in anderen besetzten Häusern. Manchmal waren Einar und seine Kumpel dabei. Sie waren ein Dutzend Leute und kundschafteten leer stehende Häuser aus. Sie erkundeten das Areal hinter dem Hauptbahnhof neben der Sihl und dem Platzspitzpark, welches ideal für ein autonomes Jugendzentrum wäre. Das war ein richtig gutes Gefühl, wenn Zweierpatrouillen von Bullen auf die andere Straßenseite auswichen. Johlend und pfeifend zogen sie durch die Stadt.

Auf dem Weg nach Hause begann Einar wieder, wegen des Dopes zu streiten. Er boxte Silvia in den Magen und schubste sie auf die Straße, fast in ein fahrendes Auto. Max, Renzo, Carlo und die anderen, die noch dabei waren, fanden auch, dass Einar sich total danebenbenahm. Dass Einar auch auf Sugar war, merkte Silvia aber erst, als er auf Entzug kam, als sie in der Küche weiterstritten und er ihr noch einmal eine reinhaute und dann weinte und immer mehr in ein heulendes Elend verfiel, zitterte und sich in einer Ecke auf dem Boden krümmte und mit den Händen um die Knie gefasst hin und her wiegte.

Mia kam in die Küche. Silvia merkte, dass etwas geschehen war. Es war nicht wegen Mias neuer Frisur mit asymmetrisch rasierten Schläfen und den zwei durch die Wange gepiercten Sicherheitsnadeln. Mia hatte Essen für alle aufgetrieben. Zuerst räumten die Frauen zusammen ein bisschen auf, sangen, und es war fast ein bisschen wie im Mädchenheim. Allerdings wimmerte Einar in seiner Ecke und verschwand immer wieder auf die Toilette. Mocke dröhnte irgendwann mit englischem Punk aus seinem Zimmer. Die Frauen ließen sich den Spaß am Kochen nicht verderben. Silvia fragte, wo Romi geblieben sei. «Coco ist abgehauen und vermutlich zurück ins Mädchenheim.»

Hatte Mia wirklich «Coco» gesagt? Mia begann, leise zu weinen, aber Silvia merkte es zunächst nicht. Sie rührte am Herd in der Tomatensauce. Erst als sich Mia an ihren Rücken drückte und ihr feuchtes Gesicht an ihrem Nacken rieb, erschauerte Silvia.

Mia sprach mit einer feierlichen, tiefen, heiseren Stimme: «Mocke ist das Größte und das Tiefste, das Tier und ein Gott, das Höchste und das Niedrigste, das Beste und das Schlimmste, Paradies und die Hölle», begann sie schwülstig zu erzählen. «Er hat alles mit uns gemacht von vorne und von hinten, von oben und unten. Er hat uns Zucker und Schnee gegeben. Du glaubst es nicht, da ging die Sonne wirklich im

Süden auf! Ich war hin und weg. Da kamen Renzo und Carlo. Sie wollten auch mitmachen. Du und Einar wart ja nicht da. Aber der Max, der stand in der Türe und schaute einfach zu. Es war nicht mehr lustig. Als alles Dope aufgebraucht war, sind wir raus auf die Straße und gingen ins AJZ. Mocke sagte, dass er dort sicher jemanden kenne, der etwas hätte. Auf den großen Steinplatten und zwischen den Bäumen standen die Leute in Gruppen. Die Bullen fahren in zwei Sixpackwagen vor. Romi rannte von einem Dach in den Ast eines Baumes und blutete. Aber die Schmier hat uns nicht erwischt.»

Silvia stand regungslos in den Armen von Mia und starrte in die blubbernde rote Sauce. Sie wollte schon über die Schulter blicken, als Mia fortfuhr: «Auf der großen, stadtauswärts führenden Straße war nicht mehr viel Verkehr. Ein Wagen hat angehalten, und der Mann fragte, wie viel wir Frauen kosteten. Mocke fragte, ob er für beide fünfhundert zahlen würde. Der Mann stieg aus, musterte mich und Romi im Licht der Straßenlaterne und sagte okay. Da sind wir lachend davongerannt. Mocke fand aber, dass wir das Geld eigentlich gut gebrauchen könnten und wir das nächste Mal, wenn einer fragen würde, zum Schein darauf eingehen sollten. Es war wieder derselbe Mann. Er war nur um den Block gekurvt. Der Mann öffnete uns die Türen und hieß die Damen auf den Rücksitzen Platz zu nehmen. Beim Einsteigen in den vornehm stinkenden Mercedes zwickte mich der glatzköpfige, dicke Widerling in den Hintern. Mocke saß vorne und verhandelte mit dem Typen. Der verbot uns das Rauchen in seiner sauberen Kalesche, wollte uns beide für den Rest der Nacht buchen und bot dafür sogar tausend. Harry Mocke nahm das Geld und stieg aus. Wir Frauen machten dasselbe und rannten davon. Romi kam auf der anderen Seite als ich und Mocke nur schlecht aus dem Wagen. Sie verhedderte sich in irgendetwas und fiel auf den Asphalt. Der Kerl sprang natürlich auch

sofort aus seiner Karre. Der Dicksack war aber zu spät. Er hat Romi nicht erwischt, aber wir sahen, wie er ihr nachrannte, dann allein zurück zum Auto kam und damit suchend durch das Quartier fuhr. Mocke und ich machten uns hinter Büschen vom Acker. Ich habe Romi seither nicht mehr gesehen. Sie ist sicher zurück ins Mädchenheim.»

Mia hielt Silvia immer noch umarmt. Ihre Sauce war mittlerweile fast angebrannt. Da kam Mocke in die Küche. Er hatte in jeder Hand eine Flasche Merlot. Er schnüffelte fein lächelnd in der Luft, tat ganz künstlerisch, legte seine Weinflaschen bewehrten Arme um die Schultern von Mia und Silvia, lobte «les femmes éternelles», die Frauen allgemein, und schwärmte von einem «souper du roi», dem königlichen Mahl, welches nun bevorstünde. Er half Einar auf die Füße und an den Tisch. Er prostete den anderen zu, machte großartige Sprüche, während die anderen drei mit gesenkten Köpfen ihr Essen in sich schaufelten. Dann zog Mocke mit Einar ab, weil er irgendwo mit einer Band singen wollte. Die noch verschlossene zweite Flasche Merlot nahm er mit. Mia und Silvia teilten den Rest der angebrochenen Flasche, schiefen eng umschlungen auf Silvias Matratze und merkten nichts, als die Männer kurz vor dem Morgengrauen nach Hause kamen.

Eine Stunde später räumte die Polizei das Haus. Sie setzten eine Frist von zehn Minuten. Die Punks waren nicht vorbereitet und verließen das Gebäude kampflös. Sie standen hilflos draußen und konnten nur gaffen. Silvia zeigte den Stinkefinger und Mia mit heruntergelassener Hose ihr Hinterteil. Die Bullen lachten, piffen anerkennend und machten obszöne Gesten.

Nur Einar und Mocke wollten kämpfen. Die Schroter schleppten sie aber bald an den Haaren, Armen und Beinen aus dem Haus. Mocke war bewusstlos. «Ist *das* die neue sanfte Tour der Schweine?»

Mia stürzte zu Mocke und nahm seinen Kopf in ihren Schoß. Irgendwann fuhr die Sanität vor, sie luden Mocke auf eine Trage und fuhren davon. Niemand hat von Mocke je wieder etwas gehört.

Silvia meinte, sie müsse ersticken in dieser Stadt. Sie zog in eine Frauen-WG. Frauenpower, das war stark. Auf dem Balkon und unter den Fenstern wehten violette Tücher mit dem Zeichen der Venus. Die weibliche Macht wurde täglich mit Kampfparolen auf der Straße gezeigt. Sie waren die Hexen, welche saubere Luft und Wohnraum forderten.

Mia war tagelang verschwunden, sie war voll auf Sugar. Silvia sah Mia erst bei der Opernhausdemo wieder. Wie und warum Silvia einen Trip genommen hatte, hätte sie gar nicht mehr sagen können. Niemand nahm mehr Trips. In der Frauen-WG waren Drogen überhaupt verpönt.

Mia war mit Einar ebenfalls auf der Demo. Anscheinend waren die beiden jetzt zusammen. Jedenfalls hielten sie sich und wirkten beide ziemlich jämmerlich, wie sie so dastanden und Parolen riefen – wie ein Seelöwenpärchen, welches gegen die im Meer lauernenden Orkas bellt. Die Polizisten verteidigten den Fürsten Blaubart, welcher Aschenputtel, Dornröschen und Silvia in seinem Folterkeller vernaschen wollte. Der Feuer und Wasser speiende Drache aber saugte Silvia alle Luft aus dem Leib, riss ihre Lunge heraus, bis sie nur noch husten konnte. Schlagende Rüsselschweine prügeln sie und rissen ihr die Kleider vom Leib. Silvia rannte vor den Menschen fressenden Biestern fort und meinte, mit den Strahlen ihrer Augen alle ihr in die Quere kommenden Kapitalistenschweine zu Salzsäulen erstarren lassen zu können.

Da nahmen Mia und die mit Blumenkranz im goldenen Haar geschmückte Anna Silvia plötzlich an den Händen. Sie rannten mit ihr in einen im Abendrot leuchtenden Garten. Graf Anton deckte den Rückzug der Damen. Er hatte sein Schlachtross nicht dabei und war

auch sonst gar nicht gerüstet zum Tjost. Silvia tanzte mit den Lichtern am Zeltweg, und am Pfauenplatz öffnete sich das Höllentor, vor dem sie sich nur ehrerbietig verneigen musste, um bald ihren edlen Bräutigam zu erwarten, der mit seiner riesigen Herde sicher der Unterwelt der bürgerlichen Ärsche wieder entsteigen würde. Da rissen Anna und Mia Silvia in ein Taxi. Anton diskutierte mit dem Fahrer den Spielstand. Männer wollen ja immer nur das eine! Haha! Die Girls aber feierten mit edlem Champagner die junge werdende Mutter Anna und ihren schönen Grafen Antonius. Aber Anna war doch die Erzieherin des Mädchenheims, die verkappte Adelheid, nein, das Fräulein Rottenmeier aus Frankfurt, nein, das konnte alles nicht stimmen, denn Fräulein Rottenmeier war keine Lehrerin und als Fräulein sicher auch nicht schwanger.

Anton brachte Silvia irgendwann zu Sidi. Dr. Seidenberg nähte ihre Wunden im Gesicht. Es tat nicht weh, obwohl sie die Stiche spürte. Silvia zählte bis zehn. Dann war Sidi weg. Anton brachte Silvia in die Bude, wo Mia mit Einar bei Mocke und den anderen Blödmännern wohnte.

Silvia rastete aus und flüchtete; Mia rannte hinterher. Anton hatte nun genug und wollte nach Hause. Da merkte er, dass sich dies nicht mehr lohnte. Die Nacht war vorbei, und der Hauptbahnhof öffnete schon. Dort bekam er einen Kaffee und ging dann direkt und unrasiert zur Arbeit.

Silvia wollte ihr Zimmer in der Frauen-WG mit Mia teilen. Mia litt zwei Tage unter Entzug. Dann schien einige wenige Tage lang alles friedlich, easy peasy. Aber die anderen Frauen hatten Schiss, weil Mia immer noch komplett minderjährig und auf Kurve war, ausgerissen aus dem Mädchenheim. Diese blöden Zicken hatten ja keine Ahnung; höhere Töchter eben, selbst Lehrerinnen und Sozialarbeiterinnen. Sie meinten

doch tatsächlich, sie seien solidarisch, wenn sie forderten, dass Mia wieder ins Heim zurückkehren sollte.

Silvia und Mia buken zwei Mohnkuchen. Sie schlugen das Eiweiß von zwölf Eiern mit fünf Esslöffeln Zucker, einer Prise Salz und einer Messerspitze Backpulver zu steifem Schaum. Sie zerließen zweihundertfünfzig Gramm Butter im auf hundertachtzig Grad vorheizenden Backofen, vermischten die flüssige Butter mit dem Eigelb, einem Beutelchen Vanillezucker und gut dreihundert Gramm Feinkristallzucker und dann mit dem steifen Schaum. In diesen hellgelben Teig mischten sie zum Schluss zweihundertfünfzig Gramm Mandelmehl und vierhundert Gramm Mohnsamen, gossen das Ganze in zwei Cake-Formen und schoben es für eine Stunde in den Ofen. Der eine Kuchen war für Mias Geburtstag.

Den anderen Mohnkuchen brachten sie Doktor Sidi in die Gruppenpraxis Plaffenwatz.

Elisabeth Frei nahm den Kuchen in Empfang, fragte, wofür das gut sei, und sagte nur: «Soso.»

Ich bedankte mich mit einem Plaffenwatz-Kärtchen für den Kuchen. Der Kuchen sei so süß und habe so viel Mohn drin, dass die Urinproben auf Opiate positiv würden. Und dann stand auf der Karte auch, dass der Plaffenwatz am ersten Mai geschlossen aber am Sechseläuten geöffnet sei. Das Kärtchen kam mit der Post retour zum Plaffenwatz. Mia und Silvia hatten keine gültige Adresse angegeben.

Anna hatte im Mädchenheim angerufen. David, der junge Heimleiter, bestätigte ihr am Telefon, dass Mia Körper von der Polizei gesucht würde. Er sei zu einer Suche mit allen angemessenen Mitteln verpflichtet, erklärte er quasi entschuldigend. Anna müsse ihm Meldung machen, wenn sie etwas wisse. Mia werde doch erst in diesen Tagen sechzehn.

Einige Tage später standen Mia und Silvia am späten Nachmittag mit einem Geburtstagskuchen vor der Türe. Beide hatten Blumen im Haar, waren richtig süß und wollten mit Anna feiern. Mia sei doch heute sechzehn Jahre alt geworden, und sie hätten darum diesen Kuchen gebacken und zum Kaffee oder Tee mitgebracht. Zuerst einmal feierten sie also Geburtstag. Es war Freitagabend, Anna hatte zwei Rucksäcke vollgepackt, einen großen und einen kleinen. Sie wollte mit ihrem Anton eigentlich übers Wochenende in die Berge fahren. Seine Eltern besaßen dort eine kleine Hütte.

Die beiden Mädchen luden sich sofort begeistert selbst ein, mit in die Berghütte zu kommen. Mit viel Hallo begrüßten sie Anton, als dieser endlich von der Arbeit spät nach Hause kam. Er brauchte mehr als nur ein übrig gebliebenes Stück Kuchen in seinem Bauch, aß im Stehen noch andere Reste aus dem Kühlschrank, und als sie losfuhren, war es schon nach neun Uhr. Die Fahrt führte auch durch das Dorf. Auch wenn sie in der Nacht sicher niemand sehen konnte, drückte sich Mia in der Nähe des Mädchenheims tief in den Rücksitz.

Der Viertelmond warf fahles Licht durch das Tal, spiegelte sich auf nassen Felsplatten und auf den Befestigungseisen des steilen Weges durch den Tannenwald. Der Aufstieg führte endlos durch einen furchterregend düsteren Wald. Der schwere Tritt war unwillkürlich vorsichtig zwischen den schwarzen Schatten der Bäume. Kurzes Rascheln und leises Knacken ließ Tiere vermuten, und aus der unsichtbaren Schlucht unterhalb des Weges toste das Rauschen des Bergbaches. Anton schleppte fast alles Gepäck, einen riesigen Rucksack und drei Plastiksäcke. Schwer beladen stapfte er den steilen Weg voraus. Die Frauen schlenderten, die schon ziemlich schwangere Anna in der Mitte an den spielend schlenkernden Händen haltend, gemütlich hintendrein. Endlich wurde der Weg flacher.

Anton machte schon Feuer im Holzofen, als die Frauen ankamen. Rauch verqualmte die kleine Hütte. Bis der Kamin endlich warm genug und die Luft wieder rein genug wurde, konnten sie noch nicht eintreten. Erschöpft saßen die Frauen auf der Holzbank vor der Hütte auf dem Grund des tiefen, schmalen Seitentales. Der stumme schwarze Himmel schien hinter dem hohen Horizont der Bergkanten abgehoben auf unendlich entfernten hellen Trägern zu ruhen. Der Mond zeichnete jetzt die Felswände mit scharfen Konturen. Man ahnte dunkle Wälder, Höhlen und ungewisse Schründe. Die Mädchen rauchten schon den zweiten Joint. Sie nahmen Anton in ihre Mitte, und er rauchte mit. Anna hatte einen Tee gemacht, und den tranken sie nun.

Anna drückte sich wohlig in die Arme ihres Mannes, sie legten beide ihre Hände auf Annas Bauch, und als sie die Bewegungen ihres Kindes spürten, schliefen sie ein.

Die beiden Mädchen tuschelten, raschelten und kuschelten noch lange im Dunkeln und bis zum ersten Dämmerlicht. Das war der letzte schöne Augenblick in Silvias Leben.

Mia vermutete am nächsten Morgen, dass Silvia noch etwas Sugar dabei hatte. Sie stritten sich. Auf dem steilen Weg von der Berghütte zur Straße im Tal warf Mia Silvia kleine Steine nach. Einmal traf sie Silvia so schmerzhaft, dass die sich umdrehte und ihr mit ihrer Tasche eine knallte. Auf dem Weg ins Tal begegneten sie Annas Schwager und seiner deutschen Freundin. Warum sie denn schon wieder nach Hause gingen? Nach Hause war gut. Annas Schwager wollte sie überreden umzukehren, und Silvia wäre dazu bereit gewesen, aber Mia wollte nun unbedingt Heroin kriegen und war nicht mehr umzustimmen. Seither hat Mia wohl kaum noch einen Tag ohne Heroin verbracht, der einzige Begleiter, der ihr treu blieb.

In die Frauen-WG wollte Silvia wegen Mia nicht mehr. Dass diese Zicken Mia nicht akzeptiert hatten, sagte ja alles. Mia war weg. Silvia hat sie seither nie mehr gesehen, aber jeden Tag vermisst. In der Bäckerstraße war ein neues Haus besetzt worden. Aber auch zu Einar, Max, Renzo und Carlo wollte Silvia nicht mehr.

Silvia wusste eigentlich, dass sie immer noch schwanger war. Trotz der Blutung war Einars Kind in ihr weitergewachsen. Der Lärm, die Luft, die Stadt machten sie krank. Diese Stadt war kein Ort für ein Kind. Silvia lief durch die Straßen, sie achtete nicht auf den Verkehr, stieß in entgegenkommende Menschen, lief vor quietschende und hupende Autos, und als die Leute ihr nachschauten und jemand sie verfluchte, begann sie zu schreien. Jemand versuchte, sie zu halten, sie riss sich los. Die Bullen kamen und packten sie an den Armen, dann an den Beinen, an den Brüsten und am Po. Sie zappelte, kratzte und biss. Die Bullen schlugen und traten sie in den Bauch. Man verfrachtete sie in eine Zelle.

In der Nacht begann sie, wieder zu bluten. Ihre Hilfeschreie waren zu leise. Sie gebar völlig allein. Das Baby war ganz klein und bewegte sich nicht; es war tot. Silvia zitterte und wusste nicht, ob sie sich und ihr Kleines zudecken durfte, ohne es zu ersticken. Erst am Morgen wurde der Notfall bemerkt. In der Frauenklinik konnte die Blutung nur durch eine Ausschabung in Narkose gestillt werden. Nach zwei Tagen flüchtete Silvia aus dem Spital und lebte auf der Gasse. Ende November 1980 wurde es bitterkalt.

Anna gebar ihre Tochter. Sie bekam nicht mit, dass sich an Weihnachten am Bellevue, auf dem großen Platz, auf welchem die Zünfte im Frühjahr besoffen und grölend einen Schneemann aus Watte und Knallkörpern verbrennen, eine verzweifelte Frau selbst angezündet hatte. Silvia starb schwer verbrannt wenige Tage später im Spital.

Maddalena

Maddalena kam 1968 in Zürich zur Welt. Ihre Mutter war dabei schon zwölf Jahre älter als ihre in Kalabrien gebliebenen Schwestern bei der ersten Geburt waren. Allerdings war Maddalenas Mutter zwölf Jahre früher schon einmal schwanger gewesen. Darum hatte sie 1956 ihren Mann notfallmäßig geheiratet, nur mit zwei Zeugen, in einer Kirche, die niemand kannte. *Bella Svizzera* war schlimm, überhaupt nicht so, wie der Mann versprochen hatte. Sie war in *Zurigo* gelandet und konnte nicht mehr zurück nach Kalabrien. Hier in Zürich hatte sie ihre erste Frucht blutig, tot und unter einsamen Krämpfen verloren.

Maddalenas Mutter konnte die Sprache nicht und wollte sie nie lernen. Alle Leute, die sie kannte, sprachen Italienisch. Sie wollte als Coiffeuse arbeiten, musste aber putzen gehen, und nach einigen Jahren wartete sie in einer öffentlichen Toilette als Klofrau. Ihr Mann arbeitete beim Gleisbau. Maddalenas Mutter begann, Zigaretten zu rauchen, weil ihr dies mondän vorkam und weil sie meinte, dadurch weitere Schwangerschaften verhindern zu können; lange Jahre gelang dies. Obwohl sie eine äußerst kleine, zierliche und durch das Rauchen sogar dürre Person war, bemerkte sie ihre erneute Schwangerschaft erst, nachdem Maddalenas Pochen in ihrem Unterleib schon überdeutlich geworden war.

Der Vater von Maddalena war ein schöner Mann mit lockiger Haartolle, traurigen dunklen Augen und wenigen Worten gewesen, als Maddalenas Eltern sich kennenlernten. Die Mutter schimpfte andauernd mit ihm. Er hatte sie enttäuscht und war ein Waschlappen.

Maddalena war fünfzehn Jahre alt, als sie sich eine Zigarette aus dem auf dem Küchentisch liegenden Päckchen der Mutter fischte. Die Mutter zischte: «Madda!» Aber dann keifte sie los, dass der Schlappschwanz nicht einmal seine Tochter zu anständigem Benehmen

zwingen könne. In diesem Moment krachte der große Mann mit dem Gesicht voran in den Teller auf dem Tisch, sackte seitwärts schlaff auf den Küchenboden, sein halb volles Glas Wein fiel ihm auf den Hals, zerbrach auf dem Steinboden und tränkte das frische, weiße Trägerleibchen, welches er sich nach der Arbeit, nach dem Duschen, vor dem Abendessen anzog. Maddalenas Vater war tot.

Der Pater hatte Maddalena unmittelbar vor der Abdankung, bevor alle Trauergäste kamen, in einem Nebenraum der Mission begrüßt, mitfühlend umarmt, dann getadelt, weil er sie beim Rauchen gesehen hatte, noch einmal umarmt und dabei versucht, sie unsittlich zu berühren. Sie riss sich los. Glücklicherweise kamen in diesem Moment die Tanten mit der filmreif geknickten Mutter an den Armen in ihrer Mitte in die Kirche geschritten, die anderen Trauergäste hinterher. Maddalena war wie erstarrt. Sie sah die ganze Feier nur noch wie von Weitem, aber spielte die artige Tochter, bis alle weg waren. Sie sang das *Ave Maria*, und der Pater begleitete sie auf der Hammondorgel.

Die Mutter wollte ihr am Abend nach diesem langen traurigen Tag nicht glauben: «Madda, was erzählst du bloß.»

Der Streit mit ihrer Mutter wurde lauter und heftiger denn je. Nie mehr würde sie eine katholische Kirche betreten und sich in Zukunft auch nie wieder zu Hause blicken lassen. Sie würde eine große Musikerin werden, wollte nicht mehr Maddalena heißen, sondern Mäde.

Bastiano war Schlagzeuger. Sein Cousin Stefano wollte eigentlich Trompete spielen, aber in der Kirche war dafür keine Möglichkeit, und der Jugendband, die der Pater angeregt hatte, fehlte ein Bassgitarrist. Ein Onkel der beiden Cousins hatte eine Garage. Der Onkel war angeblich verreist, wohl im Knast, und die Garage stand leer, nachdem die Polizei sie geräumt und irgendetwas Illegales gefunden hatte. Mäde, Bastiano und Stefano übten dort, zwischen Motorradteilen und

Gerümpel. Manchmal hingen noch weitere Jungs in und vor dieser geilen Wohnung herum. Manchmal gab es Bier und etwas zum Kiffen. Tiziana war auch immer dabei.

Tizi war schon dabei in der Zeit, als beide Mädchen noch nicht einmal in die Schule gingen. Mit Tizi kicherte Mäde und mokierte sich über die Jungs, als sie in dieses Alter kamen. Mäde war es dann, die merkte, dass Kichern überhaupt nicht in war, und tadelte Tizi für das blöde Getue. Verbotenerweise nächtigte Mäde in der Garage, bis es Probleme gab. Mäde machte mit Bastiano herum, und in einer Nacht waren es wohl beide gewesen, Bastiano und Stefano, mit denen sie zugange war. Sie mochte Stefano wirklich, aber noch mehr mochte sie den Gedanken, dass er so nicht versuchen würde, bei Tizi zu landen. Dass Stefano eigentlich eher auf Bastiano und überhaupt auf Männer stand, hatte Mäde nie wahrgenommen.

Im AJZ war Tag und Nacht Kulturbetrieb. Niemand wollte einem im autonomen Jugendzentrum verbieten, Musik zu machen, und irgendwo fand sich immer ein Platz zum Pennen auf einer Matratze. Im AJZ konnte man sich einen Verstärker und anderes Equipment borgen, und wo immer sich ein Publikum abzuzeichnen begann, setzte sich Mäde in Pose. Sie schnappte sich ein Mikrofon und hatte mit ihren Adaptionen von kalabrischen Liedern, Balladen in Knittelversen und wilden, punkigen Versatzstücken Erfolg. Andere Musiker wollten mit ihr spielen. Mäde gehörte nun mehr als nur dazu im AJZ.

Stefano war der Erste, der Heroin nahm. Er hatte eine kleine Tüte in einem Versteck in der Garage gefunden, die Polizei musste es bei ihrer Razzia übersehen haben. Er wusste, was es war, und sniffte zum Probieren. Nur wenige Tage nahm er es allein. Er konnte seinem Cousin Bastiano nichts lange verheimlichen. Bastiano besorgte sich im AJZ eine gebrauchte Pumpe und fixte sich den Stoff schon beim allerersten

Mal. Im Säcklein waren hundert Gramm ziemlich reines Heroin gewesen. Es reichte, dass alle drei abhängig wurden, aber dann war der Stoff alle.

Sie litten die nächsten drei Tage unter Entzug. Zuerst waren es nur Wut und Enttäuschung, dass es vorbei war. Dann fuhr *Cold Turkey* mit Macht und Bosheit ein. Das war kein kalter Türke, sondern Schlottern wie ein Truthahn vor der Schlachtung, Kälte, Schmerzen, Krämpfe, Durchfall, Angst und Verzweiflung, dass diese Hölle nie mehr enden könnte. Mäde schimpfte und keifte, als wäre sie mit Bastiano und Stefano verheiratet. Dann verkroch sie sich allein in ein Schrebergartenhäuschen und betete zu Jesus, dass er sie erlöse von allem Übel. Sie hatte den Entzug nach drei Tagen überstanden und war eben dabei die Hütte zu verlassen, als der Onkel, der den Garten gepachtet hatte, vorbeikam, sie festhielt und zur Mutter nach Hause bringen wollte. Sie riss sich los.

Bastiano wusste, für wen der andere Onkel den Stoff vertickt hatte. Man wusste so etwas einfach. Bald dealte Bastiano den Stoff im Fixerraum des AJZ. Er war der kleine Boss, Stefano, Tizi und bald auch andere halfen beim Verkaufen, nicht aber Mäde. Als Bastiano und Stefano selbst zu viel Stoff verbraucht hatten, mussten sie untertauchen. Erneut kamen sie auf Entzug. Stefano wurde geschickt, Stoff zu besorgen. Er kam erst einige Tage später zurück. Bastiano war nicht mehr im Versteck. Stefano hinterließ etwas Heroin für seinen Cousin und ging wieder ins AJZ. Bastiano wurde erst eine Woche später tot aufgefunden. Wie genau er zu Tode kam, blieb letztlich ungeklärt. War es eine Überdosis, oder hatte die 'Ndrangheta nachgeholfen?

Mäde sang und spielte jeden Tag im AJZ. Die Polizei hatte sie bei einer Razzia mit auf den Posten genommen und dann der Mutter nach Hause gebracht. Schon am nächsten Tag war sie wieder im AJZ. Drei Wochen

lang hatte sie kein Krümelchen Heroin angerührt. Dann sniffte sie wieder, aber nicht jeden Tag, zumindest ein paar Wochen lang. Der Agent einer Plattenfirma hatte sie angesprochen und wollte mit ihr Probeaufnahmen machen. Er versprach wiederzukommen, und er wisse dann auch, wann das Studio verfügbar sei. Am nächsten Morgen war Mäde krank. Bastiano war gefunden worden, und sie fühlte sich verpflichtet, bei der Abdankung zu singen, mehr als sie sich beim Tod ihres eigenen Vaters verpflichtet gefühlt hatte. Sie ging sogar wieder nach Hause und ertrug die Launen der Mutter, die sich nicht geändert hatten. Dieses Mal litt sie nicht so fürchterlich unter Entzugserscheinungen wie beim ersten Mal. Aber nach drei Tagen ging es ihr nicht besser, eher schlechter. Sie wurde schwer krank; sie bekam den Gilb. Ihre Gelbsucht verlief atypisch, und sie war so schwer krank, dass sie dann doch nicht an der Beerdigung von Bastiano teilnehmen konnte. Sie war auch nicht mehr im AJZ gewesen, und natürlich hatte sie vom Agenten nichts mehr gehört. Wie hätte der sie auch erreichen sollen? Er kannte ihre Adresse nicht, und die Telefonnummer der Mutter hatte sie ihm nicht gegeben.

Albertino war auch irgendwie ein Cousin von Stefano. Er war erst nach dem Tod von Bastiano aus Italien gekommen. Albertino betrachtete alles als seinen Besitz, was vor dessen Tod vermeintlich Bastiano gehört hatte. Er hatte von Bastiano quasi die Pfründe geerbt. Er besuchte Mäde am Krankenbett. Er kam mit Stefano und Tiziana. Er brachte sogar zwei Blumensträuße, einen für Mäde und einen für ihre Mutter. Tizi schwärmte von Albertino, als sie mit Mäde allein im Zimmer war und die jungen Männer von der Mutter im Wohnzimmer in Beschlag genommen wurden. Die Mutter war wegen Albertino förmlich aus dem Häuschen. Tiziana und Stefano vertickten zu dieser

Zeit jeden Tag immer mehr Heroin im AJZ. Die beiden waren ja so blöd. Der Stoff war gut. Den Preis bestimmte Albertino.

Mäde hatte sich geschworen, nie mehr heroinabhängig zu werden. Das hatte sie hinter sich. Am nächsten Tag brachte Stefano ihr ein Gramm Heroin. Es sei ein Geschenk von Albertino, sie könne es selbst nehmen oder damit machen, was sie wolle. Als Mäde sich etwas besser fühlte, ließ sie sich von Albertino mit seinem Cabrio zu einer Spritzfahrt mitnehmen. Ihre Mutter war davon hell begeistert, aber Mäde wusste gar nicht mehr, warum sie eingewilligt hatte. Albertino war so ein blöder Kalabreser. Gut, er hatte Manieren und sogar Klasse, aber er konnte nicht einmal Deutsch. Er hatte keine Ahnung von gar nichts und war trotzdem so von sich überzeugt. Sie fuhren über die Waldegg ins Säuliamt und weiter über den Ratenpass auf die Sattellegg. Mäde kannte die Namen der Orte nicht und würde sie heute auch kaum finden. Auf dem Pass war lauter Nebel. Leider sah man die tolle Aussicht so natürlich nicht. Albertino hielt ihr die Türe auf, als er sie ins Bergrestaurant zu einem Coupe Dänemark einlud. Er deutete diskret lächelnd auf ihren Mundwinkel, als ein Schokoladentropfen hängen blieb. Er legte ihr seine Lederjacke über die Schultern, als er merkte, dass ihr kalt war.

Mäde ging jetzt wieder ins AJZ. Sie wollte nur endlich wieder singen und richtig Musik machen. Sie war sofort wieder dabei. Sie war auf dem richtigen Weg. Sie kannte jetzt die richtigen Leute. Wie sie in die nun folgende missliche Lage gekommen war, konnte sie sich darum später nie erklären. Sie wusste nur noch Bruchstücke.

Sie war mit Albertino in irgendeinem Berghotel im Graubünden gelandet. Halb hatte er sie doch tatsächlich herumgekriegt, und halb war er mit Gewalt in sie eingedrungen, kurz und schmerzhaft. Dann lag er neben ihr, dick, fett und laut hustend. Er hustete und hustete, es rasselte,

und er spuckte in einen Napf, aber der Schleim wollte und wollte sich nicht lösen. Sie hatte Kopfschmerzen. Jede Bewegung schmerzte überall, aber vorwiegend im Kopf und von dort den Rücken entlang bis ins Kreuz. Aber Albertino hustete endlos. Das Doppelbett wackelte bei jedem seiner bellenden Stöße; jedes Mal ein Stich des Peinigers in ihrem Kopf. Sie konnte sich nicht wehren. Sie lag bewegungslos auf dem Rücken. Vergeblich versuchte sie, sich aufzusetzen. Der Schmerz schien den Rücken bis zur Schädeldecke zu spalten. Sie wollte das Licht zu ihren Füßen erhaschen. Dort würde die Rettung sein.

Nur allmählich drang Licht aus der tief in die dicke Hausmauer reichenden schmalen Fensternische. Dann sah sie das Kreuz, das Fensterkreuz: oberhalb des Querbalkens das tiefe Blau der frühen Dämmerung und darunter ein tiefgelbes Rot aus einer verborgenen Quelle. Das war keine doofe Heiligenfigur; es war schlicht und ergreifend. Das Zeichen des Kreuzes blickte sie ruhig an. Von Angesicht zu Angesicht. Es war frei und doch gefangen, schwach und doch so stark, tot und doch so lebendig. Durch das dröhnende Rauschen in ihren Ohren hörte sie Echos von Chorälen und Orgeln. Sie wollte mitsingen.

Albertino hatte das Berghotel fluchtartig verlassen, hatte sie im Stich gelassen. Sie hatte epileptische Krämpfe bekommen. Im letzten Moment hatte er die Rezeption noch gebeten, nach Maddalena zu sehen und einen Arzt zu rufen. Der wies sie ins Spital ein, da er zu Recht eine Meningitis vermutete. Die Ursache der Meningitis blieb auch im Kantonsspital in Chur ungeklärt.

Tizi kam sie im Spital besuchen. Tizi wollte Entzug machen und in Therapie gehen. Sie hatte Kontakt zu einer christlichen Gruppe in Amden bekommen. Dort wollte sie hin. Die seien überhaupt nicht fanatisch und vor allem nicht katholisch. Tiziana sprach dann abfällig

über den Pater, und Maddalena vermutete, dass auch ihre Freundin unangenehme Erfahrungen mit dem katholischen Priester gemacht hatte. Sie fragte aber nicht nach. Tizi legte einen Zettel mit der Adresse der Therapiestation auf den Nachttisch. Sie sei vermutlich nicht mehr in Zürich, wenn Mäde entlassen würde. Sie müsse nämlich nur noch drei Tage den Entzug fertig durchstehen, dann werde sie in Amden eintreten. Sie winkte an der Türe und lachte froh. Alles war so rot an ihr, der Lippenstift, die Wangen, das Halstuch über dem schwarzen T-Shirt.

Im Moment, als sich die Türe hinter Tiziana schloss, beschloss Maddalena, ebenfalls in Amden anzufragen. Sie musste ein neues Leben beginnen. Sie hatte in den vergangenen Wochen nicht mehr täglich Heroin genommen und war im Spital völlig abstinent. Sie war clean. Gleich morgen früh würde sie anrufen.

In Amden empfingen sie freundliche Stimmen. Die beiden Frauen am Telefon befragten sie ausführlich, und beide informierten sie über die Gemeinschaft; sie würde täglich anrufen können. Sie könne mit einer Aufnahme in den nächsten Tagen rechnen, denn es sei nur noch eine einzige andere junge Frau, ebenfalls aus Zürich, vor ihr für einen Therapieplatz angemeldet. Maddalena dachte an Tiziana.

Als sie zwei Tage später aus dem Spital in Chur direkt nach Amden, durch das obere Rheintal, dann durch Sargans entlang dem Walensee bis an sein unteres Ende und dort mit dem Postauto den Hang hinauffuhr, da erfasste Maddalena wieder ein wahrhaft religiöses Glück, das Versprechen, welches sie in ihrer größten Angst und Not erhalten hatte, schien sich zu erfüllen. Die Landschaft, Häuser und alles Leben im Blick aus dem Fenster des Postautos, alles war in den goldigen Glanz der Sonne getaucht. So war es.

Tizi war nicht in Amden. Maddalena war nicht verwundert, denn sie hatte ihr den Entzug nicht zugetraut. Sie hatte nicht einmal einen Verdacht, bis sie am nächsten Tag erfuhr, dass Tiziana tot war. Maddalena hatte Kontaktsperre. Sie durfte in den ersten vier Wochen Therapie mit niemandem telefonieren und sich nur in einem Umkreis von fünfzig Metern um das Haus Sonnenschein bewegen. Man teilte ihr mit, dass ein Stefano angerufen hätte. Tizi und Albertino seien beide tot. Stefano habe inständig gebeten, die Nachricht zu übermitteln. Albertino und Tiziana waren mit dem Auto auf der Fahrt von Chur nach Hause Richtung Zürich bei einem Überholmanöver von der Fahrbahn abgekommen und in einen Brückenpfeiler gerast. Diese zwei hinterhältigen, durchtriebenen und verlogenen Arschlöcher: Da hatten sie die sofortige Strafe für ihren Verrat.

Anflüge von Schuld, Scham und widersprüchlichen Gefühlen bemerkte Maddalena erst Wochen später, als sie im spirituellen Leiter des Hauses Sonnenschein einen guten Zuhörer fand.

Frau Furrer

Als ich ein junger Arzt war, war das Spital eine Anstalt mit feudaler Hierarchie. Mein erster Chef war ein jähzorniger, aber selbstkritischer Tyrann. Er schmiss im neurochirurgischen OP bei geringstem Anlass, in cholerischem Anfall wild schreiend, mit Skalpellen oder anderen blutigen Instrumenten um sich. Sekunden später war seine absolut ruhige Hand über dem gleißend hellen Operationsfeld eines offenen Gehirns auf dem Monitor sichtbar.

Hinter einem riesigen, perpendikulär aufgehängten, in grüne Tücher gehüllten Mikroskop sitzend, entfernte er zwischen den weichen Hirnhäuten von Stirnhirn und Schläfenlappen eine Blutgeschwulst. Mit feinen Strichen seines Skalpells legte er die Gefäßwucherung, das Aneurysma oder das Hämangiom, wie eine filigrane Skulptur frei. Jeden Moment hätte das geringste Zittern eine tödliche Blutung auslösen können. Das Personal der Anästhesie duckte sich, kroch buchstäblich hinter die Tücher, um nicht in den Blickwinkel des zornigen ärztlichen Gottes zu geraten.

Wie alle anderen geriet auch ich einige Male in die Schusslinie. Mein Chef war ein weltberühmter Mann mit der untersetzten, kräftigen Gestalt eines anatolischen Bauern. Im OP war eine Beobachterbühne aufgebaut, auf welcher bis zu zehn Fachkollegen, oft selbst Koryphäen, aus aller Herren Länder saßen und jedes Detail und jeden Kommentar aufsaugten. In einer kritischen Situation dröhnte es plötzlich durch den OP: «Seidenberg, scharren Sie nicht mit den Füßen! Wollen Sie, dass ich den Patienten umbringe? Ein OP ist wie eine Moschee oder Synagoge!»

Auf der neurochirurgischen Station betreute ich eine Patientin mit Locked-in-Syndrom. Frau Furrer hatte ein großes Angiom am Kleinhirnbrückenwinkel. Nach einer Voruntersuchung war sie durch

die Röntgenkontrastmittel plötzlich komplett gelähmt geworden. Nicht nur die Beine wie bei der tiefen Querschnittlähmung (Paraplegie), nicht nur Beine und Arme wie bei der hohen Querschnittlähmung (Tetraplegie) waren gelähmt, bei Frau Furrer war die Querschnittverletzung noch weiter oben eingetreten und betraf nicht nur die Rückenmarksnerven, sondern auch die obersten, direkt mit dem Hirn verbundenen motorischen Nerven. Frau Furrer war wach, konnte sich aber auf keine Art und Weise bemerkbar machen. Schon seit zwei Jahren lag sie absolut bewegungsunfähig in ihrem Krankbett. Ihr Mann und die kleine Tochter besuchten sie, sooft sie konnten.

Ich hatte Nachtdienst und trat aus einem Krankenzimmer. Mein Chef war Tag und Nacht in der Klinik. Obwohl er weder groß noch dick war, schien seine Gestalt den ganzen Gang der nächtlichen Station auszufüllen. Ich drückte mich in den Halbschatten an die Wand. Er begrüßte mich freundlich und bestellte mich in sein Büro. Er bot mir ein Glas Wasser und Tee im Glas an. Hörbar ausatmend ließ er sich in seinen ledernen Chefsessel fallen.

Wir sprachen über Frau Furrer. Wie könnten wir ihr ermöglichen, mit der Umwelt zu kommunizieren? Ich wollte eine ganze Bürste von Elektroden auf der Oberfläche der Hirnrinde platzieren. Der Computer könnte daraus Muster errechnen: Eine Hirn-Computer-Schnittstelle. Der Chef hörte interessiert zu. Er ermutigte mich, aber dann meinte er echt fragend: «Wollen Sie diese Hybris wirklich auf sich nehmen, Herr Seidenberg?» Und dann sagte er unvermittelt: «Wissen Sie, Herr Seidenberg, meine Paranoia beschützt mich und treibt mich an.»

Meine Paranoia, wow! Wie hatte ich diese Offenheit verdient. Ich bin möglicherweise ein eigenartiger Mensch. Was berührt mich? Was lässt mich im Innersten kalt? Was hat meine ärztliche Tätigkeit, mein Leben, geprägt?

Nicht nur in den Gängen des Spitals wurde geraucht, auch in unseren Arztzimmern war Tabakgestank normal. Mein Chef in der Inneren Medizin im Stadtspital Triemli war Kettenraucher. Wenn die Chefvisite in den Krankenzimmern ein und aus ging, der Chef voraus, gefolgt von Oberärzten, Assistenzärzten, Unterassistenten, Oberschwestern, Stationsschwestern, gelernten und zuletzt lernenden Schwestern, an die Krankenbetten trat und der große Herr sich den Fall referieren ließ, entstand beim Herauskommen ein Gedränge und quasi der Sog des weißen Wirbelwinds: Mit dem Chef an der Spitze kehrte sich der medizinische Tross wie beim Umstülpen eines Gummihandschuhs in sich selbst um und quetschte sich durch die Türe.

Auf dem Gang der Krankenstation ließ sich der Allwissende, den Fall kommentierend, vom ersten Assistenten den Not-Aschenbecher reichen und eine Zigarette anzünden. Der beißende Zigarettenrauch reizte das Auge des Chefs, und blinzeln verkündete er seine tatsächlich sehr fundierten Überlegungen und gab seine Anweisungen.

Die große Gestalt im weißen Kittel und sein Gefolge zogen weiter durch den Gang der Station, und wir trafen so auf den nächsten Patienten, den Fall eines infausten Lungenkrebses. Der Chefarzt legte seinen zigarettenfreien Arm um die Schultern des todkranken Mannes und sagte: «Ja, so ist das Leben, die einen erwischt es.»

Peter Frei

Hurra! Die Gruppenpraxis Plaffenwatz zeigte Gesinnung schon im Briefkopf: «1. Mai geschlossen/Sechseläuten offen!» Am Fest der Arbeiter hatte jeder gefälligst auf die Demo zu gehen, aber den städtischen Festtag der vornehmen Zünfte ignorierten wir selbstverständlich, und unsere Praxis war geöffnet.

Die Zürcher feiern ihre Feste lieber mit bösem Ernst als mit Gemütlichkeit. Schon Huldrych Zwingli und der Buchdrucker Christoph Froschauer aßen ihre Wurst zu Beginn der Zürcher Reformation in der katholischen Fastenzeit nicht mit Freude, sondern religiösem Ingrimm.

Eine Gruppenpraxis war etwas ganz Neues, die Bewilligung rechtspraktisch nicht selbstverständlich. Die Praxis Plaffenwatz galt mit drei Ärzten und drei Zahnärzten als groß, befand sich aber in einem eigentlich kleinen, vierstöckigen Fachwerkbau. Gehäkelte weiße, neugierige Blicke abwehrende Vorhänge bedeckten die zwei Schaufenster nur halbwegs. Eine Steintreppe führte durch die von Sandsteinsäulen gefasste Eingangstüre direkt in den Empfangsraum. Plüschsofas, tief hängende Glocken von Metalllampen, hölzerne runde Tische, Restaurantstühle und eine Kaffeemaschine verliehen dem Wartebereich eine spezielle Wohnlichkeit.

Peter Frei führte den Vorsitz unseres Teamtreffens. Er war bullig, hatte buschige Augenbrauen, grobe Hände und wulstige Lippen, über die er, um einen Satz zu betonen, sich immer genüsslich mit seiner Zunge fuhr. Peter war der kleinbäuerische Zögling eines Jesuitengymnasiums. Meist steckte er in einer sauberen, lose am Körper hängenden weißen Kutte, sicher nie im Arztkittel, und mit den nackten Füßen in Sandalen. Auf den Zehenrücken, den Fingerrücken und im Nacken sprossen drahtige, teils vorzeitig ergrauende Haare, auf dem Kopf eine Pilzfrisur.

Peter war eindringlich als Mensch, das, was man eine charismatische Figur nennt, und er war ein überaus geschickter Chirurg.

Elisabeth Frei, seine Frau, knochig dürr, blass, mit glatten langen schwarzen Haaren, immer auch in schwarzen Jeans und schwarzen T-Shirts oder schwarzem Pullover, regierte quasi aus dem Hintergrund. Wenn sie mit dir sprach, wichen ihre dunklen Augen deinem Blick auf irritierende Weise aus. Sie schien dann irgendetwas, vielleicht zwanzig Zentimeter über deinem Haupt, zu sehen. Du wusstest nicht, was, aber sie gab dir immer das Gefühl, dass du das eigentlich sehr wohl wissen solltest.

Elisabeth Frei hatte eine straffe, effiziente Büroorganisation etabliert, deren physischen und ideellen Elemente mir als Vorbild beim Einrichten meiner späteren Praxen und Polikliniken vor Augen waren. Elisabeths durchdachte Ordnung kontrastierte die Schludrigkeiten und Schlampigkeiten ihres Gatten. Hohe Stapel von unerledigten Krankenakten verstellten sein Schreibpult und wurden von den Arzthelferinnen sorgfältig sortiert und täglich durchgesehen, damit der Praxisablauf nicht gestört wurde: feudale Privilegien im sozialistischen Kollektivbetrieb. Ich weiß nicht mehr, wie die Bezeichnung der MPAs im Jargon des Plaffenwatz' lautete. Der Begriff der medizinischen Praxisassistentin kam erst später in Gebrauch. Hat das hierzulande spät erwachende und oft verbissen erkämpfte weibliche Selbstbewusstsein im Plaffenwatz die damals übliche Berufsbezeichnung Arzthelferin noch zugelassen?

Als jüngster Arzt der Truppe und Mann war ich natürliches Ziel von Aggressionen einiger dieser Frauen. Laborantin, Arzthelferin, Psychotherapeutinnen, Ärzte und Zahnärzte, wir alle verdienten den gleichen Lohn. Zweitausendzweihundert Franken pro Monat war damals ein nur leicht überdurchschnittlicher Lohn für eine MPA. Ich

erhielt zusätzlich für unser erstes Kind fünfhundert Franken pro Monat als großzügiges Kindergeld. Wir lebten ungemein bescheiden, da meine Frau nur wenige Stunden pro Woche arbeitete. Als sie nun zum zweiten Mal schwanger wurde und ich in der wöchentlichen Sitzung das bevorstehende freudige Ereignis glücklich verkündete, begrüßte mich schroffe Ablehnung. Eine Mitarbeiterin mit giftig violett eingefärbter Haartolle, die rechte Hand von Elisabeth, zischte böse fragend, ob ich eigentlich der Meinung sei, dass sie für meinen unnötigen Balg auch noch malochen müsse. Meine gutbürgerlich behütete Gattin möge ihren faulen Arsch bewegen und arbeiten. Passend erschien in derselben Woche im Wochenmagazin *Tell*, einem Vorläufer der *Wochenzeitung WOZ*, der überaus bittere Artikel einer Journalistin über die unstatthaften Wonnen der in so bösen Zeiten Kinder kriegenden Geschlechts- und Altersgenossinnen.

Unerträglich war für mich auch der leichtfertige Umgang mit dem Patientengeheimnis. Im offenen Empfangsraum wussten die Patienten gegenseitig meist, warum sie auf ihren Arzt warteten. «Ah, du bist wegen deiner Tabletten hier, wegen deiner schlechten Laborwerte, zur gynäkologischen Kontrolle, für deinen Eingriff!» – «Wann war der erste Tag deiner letzten Menstruation?» – «Warst du beim Psychiater, hast du das Gutachten?» – «Kommst du zur Nachkontrolle?»

Wir duzten alle Patientinnen und Patienten. Die Patienten sollten wohl so von der Idee abgehalten werden, uns versehentlich mit «Herr Doktor» anzusprechen. Wir fühlten uns unglaublich modern.

Der Plaffenwatz schien die Ideale, welche uns im Medizinstudium vorgeschwebt hatten, endlich zu realisieren: Kollektiv, Genossenschaft, keine Hierarchie! Unsere Arbeit war für uns und vielleicht auch einige Patienten politisch bedeutsam. Auch die Bundesanwaltschaft sah das so, denn sie ließ zum Zweck des Staatsschutzes unsere Praxis

bespitzeln. Es war keine Paranoia, welche mich getäuscht hatte. Im gegenüberliegenden Haus wurde mittels Kamera ermittelt, wer bei uns ein und aus ging. Durch den Fichenskandal wurde 1989 bekannt, dass der Staat wissen wollte, welche Frau möglicherweise durch einen Schwangerschaftsabbruch erpressbar war. Wie die Stasi sammelte unser Schweizer Staatsschutz Daten auf Vorrat und bespitzelte fast eine Million Menschen.

Im zweiten Stock an der Waffenplatzstraße 6 arbeiteten drei Zahnärzte. Im obersten Plaffenwatz-Stock wurden Psychotherapien durchgeführt. Man schwor auf die Gestalttherapie. Sie erschien als fortschrittliche, proletarisch abgespeckte Alternative zur großbürgerlichen Psychoanalyse. Ärzte müssen ihre eigenen Gefühle gut kennen und im Zaum halten können. Das von Sigmund Freud nach eigenen sehr unschönen Erfahrungen entwickelte intelligente Konzept der Übertragung und Gegenübertragung wurde umgedeutet. Das von Freud geforderte Abstinenzgebot wurde in der Gestalttherapie damals großzügig interpretiert. Schon der Gestaltguru Fritz Perls bewegte sich im kalifornischen Esalen auf einem schmalen Grat, als er seine Patienten, fast möchte ich von Jüngern sprechen, auf einen «heißen Stuhl» setzte und sie vor Publikum heilsam im eigenen Saft schmoren ließ.

Peter Frei hatte eine eigene Vorstellung vom Zugang zur Psyche unserer Patienten. Im nahen Café 99 trafen wir Ärzte uns morgens um 8:30 Uhr, vor Beginn unserer Sprechstunde. Nach Jahren mit 80- bis 100-Stunden-Woche war dieser späte Tagesbeginn ein unglaublicher Luxus für mich. Peter las das nationale Boulevard-Blatt *Blick* und witzelte oder lästerte lauthals über das, was er gerade las. Wir verqualmten die Luft – wie die übrigen Gäste meistens auch. Die Bedienung kam pünktlich um fünf vor neun zum Kassieren, sie kannte

Peter und seine Sprüche. Peter stand auf, ließ seine Hosenträger auf die Brust knallen und sprach allen Ernstes: «So, jetzt gehen wir die Menschheit heilen.»

Dann schritten wir gemeinsam zu unserem Tagwerk. Peter pflegte ein ansehnliches Arsenal von Lebensweisheiten und Sprüchen für seine Patienten und vor allem für seine Patientinnen: Sprüche über Unverdautes bei Verstopfung, über volle Nasen, blutige Nasen, Übelkeit erregende Lebenswidrigkeiten, drückende Probleme, die natürlicherweise Kopfschmerzen bereiten, Orte, die jucken und warum sie einen jucken, aber auch Anweisungen, sich seinen Ängsten zu stellen, vor allem seinen eigenen, wenn man Arzt ist. Peter kannte da kaum eine Grenze. Er wusste, dass schwere Brüste zu Rückenschmerzen führen können, auch wenn dies damals noch in keinem Lehrbuch zu finden war.

Knoten in weiblichen Brüsten wollte er heilen und drohendem Krebs vorbeugen, indem er die Patientinnen vielleicht fragte: «Weißt du was ein Busenorgasmus ist? – Lass die Brust fließen, es muss fließen!» Seine Augen und Hände zeigten in der Luft, wie das zu erreichen wäre. Peter Frei war jedem Patienten gegenüber offen. Er kannte keinen Dünkel, der unter uns Ärzten damals schon noch sehr üblich war. Anfang der Achtzigerjahre waren nur wenige Arztpraxen bereit und in der Lage, die damals zahlreicher werdenden Heroinabhängigen zu behandeln. Ein knappes Dutzend Glückliche erhielten im Plaffenwatz Methadon. Die Gesundheitsdirektion erteilte Bewilligungen nur sehr restriktiv, die Auflagen waren kaum praktikabel, und bei der ersten sich bietenden Gelegenheit wurde Peter Frei von der Staatsmacht vor Gericht gezerrt. Er hatte einer Patientin eine richtlinienwidrig hohe Dosis Methadon abgegeben, eine Dosis, die aus heutiger Sicht völlig normal und sogar notwendig erscheint. Die Patientin war plötzlich

verstorben. Ich sehe die schöne, große Frau noch gut vor mir: roter flauschiger Pullover mit tiefem Ausschnitt, rot gefärbtes halblanges Haar, rote Lippen, und dazwischen pulsierte am Hals die überbreite Jugularvene als deutliches Zeichen ihrer schwer geschädigten Herzklappen. Die Todesursache blieb eigentlich ungeklärt. Peter hat die Behandlung, wie vieles in seiner medizinischen Praxis, eher intuitiv als aufgrund von wissenschaftlichen Daten richtig gemacht. Das Zürcher Obergericht musste den linken Proletendoktor offensichtlich gegen die eigenen Absichten und das «gesunde Volksempfinden» freisprechen. Die unerschrockene junge Rechtsanwältin Cornelia Kranich argumentierte richtig, dass die Richtlinien der Gesundheitsdirektion nicht zwingend «die Maßgabe der Notwendigkeiten gemäß den anerkannten Regeln der medizinischen Wissenschaft» definieren können. Richtlinien der universitären Psychiatrie sind nicht bindend für eine gute ärztliche Praxis, ob sie hilfreich sind, muss jeder Arzt im Einzelfall sorgfältig selbst prüfen.

In meinem Plaffenwatz-Jahr habe ich enorm viel gelernt. Viele erste, wirklich entscheidende berufliche Erfahrungen habe ich im Plaffenwatz gemacht. Suchtmedizin, Infektionen und Schwangerschaftsabbrüche sind Schwerpunkte meiner ärztlichen Tätigkeit geblieben. Die guten und schlechten Erfahrungen im Plaffenwatz haben mein späteres Arztsein geprägt. In jeder Hinsicht offen für Patienten und Mitarbeiterinnen zu sein, ist eine tägliche Anforderung. Die Abgründe und das Leid, welche sich jedem Arzt in seiner Tätigkeit zeigen, muss er aushalten können, täglich und nicht zuletzt auch langfristig. Der ehrliche, zutiefst selbstkritische ärztliche Blick kann Patienten manchmal vor Schaden bewahren.

Nicht alles, was verborgen sein soll, kann ungestraft offengelegt werden. Wer mit dem Finger auf die Macht zeigt, darf sich nicht

wundern, wenn die Macht das nicht schätzt; das ist überall so. Meine Zeit am Plaffenwatz kam zu ihrem Ende, als ich auf einer der wöchentlichen Teamsitzungen die Ungereimtheiten der heimlichen Hierarchie nicht mehr aushielt, lauthals ausrief und Elisabeth Frei verblüfft fragte: «Aber bist du nicht die *Frau des Chefs*?!»

Patienten suchen das persönliche Gegenüber, das ist der verantwortliche Arzt. Die Beziehung des Patienten zu seinem Arzt kann sowohl durch sozialistische als auch durch kapitalistische Organisationen ausgehöhlt werden. Die Verantwortung des Arztes ist ein Wert, der heute leidet. Über das Malaise in der Medizin wird allerdings schon seit Generationen geredet.

Peter Palustra

Wir waren also, das war noch vor meinem unrühmlichen Abgang aus dem Plaffenwatz, auf einer Wochensitzung, als Magda, die Schwester von Peter Frei, eine liebe, weiche, sanfte Frau, meldete, die ärztliche Notfallzentrale der Stadt verlange einen sofortigen Besuch in der Roten Fabrik. Es sei wegen Peter Palustra, einem Bildhauer und Patienten von Peter Frei. Peter bat mich, ihn zu begleiten. Er vermutete den Grund wohl schon.

Es war Mitternacht, als wir bei der Roten Fabrik ankamen. Es hatte fast aufgehört zu regnen, niemand war unterwegs, kaum ein Licht brannte auf dem Fabrikareal direkt am See. Wir gingen ums Haus herum, zurück, suchten eine offene Türe oder Menschen, welche wir fragen konnten. Da hörten wir einen Schuss und suchten Deckung in einer dunklen Nische. Wir erschrakten, als sich ein schlaksiger Mann von hinten zu uns gesellte.

«Er ballert mit dem Gewehr herum», flüsterte er.

Sein rascher Atem war an der Kante der Hausecke im fahlen Licht sichtbar. Ich deutete auf den Dampf und zog den Mann in die Dunkelheit unserer Nische zurück.

«Wir sind wegen des Schützen hier», bemerkte Peter Frei und versuchte, um die Ecke des Hauses herum einen Blick zu erhaschen.

Erneut knallte es, und sofort hörten wir die pfeifende Kugel blechern und nahe aufschlagen. «Verreist, ihr Schafseckel! Weg mit euch! Hinterfotzige Scheißtypen!»

Schnelle Schritte näherten sich, wir duckten uns. Irgendetwas, vielleicht das Gewehr, schlug mit Wucht gegen eine herumstehende Stahltonne. Die Stimme des Bildhauers überschlug sich. Er war nur wenige Meter entfernt, sein langer Schatten war zu sehen. Er stand plötzlich still. Wir drückten uns noch mehr ins Dunkel. Es regnete

plötzlich wieder stärker; das Prasseln der Tropfen auf den Wellblechdächern und dem Asphalt und das Plätschern des in die Gullys ablaufenden Wassers überdeckten die Geräusche des wütenden Mannes. Der Schatten war unbemerkt hinter dem Regenvorhang verschwunden. Fahle Lichter entfernter Straßenlaternen glitzerten auf der nassen Gasse des Fabrikareals.

«Hast du uns angerufen?», flüsterte ich.

«Ja. Ich habe mein Atelier gleich neben seinem.»

Etwas weiter entfernt schepperte wieder etwas, wir hörten eine fluchende Männerstimme: «Verdammte Arschlöcher, alle miteinander!»

Wir standen etwas verloren im nassen Dunkeln.

«Was wollt ihr machen?», fragte der Künstler.

«Wir gehen nachschauen», meinte Peter.

«Bist du verrückt?» Meine Frage beeindruckte Peter nicht, ermutigte ihn eher, und er schritt entschlossen zur Tat. Der andere Fabrikbewohner und ich pirschten vorsichtig hinterher.

«Peter!», rief Peter Frei, denn der durchgeknallte Bildhauer hieß auch Peter. «Peter! Ich bin's, Peter Frei, dein Doktor.»

Es blieb still. Wir waren nun im Haus und näherten uns dem Atelier unseres Patienten. In den Gängen der Fabrik flackerten nur vereinzelte Neonlichter. Irgendwo rauschte Wasser durch eine Röhre.

«Peter, hörst du mich? Peter, sag uns bitte, was los ist! Peter, was können wir tun?»

Wir waren vor der Tür des Ateliers angelangt. Ich stand hinter Peter, und hinter mir stand der andere Künstler. Weiterhin blieb alles still. War der Bildhauer überhaupt in sein Atelier zurückgekehrt?

Unser Peter versuchte, mit ihm durch die Tür hindurch zu sprechen:

«Peter, bist du da?»

Peter Frei drückte sein Ohr an das Holz, um zu hören, was drinnen vorging. Da begann es zu rumpeln und rumoren, ich zog Peter von der Türe weg, in diesem Augenblick krachte ein Beil durch das Holz, und nur wenig hätte gefehlt, um den Schädel des Plaffenwatz-Doktors zu spalten. Wir hörten den Berserker wie ein Tier herumbrüllen und rannten aus dem Haus.

In der Telefonkabine am Fabrikeingang rief ich die Sanität und die Polizei. Nach bangem Warten im Regen, unsere Zigaretten waren aufgebraucht, Peter war eben mit dem anderen Künstler zu einem vorsichtigen Erkundungsrundgang aufgebrochen, kam eine Streife mit zwei Polizisten. Ich schilderte das Problem mit unserem randalierenden Patienten. Über Funk wurde Verstärkung angefordert. Wir warteten unter einer Dachkante an der Straße. Der eine Polizist bot mir eine Zigarette an. Ich bot ihm Feuer. Wir standen unter der Dachtraufe und blickten in die mild in der Luft und auf der Straße glitzernden Tropfen. Der Verkehr war spärlich, und hinter jedem Scheinwerferlicht in der Ferne erwarteten wir die Verstärkung. Peter Frei und der Nachbar unseres Patienten kamen zurück.

Da erkannte der andere Polizist in Peter den stadtbekannten Sozialistendoktor. «Ja, jetzt seid ihr froh, dass es uns gibt, ihr linken Sauhunde!»

Es dauerte eine gefühlte Endlosigkeit, bis die Verstärkung mit sechs Polizisten in voller Kampfmontur endlich anrückte.

Mit der Brechstange des Nachbarn wurde die Türe des Ateliers aufgebrochen. Der Bildhauer war angesichts der Übermacht handzahn. Er verkroch sich unter einem Tisch. Wir kündigten ihm an, dass wir ihn in die psychiatrische Universitätsklinik Burghölzli Zürich bringen müssten. Kleinlaut ließ er sich abführen.

Allerdings sei Peter ein Verräter; er verlangte, dass *ich* ihn begleite. Er kannte mich: «Du bist doch der Sohn von Regina!»

«Nein, von Fips, ich bin der Sohn von Fips, Regina ist meine Tante! Regina hat keine Kinder.»

Klar, Tante Regina, Restaurant Malatesta im Niederdorf, ich erinnerte mich. Der Bildhauer war vor Jahren ein Liebhaber meiner Tante gewesen. War die Tobsucht unseres Bildhauers in der Roten Fabrik eine Kokainpsychose, oder war er ganz gewöhnlich einfach manisch geworden?

Im Restaurant Malatesta, am Hirschenplatz in der Altstadt von Zürich, gab es seit ewig bis Anfang der Siebzigerjahre Reste einer Bohemeszene, in welcher gelegentlich Kokain, Heroin und andere Drogen angeboten wurden. Kokain war sehr teuer und nur selten erhältlich. Es waren Freunde und Bekannte der Schwester meines Vaters. War es schon 1968 – oder doch erst drei, vier Jahre später? War Palustra auch dabei gewesen? Obwohl es mehr als einmal gewesen sein muss, kann ich mich nur an ein einziges Mal erinnern, dass ich Kokain genommen habe im Malatesta. Ein befreundeter Kunstmaler bot meinem Vater und mir großzügig Kokain zum Schnupfen an. Aus einem silbrigen Döschen löffelte er mithilfe eines schmalen Löffelchens den Schnee in die Mittelhandgrube vor dem gespannten Daumen, den die Mediziner die *Tabatière* nennen. «Nein, nein, das ist nicht Schnupftabak, das ist viel besser.»

Mein Vater und ich konsumierten sicher beide zum ersten Mal Kokain. Meinen Vater traf es unvorbereitet. Er musste eine Stunde später eine Rede für die Unternehmergeinschaft Niederdorf halten. Die Rede war grandios, aber nachher fragte mein Vater voll unruhiger Unsicherheit, ob er völligen Blödsinn erzählt habe, und alles war ihm peinlich und unheimlich. Ich kann mich nur undeutlich erinnern, wie

das Kokain eigentlich bei mir selbst gewirkt hatte: ein giftiges Glashaus.

«Die Wahrheit auf Kokain ist großartig, glänzt und glitzert, flüchtig, biegsam wie ein Pfeil, der davonschwirrt und dich doch hinterrücks überfällt, gewaltsam eindringt, dass du dich im schrecklichsten Kampfe windest und fast verendest, bevor du zu Kreuze kriechst. Scherben liegen im grauen Staub der Wahrheit.» Diese Prosa habe ich einst an der Toilettentüre im Restaurant Ziegel oh Lac gelesen. Das WC ist jetzt sauber. Auch hier kontrolliert heute das Gesundheitsinspektorat penibel – wie überall.

Boxer

Auch dieser Anruf kam irgendwann nach Mitternacht. Ich stand mit nackten Füßen im Flur. Ich notierte die Adresse und fragte die Krankenschwester der Ärztezentrale nach der Telefonnummer für den Rückruf.

«Die brauchen Sie nicht, ich stelle Sie doch gleich durch, Herr Doktor!» Eine leise, fast zum Flüstern gepresste Frauenstimme sagte nur: «Kommen Sie! Hilfe!»

Meine Frau und das Kind waren nicht aufgewacht. Sie hörte schon das kleinste Wimmern des Säuglings; das nächtliche Telefon aber weckte sie beide nie. Doch der Hund blickte erwartungsvoll zu mir hoch. Er kratzte sich verlegen hinter dem Ohr, streckte sich wohligh und unterdrückte dann seine Erregung durch demonstratives Gähnen.

«Bobeli, komm!» Ich klemmte mir den Notizblock in die Tasche, packte das Funkgerät und den Arztkoffer. Der wölfisch aussehende Mischling folgte mir freudig. Ich verstaute den Koffer hinter dem Fahrersitz, und Bobeli sprang hinterher. Wir fuhren los. Vor der Anhöhe war ich über Funk nicht erreichbar, im Funkloch fuhr ich deshalb oft schneller als erlaubt. Die Polizei hätte den Notfalldoktor fraglos durchgewinkt. Das Fenster war für eine schnelle Zigarette heruntergekurbelt, und der Hund genoss mit zufrieden zugekniffenen Augen und lachendem Gesicht den Fahrtwind. Ich konzentrierte mich auf die Adresse.

Es war einer der wenigen Hochhauskomplexe in unserer Stadt. Bobeli musste im Auto warten. Ich schnappte nach dem Notfallkoffer und hievte das EKG-Gerät aus dem Kofferraum. Es war in einem großen Aluminiumkoffer verstaute; alle Teile fanden darin ihren Platz, schön eingepasst in Nischen des Styropors, aber sauschwer. Ich war mächtig stolz auf meine Bastelarbeit.

Ich fand den Namen und drückte den Knopf. Etwas später hörte ich durch die Gegensprechanlage wieder dieselbe Stimme; es war nur noch ein unverständliches Stöhnen. Zum Glück hatte ich die Schwester der Ärztezentrale noch nach dem Stockwerk gefragt. Endlich hörte ich den Summer, und die Haustüre ließ sich öffnen.

Die Wohnung befand sich am Ende eines langen Laubengangs. Die Geräusche der Stadt waren hinter den hohen Fassaden der hofartigen Anlage der Gebäude nur gedämpft zu hören. Meine Schritte und sogar das Rascheln meiner Kleider schienen ein Echo zu erzeugen. Fahles oranges Licht einer Straßenlaterne drang zwischen den hohen Häusern hindurch.

Ich stellte meine Koffer ab, klingelte neben der Wohnungstüre und trat einen Schritt zur Seite.

Peng. Peng, peng! Dann war es wieder still. Drei Löcher auf Bauchhöhe klafften in der dicken Pressspanplatte der Wohnungstüre. Das durchfallende Licht beleuchtete einen kleinen Doktor, der sich zwischen seinen Koffern nicht zu rühren wagte. Die laut hallenden Schüsse hatten zweifellos Nachbarn geweckt, aber nichts schien sich zu regen.

«Ich bin es doch nur, der Doktor.»

«Das kann jeder sagen.»

«Ihre Frau hat mich doch gerufen.»

«Ich bin nicht verheiratet.»

«Ja, ist denn da keine Frau?»

«Ach die!» Das Türschloss und der Sicherheitsvorhänger wurden betätigt.

«Kommen Sie herein.» Halb klang es wie eine Frage.

«Geben Sie mir zuerst Ihre Waffe heraus.»

Die Türe öffnete sich einen Spalt, und ein Revolver wurde an einem Finger baumelnd herausgereicht. Ich steckte die Waffe vorsichtig ein und packte meine Koffer. Der Mann, ein muskulöser Kämpfer mit breiter, flach gedrückter Nase, aufgedunsen und eher mächtig als groß, öffnete.

Hinter der Türe wimmerte eine Frau, halb hockend und halb kauernnd. Vorsichtig drückte ich mich mit meinem Gepäck am Mann vorbei und stieg über ein Bein der Frau.

Der Mann trug ein weißes Trägerleibchen und schmutzige Unterhosen; halb war sein Gemächt sichtbar. Er fläzte sein Gewicht mit ausgebreiteten Armen auf das Kunstledersofa, schob sich dann ein Kissen mit Leopardenfellmuster unter ein Knie und bedeutete mir, mich neben ihn zu setzen. Auf dem mit Metallrahmen gefassten Sofatisch herrschte ein Chaos aus Zigarettenspapier, berstendem Aschenbecher, Essensresten auf Papiertellern und umgekippten Aluminiumdosen, in den Rinnen zwischen den Mosaiksteinchen Bierreste und angetrocknetes Ketchup.

Hinter den beim Eingang abgestellten Koffern war die Frau kaum wahrzunehmen. Ich hockte klein neben dem großen, stinkenden Mann. Er schlürfte Bier.

«Warum haben Sie den Doktor gerufen?»

«Ich war Boxer.»

Ich war nicht überrascht. Die Hand mit der Zigarette erreichte den Aschenbecher nicht, die Asche fiel auf den Rand des Tischchens.

«Haben Sie Ihre Frau geschlagen?» Die Frau stöhnte leise. Ich wollte aufstehen.

Er packte mein Handgelenk, hielt mich fest und drückte mich auf das Sofa zurück. «Ich kann nicht mehr boxen.» Er grunzte mehr, als dass er sprach: «Epilepsie.»

«Warum haben Sie geschossen?»

«Ich kann nicht mehr boxen. Es würde nur immer schlimmer. Fast Europameister. Wissen Sie, Herr Doktor, also, ich muss ja schon Doktor sagen, das gehört sich doch, also, Epilepsie, also immerhin habe ich ja eine Rente. Sind Sie denn ein Doktor? Ja, den Peter Frei kenne ich gut. *Das* ist ein Doktor! – Bleiben Sie sitzen, Doktorchen! Also diese dumme Kuh dort ist nicht meine Frau. Wollen Sie auch ein Bier? Jetzt bleiben Sie doch sitzen! Also der geht es schon gut. Die braucht nichts. Sie trinken auch mit! Das ist gut gegen alle Teufel.»

Bruchstücke seines ganzen Lebens musste ich mir anhören, von seiner richtigen Frau, welche ihn mit dem Kind sitzen gelassen habe, und dass das Kind ja bald gestorben und er doch selbst als Kind immer von allen im Stich gelassen worden sei, nur in der Fremdenlegion sei es anders gewesen, in der *Leschiong étrangschärä* seien sie echte Kameraden gewesen. Er erzählte auch vom Knast, in den er musste, als er wieder in die Heimat zurückgekommen war, und von seinen Kämpfen als Profi oder Fast-Profi, bevor er mich endlich aufstehen ließ.

«Also die Waffe nehme ich zur Sicherheit mit», meinte ich tapfer.

«Ja, machen Sie nur; die ist sowieso illegal.» Ich war aufgestanden und noch nicht um den Sofatisch, da zog er seine Hand unter dem Knie mit Leopardenfellkissen hervor, zeigte mit einer anderen Pistole auf mich und knurrte: «Ich habe noch mehr Waffen.»

Die Frau in der Eingangsnische hatte ich schon fast vergessen. Ich traute mich erneut nicht, mich wirklich um sie zu kümmern. Sie schaute mich blöde lächelnd an und hob die Hand fast zu einem Winken, als ich über sie hinwegstieg.

Der Mann stand breit im Licht in der Türe und winkte mir mit der zweiten Waffe nach, als ich, so schnell es meine schweren Koffer

erlaubten, zum Lift hetzte. Er schaute mir nur nach, er schoss nicht in die Luft, und er rief auch nicht triumphierend: «Adieu, Doktorchen!» Totenstille begleitete mich durch die riesige Wohnanlage nach unten. Ich verstaute die Koffer im Auto und zündete mir eine Zigarette an. Bobeli blickte mich ängstlich an. Er wedelte vorsichtig mit seinem Schwanz und sprang aus dem Wagen. Der große Hund drängte sich eng an mich, und wir gingen um den Block. Die Lichtsignalanlagen blinkten orange. Mitten in der Stadt, und doch war niemand zu sehen auf den Straßen. In meinem Hosenbund drückte die Waffe als Beweis, dass das alles tatsächlich geschehen war.

Was sollte ich damit? Ich warf die zweite Zigarette weg und funkte der Ärztezentrale, dass ich weiter in der Stadt und auf Empfang bleiben würde. Ich öffnete das Auto, Bobeli hüpfte auf die Rücksitzbank, und ich fuhr zur Stadtpolizei. Der Hund wollte mitkommen, aber ich erklärte, dass er warten müsse.

Die Hauptwache ist ein ehrwürdiges Sandsteingebäude. Die Eingangstüre stand weit offen. Ein breites hölzernes Pult trennte den schmalen Publikumsbereich vom Personal. Der Empfang war menschenleer.

«Jemand da?»

Irgendwo in der Tiefe des Gebäudes waren Stimmen und sogar Geschrei zu hören. Man konnte nichts verstehen. Ich wartete.

«Hallo!»

Es wurde mir zu blöd, und ich wollte schon fast wieder gehen. Da kam ein Uniformierter. Er sah mich kaum an und setzte sich an eine Schreibmaschine mit dem Rücken halb zu mir. Dann kam ein weiterer Polizist, ohne mich bemerken zu wollen, durchquerte den Raum und verschwand in einen Teil, den ich nicht einsehen konnte.

«Ja?», fragte der halbe Rücken mich, ohne mich anzuschauen. «Um was geht es?» Ich merkte erst, dass der Polizist mich meinte, als er erneut ansetzte: «Um was geht es, Herrgott noch mal?»

«Ich hätte da eine Pistole, die ich abgeben müsste.»

Ich solle während der Bürozeiten wiederkommen.

Es sei aber eine illegale Waffe, und ich wisse nicht, was damit anzufangen sei. Ich hätte den Revolver in meinem Dienst als Notfallarzt einem Patienten abgenommen, und der habe gesagt, dass die Waffe nicht registriert sei.

«Also was nun: eine Pistole oder ein Revolver?» Der Polizist drehte sich jetzt zu mir um. «Was sind Sie? Wer sind Sie?»

Ich erklärte erneut, dass ich Notfallarzt sei, und legte meine Visitenkarte auf den Tresen.

«Das kann jeder sagen, kommen Sie am Tag wieder», tönte nun auch der zweite, nicht sichtbare Polizist.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und erklärte, dass ich nicht mit einer Waffe umgehen könne und diese jetzt und noch vor meinem Dienstende loswerden müsse. Ich zog die Waffe aus meinem Hosenbund und legte sie auf das Holz. Der Polizist zuckte regelrecht zusammen, als er den Revolver sah. Er stoppte die brusche Bewegung und griff sich stattdessen seine Uniformmütze. Der Kollege lugte ebenfalls verdutzt um die Ecke und hatte eine Hand am Halfter.

Der Erste bequeme sich endlich an den hohen Empfangstresen und fragte: «Name, Vorname, Geburtsdatum, Bürgerort, Straße, Postleitzahl?»

Ich musste mich ausweisen. Dann aber wollte er wissen, wie ich zu der Waffe gekommen sei. Ich erklärte erneut, dass ich bei einem Krankenbesuch die Waffe einem Patienten abgenommen habe. Nein,

ich würde weder sagen, wo genau dies geschehen sei, noch, wie der Mann geheißen habe. «Das ist Arztgeheimnis!»

Der zweite Beamte war hinzugetreten. Er untersuchte die Knarre. Er blickte hoch und drohte: «Sie machen jetzt eine vollständige Aussage, oder wir werden Sie hierbehalten!»

Glücklicherweise fiepte mein Funkgerät. Ich sprach mit der Ärztezentrale und versprach meinen Rückruf in wenigen Sekunden.

«Das werden Sie nicht. Wenn Sie mich festnehmen und ich nicht zum Einsatz beim Patienten erscheinen kann, werde ich Sie wegen Gefährdung oder noch Schlimmerem verklagen! Ich habe Ihnen meine Personalien und das Ding gegeben, Sie quittieren oder schicken mir die Quittung nach Hause, aber ich bin jetzt weg.»

Bobeli wedelte wieder freudig mit dem Schwanz, als er mich sah. Zu Hause stöhnte meine Frau im Halbschlaf und drehte sich um, als ich endlich unter die Decke kroch. Von der Polizei habe ich in der Sache nie mehr etwas vernommen.

Duvidl

Unser Freund Duvidl ist im Wasser seiner Badewanne ertrunken. Er war einer der bekannteren 80er-Politaktivisten. Es zauberte ein wehmütiges Grinsen auf sein Gesicht, wenn ich ihn Duvidl nannte. Also nannte ich ihn Duvidl.

David war in der Szene angesehen, weil er in einem politisch hochaufgeladenen Prozess anstatt seines Freundes namens Meier als Angeklagter aufgetreten war. Der richtige Meier war mit irgendwelchen fadenscheinigen Begründungen angeklagt worden, weil er im nationalen Fernsehen, verkleidet als Biedermann *Müller*, eine Diskussionssendung verulkt und gestört hatte. Ein Skandal, der die Gemüter der braven Bürger fast mehr erregte als die wirkliche Randalie auf den Straßen und auf jeden Fall mehr als viel reales Unrecht. «Müllern» wurde damals ein gebräuchliches Tätigkeitswort und Duvidl war ein Meister im Müllern.

Der Gerichtspräsident fragte also unseren Duvidl, ob er der beschuldigte Herr Meier sei, und David antwortete: «Müller oder Meier, das ist ganz Einerlei-er.» Der genervte Richter insistierte, aber Duvidl David Müller alias Meier setzte einen drauf: «Einerlei, zweierlei und vielleicht sogar drei.»

Als der offensichtlich politisch motivierte Prozess zu Ende war, musste das Gerichtsurteil kassiert werden, da die Personalien des Angeklagten nie ordnungsgemäß kontrolliert worden waren. Da der falsche Mann als Richtiger verurteilt worden war, konnte der Prozess auch nicht wiederholt werden. Und über die Müllerei Davids vor dem Gericht wurde noch lange gelacht, in einer Zeit, in der es wenig zu lachen gab. Duvidl wohnte mit seiner Frau und zwei kleinen Töchtern in der Hellmutstraße: der Helmi. Wir wohnten ganz in der Nähe. Wir kämpften gegen «Sexersihl»: Wir engagierten uns für das innere

Aussersihl-Quartier, welches durch Sexgewerbe, Immobilienspekulation und Straßenausbauplänen in der Kanonengasse bedroht war. Die Präsenz zahlreicher 80er-Aktivist*innen verhinderte den Abriss dieser alten Arbeiterhäuser. Die Helmi wäre fast ein großes besetztes Wohnareal geworden. Aber die Häuser wurden von der Wohnbaugenossenschaft Wogeno übernommen, aufwendig saniert und in ihr erstes Neubauprojekt integriert. Die Menschen in der Hellmutstraße waren oft Aussteiger aus dem gut- und sehr gutbürgerlichen Leben ihres Elternhauses. In der Helmi hatte das Leben einen anderen Rhythmus als sonst wo in unserer hektischen Stadt. Sich treiben oder hängen lassen? Nicht wenige Hellmutsträßler waren auf Absturzkurs. Ich erinnere mich aber auch und vor allem an viele starke Frauen.

Duvidl kiffte unglaubliche Mengen, und wenn ich nicht arbeiten musste, kiffte ich gerne mit. Ich war und bin eigentlich immer ein antreibender Mensch, noch mehr bin ich wohl ein Getriebener, aber in dieser Zeit hing ich öfter als sonst in meinem ganzen Leben einfach einmal herum.

Der Abschied von Verstorbenen ist unergründlich wichtig. Es ist meine Erfahrung, und ich glaube tatsächlich, es ist keine religiöse Spinnerei, dass Abdankungen verhindern, dass der Tod uns in Form von Gespenstern plagen kann. Immer wieder bin ich überrascht, wie eine Abdankung eine gelöste Stimmung erzeugen kann.

Das Wetter war feucht, und wir gingen mit eingezogenen Köpfen über den knirschenden Kies des Gehweges aus dem Friedhof Sihlfeld. Bei Duvidls Abdankung wurde in der Friedhofskappelle wehmütiger Klamauk geboten und Musik gemacht, *Bandiera rossa* und *Bella ciao* waren zu hören. Aber das Lied, an welches ich mich immer erinnere,

wenn ich an ihn denke, wurde nicht gespielt, es ist das traurige jiddische Lied von *Reb Duvidl*, dem armen Wasserträger.

Max

Max sah aus wie ein Punker, lebte wie und war ein Punker. Er wohnte in einem besetzten Haus in der Bäckerstraße. Die Fassaden und Balkone der Bäki waren mit Spitzköpfen aus tütenförmigem Pappmaschee und Transparenten mit den aktuellen Parolen der Bewegung geschmückt. Die Polizei wagte sich ohne große Überzahl nicht in die Bäki. Barrikaden, mit kaputten Möbeln verrammelte Treppenhäuser und richtige Fallen sollten einen nächtlichen oder frühmorgendlichen Sturm der Bullen aufhalten. Die Flucht über die Dächer war schon organisiert. An einem anderen Ort war ein Autonomer bei einer solchen Stürmung vom Dach zu Tode gestürzt. Die Autonomen waren gewappnet, und die Polizei war vorsichtig geworden.

Aber Max war ein friedlicher Mensch, der ein Leben lang jeden Streit vermieden hatte und trotzdem durch Gewalt zu Tode kam. Für brave Bürger war er sichtbar *einer von denen*. Vielleicht kannten einige Polizisten Max auch im Speziellen. Am Tag der Schließung des AJZ zog eine Marschkolonne Polizeigrenadiere von der Sihlstraße kommend durch die Hafnerstraße. Max war und stand unter den unbeteiligten Zuschauern. Zwei Beamte in Kampfmontur sahen ihn, packten ihn an den Haaren, zogen ihn aus dem Publikum, schlugen ihn mit ihren Stöcken bewusstlos und reihten sich nach wenigen Sekunden wieder in die Formation ein, als wäre nichts Weiteres geschehen. Max erholte sich davon nie.

Max war oft in der Helmi. Er war ein Freund von Duvidl, und wir rauchten einige Male gemeinsam einen Joint. Max saß meist nur zufrieden dabei und hörte dem Gequatsche von Duvidl und mir zu. Aber jedes Mal, wenn ich Max nach den Schlägen der Polizei sah, wurde er noch stiller. Er litt an dumpfen Kopfschmerzen, welche immer schlimmer wurden. Ich sagte Max, dass er eine Sickerblutung, ein

Subduralhämatom, haben könnte. Er glaubte mir vielleicht nicht. Vielleicht fürchtete er uns Ärzte. Vielleicht wollte er einfach nichts tun. Zürich wollte zu viel von ihm. Zürich war ihm zu laut. Zürich schmerzte. Er flüchtete zu Freunden nach Barcelona. Dort starb er zwei Jahre nach den Knüppelschlägen.

Töfflibuben

Als Arzt bist du eigentlich immer nur Zuschauer, aber du sitzt auf einem Logenplatz. Zu Hause hast du deine Familie, kannst die Füße manchmal hochlegen oder dich in Hausarbeit üben. Manchmal kannst du am Abend vor der Glotze sitzen. Aber was du bei der Arbeit erlebst, erscheint dir als das wahre, spannende Leben. Und natürlich gehörst du immer zu den Guten, ja zu den Besten.

Auch als Familienvater mit kleinen Kindern lebst du immer irgendwie in einer heilen Welt, sogar wenn dir dein Säugling zu Hause das ganze Elend des menschlichen Daseins in die Seele schreit, wenn dir deine erschöpfte Frau dieses Elend in die Arme drückt, und du nach deinem langen Arbeitstag das an der Welt verzweifelnde kleine Bündel Mensch im Tragetuch vor dem Bauch auf nächtlichen Spaziergängen durch die Stadt durch deinen rhythmischen Gang und Gesang zu beruhigen versuchst.

Als Notfallarzt hatte ich vierundzwanzig Stunden Dienst und dann wieder vierundzwanzig Stunden frei, ein, zwei oder drei Wochen lang; dann hatte ich eine ganze Woche Ferien. Die Ärztezentrale bot mich telefonisch oder per Funkgerät zu den Diensten auf, welche von den niedergelassenen Ärzten zu leisten waren. Ich war selbstständig erwerbend, hatte noch keine eigene Praxis, aber eine Praxisbewilligung und machte nur notfallärztliche Hausbesuche. Ich ließ mich für alle Dienste einschreiben, die ich kriegen konnte. Das Funkgerät war ein mehr als kiloschwerer Knochen mit aufgeschraubter Antenne. Den Dienst verrichtete ich auf eigene Rechnung mit meinem eigenen alten Opel. Der Opel ging erst in die Brüche, als ihn mein Schwager betrunken aufs Dach legte und die Birmensdorferstraße hinunterschlitterte. Ein Taxifahrer half ihm, das Auto umzudrehen, und

wir brachten das Auto tatsächlich noch bis nach Hause. Ich kannte diesen Taxifahrer.

Die Notfallzentrale bot mich zu Hause per Telefon auf. Es sei etwas besonders Schlimmes. Der Familie sei innerhalb weniger Wochen das zweite Kind zu Tode gekommen.

Formal handelte es sich um einen eher psychiatrischen Fall, aber es sei vielleicht besser, ein Allgemeinmediziner, so einer wie ich, gehe dorthin.

Die Familie wohnte in einem kleinen Reihenhäuschen. Per Funk informierte mich die Zentrale, dass eine Nachbarin am Eingang des Weges auf mich warte. Das Geheul und die Schreie hätten mir auch so den Weg gewiesen. Stumm standen noch mehr Nachbarn im Dunkeln oder im Licht, welches durch die offenen Haustüren auf den schmalen Weg zwischen den mit groben roten Verrucano-Steinen gemauerten Abgrenzungen fiel.

Der jüngere Sohn war vor wenigen Stunden mit seinem Töffli aus diesem Weg hinaus direkt auf die steil herabführende Straße gefahren. Der Autofahrer habe nicht mehr bremsen können und den Jungen mit seinem schwach motorisierten Mofa dreißig Meter weit weggeschleudert.

Er sei einfach tot gewesen, einfach tot. Ich kannte beide Eltern, wie man sich in einer kleinen Großstadt vom gelegentlichen Begegnen in den gleichen Szenen eben kennen kann. Sie waren junge Eltern, nur wenig älter als ich. Der Mann war der erwähnte Taxifahrer. Die Frau wurde immer wieder von den starken Armen ihres Mannes gehalten, aber das nützte nichts. Sie riss sich wieder und wieder los. Hin und her getrieben wusste sie nicht, wohin in dem kleinen Häuschen, sackte in sich zusammen, wälzte sich im Schmerz, haute auf den Boden und krallte

sich in den Rand des Teppichs, bis sie nur noch schluchzte. Dann begann alles erneut mit Schreien und grauenhaftem Geheul.

Der ältere der halbwüchsigen Söhne war wenige Wochen zuvor von der Polizei in den Tod gehetzt worden. Diese Geschichte war Stadtgespräch.

Anfang der Achtzigerjahre war die Polizei besonders aggressiv gegen jede Art von jugendlichem Aufbegehren. Eigentliche Kampfparolen wurden im Korps herausgegeben, welche Sorte man jagen und plagen wollte und sollte. Kaum ein Offizier oder Polizeichef wagte es, den hetzenden Kräften entgegenzutreten. Die mahnenden Worte des obersten Chefs wurden von seinen Mannen nicht ernst genommen. Viele Polizisten wollten die Sauhunde fertigmachen, welche die Stadt mit Drogen, Randalen und Demos verunsicherten. Mit den Schweinereien auf den Straßen musste aufgeräumt werden, da waren sich alle einig, oder man zeigte seine Zweifel nicht. Die Wut der Ordnungshüter äußerte sich durch unverhohlenen Stolz in den Klagen über all die geleisteten Überstunden.

Der erste verstorbene Junge hatte mit seinem Kollegen ein Töffli, ein einsitziges leichtes Mofa, geklaut. Zu zweit darauf sitzend waren sie nach einer lustigen Spritztour mit wehenden langen Haaren und offenen Jeanshemden schon fast zu Hause angelangt, als eine Polizeistreife sie auf der letzten kleinen Passhöhe vor der Stadt stoppen wollte. In Schlangenlinien wich der kleine Töff auf der großen, in die Stadt hinunterführenden Birmensdorferstraße bergab mit horrendem Tempo dem Polizeifahrzeug aus. Das Polizeiauto versuchte, den Weg zu versperren. Ein Polizist zielte mit der Dienstwaffe aus dem offenen Beifahrerfenster. Der Schuss aus nächster Nähe verfehlte auf der wilden Fahrt die Jungs auf dem Mofa. Laut späterem Polizeibericht soll der Beamte bei der Schussabgabe auf die Reifen gezielt haben. Bei der

nachgewiesen großen Geschwindigkeit hätte auch das tödlich enden können. Die Polizisten versuchten nun, das Töffli von der Straße abzudrängen. Die Jungs schafften die Kurve nicht mehr, welche sie auf eine kleine Seitenstraße und bis nach Hause geführt hätte. Der Sturz war für beide tödlich.

Bobeli

Es war nicht nötig meinem Hund zu rufen. Bobeli sah mich erwartungsfroh an. Es brauchte nicht einmal eine Geste, dass er wusste, er durfte mitkommen. Er sah, dass ich in meine schwarze Lederjacke und meine Halbschuhe schlüpfte, die Autoschlüssel und das Funkgerät packte, und er drückte sich an meinen Beinen durch den Hauseingang. Er sprang auf den Rücksitz und legte seine Schnauze auf dem offenen Fensterbord in den Fahrtwind. Hunde scheinen in solchen Momenten glücklich zu grinsen, und kein wissenschaftlicher Zweifel verunsichert mich in der Gewissheit, dass wir Säugetiere ein Repertoire an gemeinsamen Gefühlen teilen.

Der Schweizerhof gegenüber dem Hauptbahnhof ist das Erstklasshotel in der Bahnhofstraße 1. Der livrierte Portier öffnete die Türe meiner schäbigen Karosse mit übertriebener Geste, indem er seinen goldumrandeten Hut zückte. Er nahm mir den schweren EKG-Koffer aus glänzendem Aluminium ab.

«Das Trinkgeld wird aber ein anderer zahlen», sagte ich. Der Anflug eines Lächelns zierte die groß gewachsene würdevolle Gestalt. Er geleitete mich zwei Stufen auf einmal nehmend die Freitreppe am Empfangstresen vorbei in den ersten Stock.

Die Suite Nummer eins hat Sicht auf den Bahnhofplatz, das Hauptportal und das davor aufgestellte Alfred-Escher-Denkmal. Der Patient war ein alter, drahtiger, kleiner Sizilianer. Er sprach langsam und artikuliert, sodass ich ihn trotz seines starken Dialekts verstehen konnte. Er saß auf einem großen Sessel. Seine Füße ruhten auf einem zum Sofa und Sessel passend bezogenen Schemelchen. Neben ihm kniete ein junger Mann und hielt seine Hand. Der Alte atmete schwer. Ungeduldig riss er sich den zugeknöpften Seidenpyjama mit einem Ruck auf, als der junge Mann ihn nicht schnell genug aufmachen konnte. Er schickte seine

Untergebenen aus dem Zimmer. Nur der junge Mann, wohl sein Sohn, durfte bleiben. Ich dachte es schon, bevor ich das EKG lesen konnte: Der Mann hatte einen ziemlich großen Herzinfarkt. Glücklicherweise war der Kreislauf stabil, und er hatte auch keine Rhythmusstörungen. Ich machte mich bereit, eine Infusion zu legen und wollte das Kardiomobil anfordern.

Auch ohne große Erklärungen begriff der alte Boss sofort, was los war. Nein, keine Sanität! Auf keinen Fall dürfe die Sanität kommen. Er sei ruiniert, er sei wirklich tot, wenn seine Verhandlungspartner von seiner Schwäche erfahren würden.

Auf keinen Fall konnte ich ihn aber im Hotel behandeln. Er wäre vielleicht ebenso tot, wenn er nicht ins Spital gehe. Wir verhandelten und einigten uns, dass er an meinem Arm die Treppe heruntergehen werde, ich würde ihn nur so halten, dass es möglichst wenig auffallen würde. Der Sohn half seinem Vater in Hemd, Hose und Schuhe. Vor dem Anzug schlüpfte er in eine schusssichere Weste. Mit gespannter Geduld verfolgte ich, wie Krawatte, Manschettenknöpfe, Einstecktüchlein und Hut gerichtet wurden.

Unser Aufzug war auf fast groteske Weise auffällig. Der Alte schritt an meinem Arm, gefolgt von zwei Leibwächtern, über die Freitreppe herab und durch die Eingangshalle. Ich half dem würdevollen Alten, in meine schäbige Karre einzusteigen, und schnallte ihn an. Die beiden Leibwächter verstaute den Notfallkoffer und den EKG-Koffer im Kofferraum. Als sie einsteigen wollten, lachte Bobeli sie mit riesigem Grinsen freundlich an. Die beiden Männer kriegten sich vor Schreck kaum ein. Sie hatten so große Angst vor unserem so friedlichen, so wölfisch aussehenden Hund, dass sie tatsächlich in das hinter uns wartende Taxi sprangen und meinem Wagen bis zum Spital folgten.

Der Sizilianer überlebte. Der Portier erhielt ein gutes Trinkgeld, und wir winkten uns noch einige Zeit lang lächelnd zu, wenn wir uns sahen.

Kugel

1985 wurde vor der Roten Fabrik ein letztes Mal für ein autonomes Jugendhaus demonstriert. Ein Anwohner schoss mit einem Kleinkalibergewehr in den Protestzug. Nur wenige Leute bemerkten es; es entstand keine Panik. Ich war bei der Demo nicht dabei. Mit meinem Fahrrad auf dem Weg von der Arbeit war ich den Tränengasschwaden am Mythenquai ausgewichen.

Gestützt auf seine runde kleine Freundin humpelte früh am nächsten Morgen ein hoch aufgeschossener junger Mann in meine neu eröffnete Praxis beim Bahnhof Altstetten. Der rechte Fuß war in Lumpen gehüllt. Im Röntgenbild sah ich den Steckschuss Kaliber sechs Millimeter im Mittelfuß. Die Knochen waren intakt. Der Mann wollte auf gar keinen Fall ins Spital. Er sei auf Bewährung, er wolle nicht wieder in den Knast. Er befürchtete Nachforschungen der Polizei, vielleicht wurde er aber auch gesucht. Als ich ihm erklärte, dass ich keine Narkose machen könne und wegen der Infektionsgefahr auch nicht mit Lokalanästhetika das Gewebe infiltrieren dürfe, zeigte er sich stoisch und verschwand mit seiner Freundin in unserer großen, behindertengerechten Toilette. Minuten später kam er fast ohne Humpeln, aber ziemlich betäubt wieder heraus und legte sich ohne Zögern auf den Arzttisch.

Ich ärgerte mich, dass ich nicht vorher auf die Idee gekommen war. Er hatte sich soeben heimlich einen Schuss Heroin gesetzt. Ich sagte nichts, obwohl es mir schwerfiel, nicht wenigstens zu zeigen, dass ich es gemerkt hatte.

Ich desinfizierte die Wunde und stocherte mit verschiedenen Instrumenten vorsichtig in seinem Fleisch, bis ich die Kugel endlich zu fassen kriegte. Tatsächlich war es ein Kleinkaliber, kaum lebensgefährlich; aber welcher Knallkopf schoss mit so etwas auf

Menschen? Ich stopfte eine schmale Gaze in das Loch und bestellte den Mann zur Kontrolle, zu der er nie kam. Ein Honorar sah ich auch nie. Bevor er verschwand, verbot er mir ausdrücklich, Anzeige bei der Polizei zu erstatten. Zudem würde eine Anzeige sowieso nichts nützen. Die Polizei habe bestimmt gesehen, dass ein Mann aus dem Fenster seiner Wohnung neben der Roten Fabrik auf die Leute im Demonstrationszug geschossen hätte: «Die wissen das sowieso schon! Das ist denen egal oder sogar recht!»

Die Argumente des am Fuß verletzten Demonstranten hatten mich überzeugt. Ich erstattete keine Anzeige bei der Polizei. Ich beriet mich mit den Aktivisten in der Roten Fabrik. Zu zweit, mit einer Frau aus der informellen Leitungsgruppe, klingelten wir im Erdgeschoss des Hauses, aus dem geschossen worden war. Nach einiger Zeit öffnete uns eine einen Säugling tragende Spanierin, an deren Rockzipfel sich ein zweites Kind festhielt. Wir fragten sie, ob sie wisse, wer aus diesem Haus auf Leute schieße.

«No sé nada!» Die Frau hatte Angst, aber sie zeigte stumm und tapfer mit dem Zeigefinger Richtung ersten Stock. «No sé nada», aber immer wieder ging die Hand mit dem zeigenden Finger nach oben, und die Frau formte mit ihren Lippen lautlose Worte, die wir nicht verstanden. Sie zog das ältere Kind zurück und verschloss leise die Wohnungstüre. Ohne Weiteres stiegen wir in den ersten Stock und klingelten erneut an einer Türe. Sanft schob ich die Aktivistin, die sicher mehr als einen halben Kopf größer war als ich, von der Türe weg, hinter mich und sagte: «Man weiß ja nie.»

Wenn wir eine Frau beschützen können, fühlen wir Männer uns gleich viel größer. Ich klingelte erneut. Niemand öffnete. Aber in der Wohnung knarrte der Holzboden leise. Ich klingelte nun sogar dreimal hintereinander: «Ich bin Arzt! Ich musste gestern eine aus diesem Haus

abgeschossene Kugel aus dem Fuß eines Patienten entfernen. Hören Sie, wir vermuten, dass die Kugel aus dieser Wohnung abgeschossen wurde. Bitte, machen Sie das nie mehr! Hören Sie mich!»

Der Mann in der Wohnung regte sich nicht, und so zogen wir wieder ab.

Christian

Am 5. Oktober 1985 eröffnete ich eine allgemeinärztliche Praxis in der Altstetterstraße 118 in der Nähe des Bahnhofs Zürich-Altstetten. Den damals neu erbauten Blockrandbau aus rotem Backstein mit vielen Familien und älteren Bewohnern gibt es noch heute. Über eine angebaute stählerne Freitreppe oder mit großem, rollstuhlgeeignetem Lift gelangte man in die geräumige Praxis. Neben dem Praxiseingang befand sich ein Silberkugel-Fastfood-Imbiss. Hinter dem Genossenschaftsneubau erstreckte sich von der Altstetterstraße bis zum Farbhof ein größeres Gebiet mit kleinen Reihenhäusern und einfachen Mehrfamilienhäusern. Altstetten war damals noch vorwiegend proletarisch. IT, Dienstleister und Banken begannen erst eben zu bauen und prägten das Quartier um den Bahnhof Altstetten noch lange nicht. Hinter den Geleisen des Bahnhofs bis zur Autobahn befanden sich kleinere Betriebe, Altwarenhändler und Brachland. In den Wohnwagen dort durften die Jenischen nicht dauerhaft wohnen. Hinter der Autobahn, in der Grünau, war das Hochhausghetto der ledigen Mütter und Witwen. Stadtauswärts hatten Zirkusleute ihr Winterquartier.

Seit dem zweiten Tag meiner Praxistätigkeit bewahrte ich einen aus dem Mund eines alten Mannes entfernten, riesigen, faulen Eckzahn in einem Formalinfläschchen auf. Der Alte wollte nicht zum Zahnarzt, weil doch Zahnentfernungen beim Hausarzt über die Krankenkasse abgerechnet, also fast gratis durchgeführt werden konnten. Ich weigerte mich und zeigte durch das Fenster zum Zahnarzt auf der gegenüberliegenden Straßenseite: «Der darf dieselben Taxpunkte benutzen wie ich.»

Der Mann gab sich nicht geschlagen: «Ja, schon, aber, Herr Doktor, Sie wissen doch wie Zahnärzte sind, der findet dann noch das und noch

dies, und zum Schluss kostet es immer viel mehr, und das zahlt die Krankenkasse nicht.»

«Ich habe kein geeignetes Werkzeug, nur den Engländer aus meiner Handwerkerkiste, um die Praxis einzurichten.»

«Ja, das ist doch wunderbar, mit dem Engländer geht das bestimmt, und sehen Sie, der Zahn ist doch fast locker.»

«Aber wenn der Zahn zersplittert und ich nicht alles entfernen kann?»

«Dann kann ich ja immer noch zum Zahnarzt.»

Den Zahn, die aus einem Fuß entfernte Kleinkaliberkugel und andere kleine Souvenirs meiner Praxistätigkeit platzierte ich auf einer Plastik von Bettina Truninger. Die Tonfigur heißt *Der Bürokrat*, eine an der Spitze in einem halben Kopf endende Pyramide. Der pyramidenförmige Fuß der Tonfigur wurde beim Brennen unabsichtlich gespalten. Der unterhalb Nase und Gehirn amputierte Pyramidenkopf hat dem Spalt Einhalt geboten. Oder droht der Kopf jeden Moment ebenfalls entzweizubrechen? Auf den Stufen der sinnträchtig beschädigten bürokratischen Pyramide standen also das Formalinfläschchen mit dem Zahn, daneben das mit der entfernten Kleinkaliberkugel, ein Gallenstein, kleine Glücksschweinchen aus Porzellan, der Druide Merlin, ein Fahrradfahrer und ein antikes Ampullenröhrchen Heroin/Diacetylmorphin. In allen meinen Jahren als Drogendoktor, obwohl mehr als dreitausend Süchtige durch meine Sprechzimmer gekommen sind, viele verzweifelt, auf Entzug, Delirante und Verwirrte, wurde diese antike Ampulle Heroin nie gestohlen.

Die Praxis florierte sofort. Schon am ersten Tag hatte ich achtzehn Patienten. Meine Sprechstunde war geöffnet von 7 Uhr bis 18 Uhr mit einer Stunde Mittagspause, fünfeinhalb Tage pro Woche; zwischendurch oder manchmal auch am Abend machte ich Hausbesuche, nachts konnten mich Telefonanrufe jederzeit erreichen;

ich sah zweihundert Patienten pro Woche. Die für mindestens drei Ärzte konzipierte Praxis war sparsam und sehr funktionell eingerichtet: Labor, Röntgen, Gipsraum, Wundversorgung, Blutentnahmeplatz. Ich hatte praktisch kein eigenes Geld investiert, aber eine halbe Million Franken Schulden.

1987 fand ich mit Christian La Roche den idealen ärztlichen Partner. Er ist groß, schlank, ruhig und besonnen. Der große und der kleine Doktor: Wir ergänzten uns perfekt. Er akzeptierte meine unermüdliche Betriebsamkeit und Getriebenheit und war auch in turbulentesten Zeiten loyal. Christians größtes Problem mit mir war zu Beginn zweifellos der Computer. Schon 1985 musste der Sidi nämlich ein integriertes Praxisadministrationssystem haben. Trotz der großen eigenen Programmierarbeit kostete das Ganze ein Vermögen. Niemand benutzte zu dieser Zeit Computer in der Arztpraxis, aber für mich waren sie schon damals eine Notwendigkeit.

Christian La Roche und ich betreuten in unserer Altstetter Praxis in zehn Jahren rund zweihundert Patienten mit Aids bis in den Tod. Scham, Schuld, Depression und Angst prägten und behinderten das Leben unserer Patienten lange vor jeder sichtbaren Krankheit. Vor dem physischen Tod starben viele jahrelang einen sozialen Tod.

Stefano

Schon in der Gruppenpraxis Plaffenwatz hatte eine professionelle Kaffeemaschine im Wartezimmer gestanden. Auch ab 1985, nach Eröffnung der Praxis in der Altstetterstraße, konnte man in unserem Wartezimmer für einen Franken frischen Kaffee kaufen: *Stützli-Kafi*. Die Kaffeekasse auf dem Empfangspult war für die MPAs eine Quelle von Stress, da sie oft gestohlen wurde. Porzellanschweinchen mit Geldschlitz kauften wir darum gleich auf Vorrat. Es war mir wichtiger, den Kaffee im Wartezimmer nicht völlig gratis anzubieten, als Einnahmen durch unsympathische Maßnahmen zu sichern.

Hinter dem Büchergestell, auf dem Sofa in der Kindernische, lag Stefano. Er verbrachte seine letzten Tage in unserem Wartezimmer. Stefano war zart und zerbrechlich. Seine tief in den Höhlen liegenden großen Augen und langen Wimpern bewegte er nur müde. Seine Kleidung schlotterte, wenn er sich auf der Freitreppe am Stahlgeländer haltend in den ersten Stock zu unserer Praxis hochhangelte, schwach und langsam. Warum er nie den Lift benutzte, weiß ich nicht. Er kam, wenn er am Morgen die Notschlafstelle verlassen musste. Er war obdachlos, aber erschien immer sauber, fast elegant, in geflickten Kleidern. In der Notschlafstelle hatte er sich am Morgen seine Dosis Heroin schon gespritzt, am Abend weckte ihn der Entzug, und er schlich zurück in die Notschlafstelle. Bei uns konsumierte er nie, auch nicht heimlich auf der Toilette. Am Tag gab es für ihn keinen anderen Ort als unser Wartezimmer. Einige andere Patienten sind möglicherweise über den in unserer Praxis sterbenden, aidskranken jungen Mann erschrocken. Noch heute schätze ich das große Vertrauen unserer Kundschaft. Es gelang uns ohne große Worte, die Leute zu überzeugen, dass von Stefano keine Gefahr ausging.

In Stefanos Mund, Nasenhöhlen und Rachen wucherten Hefepilze in dicken weißen Belägen. Alle paar Tage mussten wir Stefanos Mund mit Gentianaviolett ausspülen. Bessere Medikamente gegen den Pilz standen damals noch nicht zur Verfügung. Diese Behandlung mit einem Germittel war so schrecklich, wie sie sich anhört. Wir mussten die Würgereiz auslösenden, ätzenden Spülungen auf einer großen Plastikabdeckung durchführen, um bleibende Verfärbungen am Boden unserer neuen Praxis zu verhindern.

Stefano blieb nicht mehr lange bei uns. Eigentlich war es nicht überraschend, aber ich erschrak, als ich bei ihm eine Art Tuberkulose entdeckte. Für nicht immungeschwächte Menschen waren diese Bakterien kaum ansteckend und ungefährlich. Wir konnten ihn nicht mehr erfolgreich behandeln. Seine Immunschwäche war zu sehr fortgeschritten. Aids hatte ihn mit sich genommen. Ich stellte den Totenschein aus; den ersten von vielen mit dieser Diagnose.

Mitte der Achtzigerjahre waren erst die wenigen Patienten an Aids erkrankt, deren Körper mit HI-Viren besonders schlecht klarkamen.

Wir wussten vieles noch nicht. Wer ist alles infiziert? Wie ansteckend ist die Krankheit? Wie viele werden sterben, wie schnell? Werden alle sterben? Wird die Menschheit an Aids zugrunde gehen? Gegen Aids sollte es noch lange Jahre keine wirksame Behandlung geben.

Mäde

Wer möchte seine Süchte nicht beenden? Das Leben in der Sucht wird als defektes Leben und gar als unwertes Leben wahrgenommen. Alles muss wieder heil werden! Nur die Heilung der Sucht verspricht das Gute, das Wahre und das eigentliche Leben. Das Ende der Sucht wird als Ende jeden Leidens fantasiert.

«Lieber tot als süchtig», ist nicht nur ein Spruch faschistoider Stammtischreden. «Lieber tot als süchtig», hörte ich auch von vielen Betroffenen selbst. Selbsthass und Suizidalität sind dem Tod durch Überdosis so nahe. Nicht einmal im Sterben durch den goldenen Schuss wird die Idee aufgegeben, dass das Wohlbefinden machbar, jederzeit durch Substanzen oder was auch immer herstellbar sein müsse, wenn man nur endlich herausfinden würde, wie.

Maddalena, die eine Zeit lang nur Mäde genannt werden wollte, kam 1985 erstmals in meine Praxis. Ich betreute sie mehr als dreißig Jahre lang. Sie nahm gelegentlich Heroin und stellte ihren Konsum eher übertrieben dar. Eine gewisse Zeit lang nahm sie Methadon, dann stellte ich sie auf das schwächer wirkende Buprenorphin um, und seit den Neunzigerjahren nahm sie nie mehr irgendwelche Opioide. Sie kiffte, rauchte Nikotin, und zeitweise trank sie jeden Tag eher mehr als zwei Gläser Wein oder Bier. Aber auch mit Alkohol, Cannabis und Nikotin konnte sie schon vor vielen Jahren ganz aufhören. Obwohl die christlich-spirituelle Erfahrung für sie wichtig und offensichtlich heilsam war, wurde sie nie fanatisch und blieb auch nicht in sektenhaften Gebilden gefangen.

Schon 1985 ließ ich ihr Blut auf HIV untersuchen, und sie war tatsächlich infiziert. In all den Jahren seither war sie nie ernsthaft krank. Aber sie litt die ganze Zeit an immer wieder neuen Beschwerden wie

Kopfschmerzen, Durchfall, Blähungen, Verstopfung, Menstruationsbeschwerden, Brustspannen, Schlaflosigkeit, Angst, Atemnot, Übelkeit und was der Allgemeinsymptome und Befindlichkeitsstörungen mehr sind. Sie befürchtete all die Jahre immer und jeden Moment, an den fürchterlichsten und schrecklichsten Krankheiten zu erkranken. Tatsächlich war sie immer bei bester Gesundheit. Sie erkrankte nicht einmal an Grippe. Wegen der HIV-Infektion erhielt sie eine Invalidenrente, deren Notwendigkeit man heute bezweifeln könnte.

Maddalena wollte möglichst keine Medikamente nehmen. Nebenwirkungen erschienen ihr wahrscheinlicher als denkbarer Nutzen. Irgendwie gelang es mir, sie trotz ihrer wuchernden Ängste zu überzeugen, ihre chronische C-Hepatitis zu behandeln. Tatsächlich stand sie um die Jahrtausendwende die damals sehr unangenehme Behandlung mit Interferonspritzen und nebenwirkungsreichen Tabletten durch, und die Hepatitisviren verschwanden komplett aus ihrem Körper. Die HCV waren eliminiert, aber die HIV blieben.

Die Zahl ihrer HI-Viren im Blut war immer vergleichsweise gering, und ihre weißen Blutkörperchen und insbesondere die Zahl der Helferzellen waren immer gut. Maddalena war um die vierzig, als sie überraschend Mutter wurde. Während ihrer Schwangerschaft war sie bereit, Medikamente gegen die HI-Viren zu nehmen. Wie damals üblich gab ich ihr nur das Medikament 3TC, welches sie in den letzten Monaten der Schwangerschaft brav einnahm. Sonst hat sie mehr als dreißig Jahre lang nie irgendein Medikament gegen HIV und Aids genommen.

Maddalena ist medizinisch eine absolute Ausnahme unter meinen Patienten. Sie erträgt HI-Viren langfristig, mindestens zwanzig Jahre länger als alle andern, ohne Medikamente, und ohne an Aids zu

erkranken; die Medizin nennt solche Menschen *Long-term slow progressors*.

Maddalena litt nach ihrem Entzug von Opioiden auch nicht an chronischen, entzugsartigen Beschwerden, die ich sonst bei fast allen langfristig von Opioiden abstinenten Patienten beobachtete. Maddalena war und ist gesund, die gesündeste Hypochonderin, die ich kenne. Aber ihre Freunde aus der Zeit, als sie sich Mäde nannte, sind alle tot; Maddalena überlebte als Einzige.

Ein Prozent der im Jahre 1968 geborenen Menschen in der Schweiz wurde opioidabhängig. Fast niemand wurde diese Sucht je wieder los. Die meisten Opioidabhängigen haben Mitte der Achtzigerjahre ihren Heroinkonsum begonnen. Sie haben sich darum nicht mehr so häufig mit HIV infiziert wie die Jungen im AJZ. Nicht nur Heroin, sondern auch ihre anderen Süchte wie Cannabis, Nikotin, Kokain, Benzodiazepine und Alkohol wurden einige nicht mehr los. Aber die meisten leben unauffällig, sie sind jetzt über fünfzig Jahre alt und nehmen täglich Methadon.

Erichs Freund

Erich kam mit seinem Freund durch die Tiefgarage und den Hintereingang in unsere Praxis. Aus Scham verhüllte er sich mit einem weißen Laken komplett – wie ein Gespenst. Vom Scheitel bis zur Fußsohle war er übersät mit dunkelbraunen, roten oder blauvioletten, derben Kaposi-Knoten in der Haut. Lange hatte ich ihn überreden müssen, zu uns in die Praxis zu kommen, damit wir wenigstens einmal ein Bruströntgenbild machen könnten. Kaposi kann nicht nur die äußere Haut, sondern auch die Schleimhäute der Lunge und des Darmtraktes vom Mund bis zum After befallen. Erich atmete schwer. Er konnte die Augenlider kaum noch öffnen, weil sie, von Tumoren befallen, zu derb und zu schwer geworden waren. Um die Kaposi-Herde auf den Augenlidern bestrahlen zu können, mussten Goldlinsen zum Schutz der Augennerven hergestellt werden. So konnte Erich in den letzten Tagen seines Lebens wenigstens wieder etwas sehen.

Erichs Freund aber blieb mir während aller meiner weiteren Berufsjahre treu. In dieser langen Zeit trauerte er und sprach fast jedes Mal von Erich.

Ich war froh für ihn und etwas überrascht, als er mir nach zwölf Jahren seinen neuen Partner vorstellte. Dieser Mann war HIV-negativ. Wir besprachen alle notwendigen Vorsichtsmaßnahmen, wieder und immer wieder, zu zweit und zu dritt. Bald aber wollte ihm der neue Freund ebenso nahe sein wie Erich, die verstorbene, immer noch so präsente große Liebe. Entsetzt musste ich eines Tages tatsächlich eine neue HIV-Infektion bestätigen. Hatte sich der neue Freund aus bloßer Liebe absichtlich mit HIV angesteckt?

Todkrank und seinem geliebten Erich vermeintlich schon so nah, begannen Ende der Neunzigerjahre die neuen Medikamente, wirklich und scheinbar wundersam zu wirken. Beide Männer haben überlebt.

Marina

Howard Lotsof, ein US-amerikanischer Vietnamveteran hatte in den Sechzigerjahren seinen Heroinkonsum nach einem Ibogain-Trip beenden können. Jahrzehntlang versuchte Lotsof seither in fast missionarischer Weise, die ganze Welt davon zu überzeugen, dass Ibogain Drogensucht heilen könne. Es hieß, er sei vom blinden Musikstar Stevie Wonder gesponsert worden. Obwohl Lotsof in den USA Patente für Ibogain-Behandlungen erhalten konnte, wurde Ibogain dort schon Ende der Sechzigerjahre zur illegalen Droge erklärt. In der Schweiz war Ibogain in den Achtzigerjahren noch legal verwendbar.

Der Zürcher Psychiater Peter Baumann schlug vor, Ibogain in der Therapie von Heroinsüchtigen zu versuchen. Nach diversen Abklärungen und einigen Selbstversuchen mit Ibogain in der Praxis Dr. Baumanns führten Dr. Roberto Lobos, der Leitende Arzt der Arbeitserziehungsanstalt für junge Männer Arxhof, die Psychologin Marina Prins, eine Mitarbeiterin der Suchtpräventionsstelle der Stadt Zürich, und ich 1987/88 Entzugsversuche mit Ibogain an unseren heroinabhängigen Patienten durch.

Die Behandlungen unserer jungen, süchtigen Patienten verliefen komplikationslos, führten aber in keinem einzigen Fall zu andauernder Abstinenz.

Ich mochte den Priester nicht. Seine weit ausfahrenden Gesten, sein Mugabe-Schnäuzchen und seine leicht gepresste Stimme konnten die feierliche Ruhe nicht erzeugen, die er wohl beabsichtigte. Dagegen gefiel mir Marina, die Priesterin, wie sie rundlich mit ineinandergeschlungenen Beinen dasaß. Ich bat sie, die Trommel wegzulegen, auf der sie monoton und nur leise fordernd schlug. Auf einmal fräste ein überlautes Geräusch im Tiefflug über die Stadt, noch

einmal, real, aber doch überhöht. Bitterkeit verbreitete sich unaufhaltsam in meinem Schlund, und mir wurde übel. Marina wischte mir mit einem kühlen Lappen den Schweiß von der Stirn. Handwerker prügeln mit Schlägen von Pickeln und Hämmern durch das geschlossene Fenster auf mich ein. Das Kreissägeblatt einer Schreinerei sang die Obertöne zum Hin- und Herfahren eines Kranes unter deren Laufkatze ich mich hilflos wand. Motorräder und Presslufthämmer spielten eine wilde vibrierende Fuge. Lastwagen und Straßenbahn ratterten im lauten Wettstreit. Ferne Geräusche von Bahnzügen drehten sich spiralig umeinander und fraßen sich gegenseitig vom Schwanzende her auf. Meine geschlossenen Lider flatterten. Ein brummend tiefes Dröhnen umfasste das Haus und dehnte sich über die Stadt und die Landschaft, die sich in riesigen Dimensionen ineinanderschlang.

«Weshalb kann man diesen Übelkeit erzeugenden und die Welt verschlingenden Intensifikationsprozess nicht stoppen, den Menschen, diese gefräßige Maschine, die immer noch mehr und alles noch größer will?»

Die Schlange kam als klappernde Rassel, immer schneller und hochfrequenter, ein akustisches und körperliches Symbol. Mein Kopf lag im weiblichen Schoß, der mich verschlang wie eine *Boa constrictor* das Lamm. Die Bitterkeit, die Peristaltik der Därme, die Schlange in mir und um mich herum würgte mich, bis ich nachgeben konnte. Ich erbrach alles, was schon lange aus mir herausgemusst hätte, in kompulsiven Konvulsionen, endlos und immer wieder, zuerst quälend, dann immer leichter.

Iboga hielt mich im festen Griff, zuerst strangulierend und erstickend, dann wie der große Halt, der sich erst nach vielen Stunden und einer halb durchwachten Nacht nach und nach lockerte. Die angekündigte

Bedürfnislosigkeit, ein abgeklärtes Gefühl dehnte sich aus und verfestigte sich für viele Wochen wie ein Speicher von Kraft.

Die Blätter des Tabernanthe-iboga-Strauchs enthalten Ibogain. Hebammen, traditionelle Heilerinnen des Bwiti-Kultes, Meisterinnen über Geburt, Leben und Tod, benutzen sie im westafrikanischen Lande Gabun.

Nach der Einnahme von sechshundert Milligramm Ibogain spürte ich nach etwa einer Dreiviertelstunde die ersten Veränderungen: akustisch-somatische Überhöhungen von realen Sensationen. Später verdichtete sich das bis zu einer großen Vision, einem total und allumfassend empfundenen Schlangensymbol. Dieses Erlebnis war insbesondere wegen des schmerzhaften Würgens sehr unangenehm. Eine vielleicht naheliegende Panik konnte ich durch Fallenlassen und endlich sogar Einschlafen vermeiden. Eigen- und Fremdwahrnehmung und überhaupt der Realitätsbezug waren nicht gestört oder verändert. Auch das Denk- und Ausdrucksvermögen blieben unverändert, aber es fehlte die Lust, etwas mitzuteilen, es wäre nur Last gewesen. Die Nähe der Begleitpersonen war mir teilweise unangenehm; noch lästiger wäre jedoch das Finden von geeigneten Formulierungen oder Gesten gewesen, das zu signalisieren. Eine eigentliche Ataxie habe ich nicht festgestellt, doch stellte sich eine leichte Veränderung der raumzeitlichen Wahrnehmung bei Bewegung ein, ähnlich der Wirkung von Ketamin.

Sucht war das Hauptthema für mich in dieser Zeit: die eigenen Suchttendenzen, die Beschäftigung mit meinen süchtigen Patienten, die Fixer, Fixerinnen, die Bulimie, der Alkohol, der Benzodiazepinkonsum, Übertragung und Gegenübertragung. Fast

körperlich erschien mir unter der Wirkung von Ibogain das Bild der Sucht als Weltverzehr, als Versündigen des Menschen an der Welt.

Die Ibogain-Wirkung war als Bedürfnislosigkeit, als abgeklärtes Gefühl, noch mindestens sechsunddreißig Stunden deutlich spürbar und auch nach zwei, drei, ja sogar fünf Wochen noch willentlich evozierbar. Noch nach Tagen hätte ich problemlos, fast gerne fasten können oder wollen, habe es aber nur mäßig drei Tage getan. In der Nacht nach der Einnahme habe ich mehrmals wenige Stunden geschlafen; den Rest der Nacht mit angenehmen abgeklärten, geordneten Gedanken verbracht. Ibogain würde ich niemandem als leichtfertig konsumierbares Erlebnis anraten. Es kann eine tiefe Erschütterung des Selbst auslösen.

Marie Anielewicz

Meine Patienten belügen mich aus Not – aus tiefster Not oder gewohnter Not. Ihre Lügen sind manchmal unglaublich und manchmal raffiniert. Ich musste Lügen zurückweisen, und meistens ließen sie mich kalt. Lügen waren oft suggestiv, Lügen waren verführerisch, korrumpierend und versprachen einfache Lösungen, wo solche überhaupt nicht angebracht waren.

«Glauben Sie mir denn überhaupt nicht, Herr Doktor?»

«Wenn ich Ihnen unkritisch einfach glauben würde, würde ich Ihre Not nicht ernst nehmen», antwortete ich jeweils tapfer. «Wenn ich die Möglichkeit einer Notlüge außer Acht lassen würde, könnte ich Sie in Gefahr bringen.»

«Sie glauben mir nur nicht, weil ich ein Junkie bin. Menschen wie ich verdienen kein Vertrauen, wir sind der letzte Dreck!»

Die Sucht ist der Nebenbuhler, den ein Paar nicht los wird. Die hartnäckigen Versuche, das Vertrauen wiederherzustellen, welches durch die Sucht lädiert ist, führen Paarbeziehungen und Familiensysteme in den Abgrund.

Die Vertrauensfrage ist der Kern jeder Beziehung. Aber die Vertrauensfrage kann nicht anhand der Frage gestellt werden, ob ein Süchtiger wirklich und wahrhaftig suchtfrei geworden ist.

Die Kraft der Selbsthilfegruppen Anonyme Alkoholiker und Narcotics Anonymous speist sich nicht zuletzt aus dem rituell wiederhergestellten Vertrauen. Ich trete in die Gruppe ein und bekenne mich schuldig: «Ich bin Sidi, ich bin süchtig.»

Die Lüge, das falsche Leben, wird schon am Anfang bei der Begrüßung aufgehoben. Das Wahre und Richtige möge eintreten, kommen und uns alle beglücken! Das Heil entfaltet sich in unserer Gemeinschaft. *Extra ecclesiam nulla salus*: Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil!

Wehe dem, der dieses heilige Heilsbedürfnis stört!

Marie Anielewicz und der Vater ihrer kleinen Tochter, Norbert Nöbe Nobs, kamen vor ihrem stationären Heroinentzug zu mir in die Praxis. Bei beiden war der Aids Test positiv. Marie hatte kein Aids, sondern war bloß infiziert mit HIV, Nöbe aber hatte schon erste Krankheitszeichen von Aids: Mundsoor mit weißen Hefepilzbelägen am Gaumendach und den Schleimhäuten der Wangen.

Als Marie zum zweiten Mal in meine Praxis kam, zeigte sie mir ein münzgroßes Geschwür an der Mundschleimhaut der Wange. Ich sterilisierte eine Platinöse in der Flamme meines Feuerzeugs. Mit dem Ringlein aus Platin nahm ich eine Probe aus dem schmerzlosen Ulcus und strich das Sekret auf ein Glasplättchen. Im Dunkelfeld des Mikroskops konnte ich spiralige, sich torkelnd drehende Spirochäten sehen, *Treponema pallidum*, die Erreger der Syphilis.

Maries Grinsen auf meine Bitte, sich auszuziehen, war mehr schamhaft als anzüglich oder abgründig. Auf der Haut fanden sich nur zahllose Sommersprossen und auch hinter den rotblonden Schamhaaren, an den Schamlippen, in der Scheide und im After sah ich keine weiteren Geschwüre.

Wirklich und ganz ehrlich, sie mache das nur selten. Und wenn, bediene sie einen Freier immer nur mit dem Mund, ehrlich. Ich spritzte ihr eine große Dosis Penicillin in den Gesäßmuskel.

Marie und ihre kleine Familie kamen in die Therapiestation Ulmenhof. Nöbe hielt es dort nicht lange aus. Ich sah Maries Mann noch einige Male auf der Szene und in der Notschlafstelle. Aber Nöbe starb, wenn ich mich richtig erinnere, ein oder zwei Jahre später im Gefängnis an Aids bedingter Tuberkulose. Marie hielt im Ulmenhof länger durch. Sie wollte ihre Tochter nicht verlieren. Einen Monat lang komplette

Kontaktsperre, niemanden von außerhalb und auch das eigene Kind nicht sehen zu können, war hart.

Nach neun Monaten sah ich Marie wieder. Sie hörte nicht mehr auf dem rechten Ohr. Mit Stimmgabel und Flüsterstimme bestätigte sich die Taubheit rechts. Der Blick durch den Ohrenspiegel zeigte aber ein unauffälliges Trommelfell. Der Grund der Schwerhörigkeit musste also im Innenohr sein; der Hörnerv war befallen.

Die Ursache fand ich durch eine Rückenmarkspunktion. Marie musste sich für die Lumbalpunktion auf die Seite legen und einen Katzenbuckel machen. Mit einem tiefen Stich fand ich rasch den Zugang zum Rückenmarkskanal. Im Liquor, welcher aus der Kanüle tropfte, wurden erneut Treponemen nachgewiesen.

Diese tertiäre Syphilis, diese Neurolues, war durch meine Standardbehandlung mit einer Dosis Penicillin nicht, wie sonst praktisch immer, verhindert worden.

Die Medizin lernte erst in dieser Zeit, dass viele Krankheiten unter einer HIV-Infektion atypisch verlaufen. Marie hat immer alles stoisch ertragen, und sie hat alles überlebt. Auch ihre Tochter war und ist gesund herangewachsen. Lange Jahre war Marie in unserer Methadon gestützten Behandlung. Ab 1997 erhielt sie eine Dreierkombination, die sie klag- und komplikationslos einnahm. Als sie mir Tausende von Franken schuldig blieb, musste ich die Behandlung irgendwann um die Jahrtausendwende beenden.

Mordechaj Anielewicz hieß der Held des bewaffneten jüdischen Widerstands gegen die Nazis im Warschauer Ghetto. Marie hatte noch nie von ihm gehört. Sollte ich das glauben? Anielewicz ist kein häufiger Name. Marie blieb für mich immer irgendwie irritierend, auf flache Weise rätselhaft. Sie wollte sicher nicht geheimnisvoll sein. Aber wenn sie Geheimnisse hatte, sollte sich einfach niemand für ihre Geheimnisse

interessieren. Auch hinter ihrem glitzerndsten und dümmlichsten Lächeln, welches bis zu ihren goldenen Ohrsteckern reichte, war immer eine versteckte Starre. Marie belog mich nicht zwanghaft, ihre Lügen waren mehr Gewohnheit als Notwendigkeit. Der Einsatz für ihre Tochter war immer unbeirrt, nicht aufgeregter oder gar panisch, eher dumpf, fast blöde und stur.

Auf dem Busen von Marie glänzte ein großes, goldenes Kreuz. Wie kann eine Frau «Anielewicz» und noch dazu «Marie» heißen? Nein, sie sei nicht katholisch. Die Mutter sei reformiert. Ja, doch, der Vater sei aus Polen, da sei er wohl katholisch. Sie wisse es nicht. Sie wisse nichts vom Vater. Der rede nicht. Nein, er sei nicht gehörlos, aber manchmal könnte man das wirklich meinen. Der Vater sitze meist nur da und sage nichts. Er sei invalid. Warum? Das wisse sie nicht. Der Vater habe sie befreit, hatte die Mutter einmal erklärt.

Maries Mutter war viel jünger als der Vater. Die Mutter war in Heimen aufgewachsen. Bevormundet und eingesperrt hatte sie Marie in Unfreiheit geboren. Als sie sich weigerte, Marie wegzugeben und für die Adoption ihrer Tochter zu unterschreiben, hatte man sie in die Strafanstalt für Frauen in Hindelbank gesteckt. Der Mann aus Polen, der Anielewicz, hatte es geschafft, ihre Verwahrung und Bevormundung aufzuheben, indem er Maries Mutter geheiratet hatte. Marie verstand trotzdem nicht, weshalb die Mutter immer bei diesem Mann geblieben war.

Ich fragte Marie einmal, ob ihr Vater eine tätowierte Nummer am Unterarm hatte. Sie blieb mir eine Antwort mit verständnislosem Blick schuldig, aber ich meinte es trotzdem zu wissen. In Maries Krankengeschichte notierte ich darum unter der Rubrik Eltern: «Schwarzes Loch.»

Gonzague, Emilie und der Spritzenabgabestreit

Im April 1985 verkündete Prof. Dr. med. Gonzague Kistler im gesundheitsamtlichen Drogenbulletin ein *Spritzenabgabeverbot*. Der Zürcher Kantonsarzt behauptete, es sei Medizinalpersonen wie Ärzten und Apothekern verboten, sterile Spritzen und Nadeln an Drogenabhängige zu verkaufen oder abzugeben. Ein solches Verhalten offenbare einen Mangel an Vertrauenswürdigkeit, und er drohte mit «patentrechtlichen Maßnahmen bis zum Entzug der Berufsausübungsbewilligung». Die Kräfte der Drogenrepression sahen sich durch die Tatsache unter Druck, «dass durch Beschaffungsprostitution und Homosexualität im Drogenmilieu endemisch vorkommende, ansteckende Krankheiten auch in außenstehende – auch beste – Kreise verschleppt werden» könnten. Aber es könne und dürfe «nicht Aufgabe des Staates sein, den Heroinkonsum durch irgendwelche Maßnahmen zu erleichtern, die in letzter Konsequenz dazu führen müssten, dass Fixern zusätzlich auch reines und damit «weniger gefährliches» Heroin zur Verfügung gestellt würde.»

Meine engsten Freunde unter den Ärzten hatten mich gewarnt, mich mit dem Kantonsarzt anzulegen. Eine Person wie der Kantonsarzt wurde damals von vielen als übermächtiger Repräsentant der feindlichen Staatsmacht angesehen. Für mich war er bloß ein aufgeblasener Popanz, lästig und mühsam. Sein Erlass entbehrte jeder sachlichen und rechtlichen Grundlage, wirkte sich aber katastrophal auf meine Patienten aus.

«Häsch mär än Schnägg?!» Im Langstraßen-Quartier oder beim Hauptbahnhof bettelten Junkies bei Passanten um die fünf Franken für

die Übernachtung in der Notschlafstelle. Die meisten Bewohner waren durch Folgen ihres Heroininjektionskonsums sichtbar krank.

Es war meist schon stockdunkel, wenn ich meinen Wagen auf der verlassenen kleinen Tankstelle hinter dem Haus an der Zollstraße 111 abstellte. Schatten von Gestalten machten ihre Deals oder setzten sich einen Schuss, sobald die vorbeifahrenden Züge einige Sekunden lang Licht zum Finden einer brauchbaren Vene spendeten. Mit meinem Notfallkoffer betrat ich das Haus. «Der Doktor ist da!»

Im Empfangsraum, Büro und Aufenthaltsraum gingen die Leute ein und aus. Es gab eine warme Suppe, Brot und Tee. Der Sozialarbeiter und zwei Bewohnerinnen warteten schon auf mich. Die eine hatte eine eitrige Bronchitis, und als sie sich ohne Umstände auszog, sah ich eine rot gefärbte pralle rechte Brust, welche die Frau kaum zu stören schien. Sie hatte dort noch intakte Venen zum Spritzen gefunden. Die andere Frau wollte von mir Rezepte für Beruhigungs- und Schlafmittel. Das verweigerte ich und wurde prompt beschimpft.

Ich stieg die knarrende Treppe hoch. Männer und Frauen waren auf je einer Etage getrennt untergebracht, in so vielen Betten, wie es die engen Zimmer knapp noch erlaubten. Paare schliefen oft trotzdem zusammen. Ich ging von Bett zu Bett. Die meisten Bewohner wollten keine Hilfe von mir. Viele waren schlicht zu apathisch, noch etwas zu wollen, und grummelten höchstens, wenn ich sie berührte und fragte, ob und was ich tun könne. Manchmal rauchte ich noch eine Zigarette im Empfangsraum, bevor ich nach Hause fuhr.

Länger als einen Monat durften die Obdachlosen nicht in der Notschlafstelle bleiben. Männer mussten vor zweiundzwanzig Uhr erscheinen. Da sie sich nachts prostituierten, wurden Frauen auch noch frühmorgens bis um zwei Uhr eingelassen. Heroininjektionen waren in

den Notschlafstellen nur halbwegs toleriert. Dealen und Kiffen war verboten, aber geschah heimlich trotzdem. Auf unseren Visiten sahen wir, wie heroingefüllte Spritzen gemeinsam konsumiert wurden. Der Stoff wurde mit blutig kontaminierten, mehrfach gebrauchten Spritzen aus einem gemeinsamen Löffel aufgezogen. Vermutlich mit HIV-verseuchte Injektionsutensilien wurden manchmal wie Kiffer-Joints herumgereicht. «Don't bogart that joint, my friend, pass it over to me!» Die Abgabe von sterilen Injektionsutensilien an Injektionsdrogenkonsumenten war durch das angebliche Verbot massiv erschwert. In unserer täglichen Arbeit mussten wir praktisch zusehen, wie sich unsere Klienten und Patienten mit HIV und Hepatitis-Viren infizierten. Immer öfter sahen wir eindeutige Fälle von Aids. Das ganze Spektrum der Krankheiten dieses Syndroms und Todesfälle begannen, alltäglich zu werden. Unsere Ungeduld war medizinisch notwendig und gesetzlich klar berechtigt.

Emilie Lieberherr war sozialdemokratische Stadträtin von Zürich, Vorsteherin des Sozialamtes, eine humorvolle, mutige Kämpferin für das Frauenstimmrecht, welches in der Schweiz erst 1971 eingeführt worden war. Als Vertreterin der Regierung hatte sie es sich mit der aufmüpfigen linken Jugendbewegung verdorben und geriet auch in ihrer Partei, den Sozialdemokraten, schwer unter Druck. Im Stadtrat führte sie Mitte der Achtzigerjahre einen gehässigen Streit mit einer anderen starken Sozialdemokratin, Ursula Koch.

Beide Frauen kannte ich aus der Zeit meines Studiums. Beide haben mir imponiert, und ich habe immer beide gemocht. Ursula Koch hatte uns als Oberassistentin in der Chemie gegen den Willen gewisser Professoren bei der Herstellung von Vorlesungsskripten geholfen.

Um sich zu versöhnen, trafen sich also die zwei Alpha-Weibchen des Zürcher Stadtrates, Koch und Lieberherr, zu einer Aussprache beim

Nachtessen im Hotel Trümpy. Die Wirtin, eine gute Freundin Emilie Lieberherrs, organisierte einen angenehmen Rahmen im separierten kleinen Saal. Die beiden Frauen wurden sich nicht einig. Ursula Koch ging wütend nach Hause. Lieberherr blieb bei Frau Trümpy und beklagte ihr Elend.

Der Notfallarzt musste gerufen werden. Es war nach der mitternächtlichen Polizeistunde, es wurde geschlossen. Mit dem schwarzen Notfallkoffer in der einen und dem schweren, silbrigen Aluminiumkoffer des EKGs in der anderen Hand drückte ich mich im Eingang an den letzten Gästen vorbei ins Lokal. Die große Dame war kollabiert und lag am Boden. Das EKG war nicht auffällig. Ich konnte nicht sicher sein. Aber die Magistratin wollte auf keinen Fall ins Spital, sie befürchtete negative Schlagzeilen und ein politisches Ausschlachten ihrer Schwäche. Frau Trümpy bot ein Zimmer an. Wir nahmen Emilie Lieberherr in die Mitte und stützten sie zum Lift.

Die große, stattliche Frau schaute auf mich herab, erkannte mich plötzlich und lachte: «Sie sind doch der kleine, freche Doktor, der sich meinen Anordnungen widersetzt!»

Wir unterhielten uns mehrere Stunden. Ich musste die Patientin sowieso überwachen. Ich packte die Gelegenheit beim Schopf, und sie wollte alles ganz genau wissen. Sie ließ sich überzeugen und wollte mich etwas später als ärztlichen Berater des Sozialamtes anstellen. Ich lehnte dankend ab.

Lieberherr hat sich sicher auch mit ihrem Stab beraten. Sie war die erste namhafte Politikerin der Schweiz, die das Umdenken für eine *schadenmindernde Drogenpolitik* energisch und nachdrücklich zu ihrer eigenen Sache machte, und sie fand dafür nach einigen Jahren im Zürcher Stadtrat eine Mehrheit.

Dreihundertsechzig Ärztinnen und Ärzte weigerten sich, die Weisung des Kantonsarztes zu befolgen. Sie unterschrieben eine Selbstbezeichnungserklärung, dass sie aus medizinischer Notwendigkeit sterile Spritzen und Nadeln an Süchtige abgeben würden. Juristische Gutachten und erste Gerichtsentscheide zeigten die Haltlosigkeit von Kistlers Erlass, und im Juli 1986 zogen die Behörden das sogenannte Spritzenabgabeverbot zurück.

In einer demokratisch verfassten Gesellschaft wird das Verhalten des Einzelnen nicht vorwiegend vom Staat bestimmt. Die Änderung im Drogenbereich kam nicht primär durch staatliche Organe zustande, sondern durch die Zivilgesellschaft. Auch das Verhalten der Heroinabhängigen änderte sich nicht durch irgendwelche Deklarationen von Staatsorganen und Politikern. Die Spritzenabgabe war in Zürich nur der erste große Schritt.

Mit der Behandlung ihrer Patienten mit Methadon in ihren eigenen Praxe, schufen Hunderte, schon in der Spritzenabgabe aktiv gewordene Ärzte in den folgenden Jahren die grundlegenden Voraussetzungen, welche jedem einzelnen Süchtigen eine Veränderung des täglichen Lebens ermöglichte. Die flächendeckende niedrigschwellige Methadonabgabe wurde in den nächsten zehn Jahren zum wichtigsten *Game Changer*.

Sarah

Erste Erfahrungen mit Methadonbehandlungen hatte ich schon in der Gruppenpraxis Plaffenwatz machen können. In den ersten zwei Jahren meiner Praxis in Zürich-Altstetten wurden mir die Bewilligungen für Methadonbehandlungen wegen meiner Aktivitäten gegen das sogenannte Spritzenabgabeverbot aber verweigert. Erst nach vielen juristischen Streitereien durfte mir der Kantonsarzt die Bewilligungen nicht mehr vorenthalten. Dann erhielt auch Sarah Methadon in unserer Praxis.

Die Mutter von Sarah war eine schwere Alkoholikerin, welche ihre Sucht nur noch mit größter Mühe verheimlichen konnte, wenn sie sich einmal pro Tag aufraffen musste, um außerhäusliche Besorgungen zu erledigen. Stark geschminkt stöckelte sie auf hohen Schuhen die Straße hinunter zum Lebensmittelgeschäft. Ihr Schritt war forsch, aber ataktisch. Ihr Alkohol geschädigtes Mittelhirn konnte die Bewegungen nicht mehr genügend glätten, sie wurden steif, und das Gleichgewicht musste durch Breitbeinigkeit gestützt werden. Der Anflug von etwas Groteskem fand sich auch in ihrer Stimme. Der Wille, die Fassade aufrechtzuerhalten, äußerte sich nicht zuletzt in der aggressiv fordernden Haltung mir gegenüber.

Aus was für untauglichen Versatzstücken ein Mensch seinen Stolz aufbaut, lässt mich immer wieder staunen. Die Mutter von Sarah war eine früh gescheiterte Balletttänzerin. Jetzt ging es um ihre sechzehnjährige Tochter. Aber Sarahs Mutter benutzte schon in der ersten Sprechstunde die Gelegenheit, quasi nebenbei bei mir ein Rezept für Beruhigungs- und Schlafmittel zu erbetteln.

Sarah war heroinabhängig, seit sie dreizehn Jahre alt war. Seit Kindergarten Tagen war sie im Ballett. Die Mutter verpasste es immer wieder, sie rechtzeitig oder überhaupt vom Ballettunterricht abzuholen.

So stand Sarah eines Abends wieder schlotternd hinter dem Opernhaus. Es war dunkel und kalt. Sarah wartete und wartete. Zwei Jungen fuhren vorbei, Koni und Rolli, kaum älter als sie. Mit einem geklauten schicken Schlitten machten sie mächtig Eindruck. Sarah stieg in den Wagen. Dann traf sie die beiden fast täglich, und bald wartete sie nicht mehr auf die Mutter. Sie feierten zuerst zu dritt.

Dann wählte Sarah den Falschen: der eine, Koni, wurde ihr Lover, Dealer und Zuhälter; der andere, Rolli, blieb ihr ein treuer Freund und ehrlicher Beschützer. Ihre Kolleginnen im Ballett waren nicht lange beeindruckt von den beiden Jungen. Bald ging Sarah auch nicht mehr ins Ballett. Zu dritt kiffen sie, zu zweit hatten sie Sex und Heroin.

Das erste Mal war Rolli dabei gewesen, als sie einen Freier ausnahmen. Aber Rolli fand diese Spiele nicht so toll und stieg aus. Koni traute sich allein dann doch nicht, die Freier auf die harte Tour auszunehmen, und Sarah musste bei den Freiern abliefern. Noch Jahre später lief ein Anflug von Stolz über ihr Gesicht, wenn sie von den fantastischen Preisen von fünfhundert Franken erzählte, welche sie aus einer einzigen Nummer herausholen konnte. Bald stand sie allein am Straßenrand im Seefeld, vierhundert Meter oberhalb des Opernhauses. Sie war froh, wenn Koni wenigstens hinter einem Gebüsch wartete, wenn der Freier sie nach dem Geschäftsverkehr im Auto wieder zurückbrachte.

Eines Morgens wachte sie im Bett ihres Freundes, ihres Lovers auf. Sie hasste Koni, weil sie ihn so stark brauchte, weil ihr kalt war, weil sie zitterte und Angst hatte, weil er alles Heroin verbraucht hatte und weil er nicht reagierte, sogar nicht reagierte, als sie ihn mit ihren dünnen Sandalen verprügelte. Sie nahm ein Kissen, setzte sich auf ihn und drückte das Kissen mit aller Kraft auf seinen Kopf, so lange, bis sie nur noch zitternd und schluchzend vom Bett fallen konnte. Am Boden lag sie nicht lange, nicht nur, weil es kalt war, sondern auch, weil sie

Durchfall bekam. Als sie von der Toilette zurückkam, machte sie Licht und nahm das Kissen weg. Koni war blau, ganz blau, und regte sich nicht mehr. Er regte sich nicht nur nicht mehr, sondern war richtig tot. Sie flüchtete aus dem Zimmer und rannte durch den kalten Regen um das untere Seebecken und bis nach Hause. Dort schloss sie sich tagelang im Zimmer ein, mit ihrem kalten Affen, auf Entzug, wartete auf die Polizei, und dass einfach alles vorbei wäre. Aber es kam niemand. Sie wartete noch jahrelang; anscheinend waren polizeiliche Untersuchungen nie aufgenommen worden: Fixer tot, alles klar.

Sarah erzählte mir ihre Geschichte nicht sofort, erst nachdem ich sie schon lange gut kannte. Mit seinem Lehrlingslohn und Ersparnissen hatte ihr Rolli unter anderem bei der Abtreibung der ersten Schwangerschaft geholfen. Aber seine Hilfe schien alles nur schlimmer zu machen. Rolli konnte nicht verstehen, weshalb Sarah mit Heroin nicht aufhören konnte. Sie war zum zweiten Mal schwanger. Auch dieses Mal nicht von Rolli.

Der Vater der aktuellen Schwangerschaft war genauso alt wie Sarah, ein lieber Kindskopf, Typ sanfter Hippie. Sarah hatte ihm seinen ersten Heroinschuss verabreicht, nachdem sie das erste Mal miteinander geschlafen hatten. Der Hippietyp und Sarah dealten auf dem Mattensteg und am Sihlquai; das waren die frühen, fast idyllischen Zeiten am Platzspitz.

Ich musste unbedingt mit den Eltern sprechen. Die Eltern wollten nie irgendetwas wahrhaben; angeblich wussten sie von nichts. Dass Sarah minderjährig schon wieder schwanger war, dass sie keine Lehre machte, dass sie heroinabhängig war, alles war nicht wahr oder nicht so schlimm. Immerhin hatte Sarah doch die Sekundarschule abgeschlossen.

Sarah gebär ihren gesunden Sohn während der Behandlung mit Methadon. Zur Geburt war sie einfach in eine andere Klinik gegangen als die, in der ich sie angemeldet hatte. In diesem Spital gelang es ihr, die Sucht zu verheimlichen. Das Söhnchen war nicht auffällig, keine Entzugszeichen. Mutter und Kind wurden wohlauf entlassen. Irgendwann habe ich Sarah aus den Augen verloren.

Paul

Mitte der Achtzigerjahre drangen HIV und Aids tief ins Bewusstsein der allgemeinen Bevölkerung.

Die Medien standen unseren Ideen und Aktionen schon im Streit um die Spritzenabgabe meist wohlwollend gegenüber. Sie halfen uns auch sehr bei der Verbreitung von Präventionsbotschaften, einigermaßen differenziertem Wissen über den Gebrauch von Drogen und unseren Ansichten. Dann kam die nationale Aids-Aufklärungskampagne.

Nach der Zurücknahme des angeblichen Spritzenabgabeverbotes verlagerte sich das Interesse der Medien. Die erste Angst wurde etwas überwunden. Das persönliche Schicksal der Menschen mit HIV interessierte eine breite Allgemeinheit. Heroinabhängigkeit, HIV-Infektion und Aids-erkrankung bekamen ein Gesicht in der Öffentlichkeit. Im Fernsehen und in den Illustrierten wurden lebende Beispiele gezeigt. In der Szene beneidete man diejenigen, welche sich in den Medien als aidskrank darstellen konnten. Wer Aids hatte, war jemand.

Paul war einst Instruktionsoffizier gewesen, bevor er geerbt hatte, zuerst mit Alkohol und dann mit Heroin und Kokain aus der Spur geriet. Er hatte sich vermutlich im Gefängnis mit HIV und Gelbsucht infiziert. Ich glaube, er gehörte auch zu den Gärtnern der ZAGJP in den frühen Tagen auf dem Platzspitz.

Paul war einer meiner ersten Methadonpatienten in Altstetten. Ich lernte ihn in der Notschlafstelle in der Zollstraße kennen; ein grober Mensch mit einem eigentümlichen Charme, der offensichtlich viele Frauen betörte. Die Ziele sexuellen Begehrens lassen sich oft nur schwer nachfühlen, bei Frauen und bei Männern. Das Hakenkreuz und andere

stümperhafte Tätowierungen auf seiner verlebten Haut haben mich bei Paul immer abgestoßen.

Als die Medien begannen, Porträts zu publizieren, war Paul zuerst im Fernsehen und dann sogar in Reportagen von Frauenzeitschriften zu sehen. Paul wurde von lokalen Aidshilfe-Organisationen regelrecht herumgereicht, für Diskussions- und Aufklärungsabende in Gemeinden der deutschsprachigen Schweiz. Mehr als einmal erreichte mich der erregte Telefonanruf der aufgebrachten Mutter einer Tochter, welche sich mit Paul eingelassen hatte. Aus den Medien war bekannt, dass Paul bei mir in Behandlung stand.

Ein Anruf kam mitten in der Nacht aus dem hintersten Aar- oder Thurgau. Die Tochter sei nach einer von der Jungen Kirche organisierten Abendveranstaltung mit Paul und anderen Jugendlichen noch in ein Lokal gegangen. Die Freundinnen hätten das Mädchen noch mit Paul zusammen gesehen, als sie sich nach Hause verabschiedeten. Die Mutter war verzweifelt, erhob Vorwürfe und wollte mich tatsächlich für das Verhalten meines Patienten haftbar machen.

Der Höhenflug Pauls dauerte nicht lange. Er starb Ende der Achtzigerjahre. Wie gefährlich er sich gegenüber den knapp aus dem Schutzalter von sechzehn Jahren entwachsenen Frauen verhalten hat, weiß ich nicht wirklich. Vermutlich hätte ich es zu hören bekommen, hätte er tatsächlich eine dieser Töchter mit HIV angesteckt.

Anastasija

Aufhören mit Heroin, Opioidentzug, ist grauenhaft, die schlimmsten Tage deines Lebens. Und doch ist Entzug oft nur ein Klacks, ein Punkt auf einer nie endenden Straße des Elends, in dem dein Körper, dein Geist, dein ganzes Wesen immer noch und immer noch gefangen bleibt, gefangen in einer lädierten Existenz. Opioidabstinenz wird oft zur schrecklichsten, monomanen Ausweglosigkeit in der alles fressenden Spirale um das Schwarze Loch der Sucht. Opioidabhängige können ihre Sucht nur sehr selten überwinden.

Opioidabhängigkeit hinterlässt fast immer eine bleibende Narbe. Und diese ist meist größer als die Narbe der Sucht von irgendeinem anderen Suchtmittel, ja, oft auch viel größer als die Narbe von Alkoholsucht. Es ist keine moralische Schwäche, welche abstinente Opioidabhängige immer wieder zum Opioidkonsum zwingt. Nach dem Opioidentzug können sich nicht alle neuronalen Netzwerke wieder so wie vor der Sucht einstellen. Nur ein Teil der von der Heroinsucht verursachten Veränderungen ist reversibel. Es bleibt eine Art innere Narbe: das chronische Opioidentzugssyndrom.

Sie stand am Straßenrand auf dem Trottoir. Die Arme waren unter ihrem zierlichen Busen verschränkt. Sie trug unter dem kurzen Röckchen zwei Paar feine Strumpfhosen übereinander. Die Füße schmerzten in den High Heels. Die Kälte kroch entlang der Waden, über die Kniekehlen auf die Oberschenkel und drückte auf die Blase. Sie bewegte sich auf dem Bordstein zwischen zwei Kastanienbäumen hin und her. Sie beobachtete den Verkehr. Sie bemerkte jedes Zögern im Fahrverhalten, die leichten Lenkausschläge, die Bremsbereitschaft, sie war nie überrascht, wenn ein Wagen anhielt. Sie machte kurze Schritte

die Straße rauf und wieder runter. Sie ließ ihr Röckchen wippen und blickte über die Schulter. Einer bremste ab, aber hielt dann doch nicht. Als weniger Autos kamen, zündete Anastasija sich eine Zigarette an. Jetzt hörte sie sogar das Rauschen der Blätter. Sie zog das Jäckchen enger um sich mit Fingern, welche sich nur knapp aus den verschränkten Armen herauswagten, wie die feinen Glieder eines Einsiedlerkrebschens aus dem Schneckenhaus. Sie schaute auf die Uhr. Es war noch nicht einmal Mitternacht. Sie würde noch mindestens zweieinhalb Stunden weiterarbeiten.

Das stachelige Gehäuse einer Rosskastanie platzte neben ihr auf dem Boden auf. Eine der braunen Kugeln mit weißer Polkappe eierte über die Bordsteinkante und wurde vom Reifen eines vorbeifahrenden Wagens zerquetscht. Anastasija spürte den Drang, am Kastanienmus zu riechen, und wäre am liebsten auf die Straße getreten. Sie bückte sich umständlich mit zusammengepressten Knien und unter einen Ellbogen geklemmter Handtasche. Sie hob die geplatzte Schale mit einer stecken gebliebenen Kastanie vom Trottoir auf und ließ sie wieder fallen. Sie roch an den Fingern, welche sich vom Harz klebrig anfühlten. Sie rieb die Finger aneinander und ärgerte sich leise, dass sie klebrig waren. Sie suchte ein abgepacktes Feuchttüchlein in der Handtasche. Die waren doch so teuer. Sie brauchte unbedingt noch eine Nummer heute Nacht. Als sich ihre Finger nicht mehr klebrig anfühlten, war ihr noch kälter. Ihr kleiner Bruder hatte versprochen, sie um halb drei abzuholen. Er war allerdings nicht mehr klein, aber immer noch sechs Jahre jünger. Sie kramte erneut in ihrer Tasche und fand noch zwei Sugaretten. Sie wollte sich eben einen halben mit Heroin gefüllten Joint gönnen, als eine billige alte Karre im letzten Moment abbremste und rechts an die Bordsteinkante fuhr. Der Mann beugte sich über den Beifahrersitz und drehte die Fensterscheibe herunter. Es war der Arzt. In der

Sprechstunde hatte er sie geduzt und sie aufgefordert, dasselbe zu tun. Sollte sie ihn jetzt duzen? Sie zögerte. Sollte sie einsteigen? Sie beugte sich durch das Fenster in den Wagen und stützte sich mit den Unterarmen auf.

«Hallo, Herr Doktor! Was wird das mit uns zwei Hübschen?»

«Nein, nein, so ist das nicht gemeint. Aber wollen Sie sich nicht doch einen Moment neben mich setzen? Ich habe gute Neuigkeiten.»

Anastasija öffnete die BeifahrerTüre und setzte sich in den Wagen. Es begann zu nieseln, und so war sie froh, nicht draußen zu stehen. Sie hatte immer noch die Sugarette in der Faust. Er kurbelte auf seiner Seite das Fenster halbwegs herunter, zündete sich eine Zigarette an und bot ihr ebenfalls eine an. Sie nahm sie, schob sich aber doch die Sugarette in den Mund und ließ sich Feuer geben.

«Ihre Zigarette rauche ich später, wenn Sie erlauben.»

«Was rauchen Sie? Das riecht nicht nach Cannabis. Das riecht ja nach gar nichts.»

«Das ist eine Sugarette.»

«Eine was?»

«Eine Sugarette, so wie Sugar und Zigarette. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen!»

Er schüttelte stumm den Kopf und sah sie einen Moment an.

Sie blickte geradeaus. «Wollen Sie versuchen? Nein? Ja, Sie brauchen das natürlich nicht!»

Der Arzt sagte nichts. Er sah versonnen irgendwohin durch die Scheibe ins Leere.

«Sie sagten, sie hätten Neuigkeiten.»

«Ja, kommen Sie so bald wie möglich in unsere Praxis. Ich habe eine Bewilligung erhalten; eine generelle Methadonbewilligung des

Kantonsarztes. Ich kann Ihnen ohne große Formalitäten Methadon abgeben. Dann brauchen Sie nicht mehr in der Nacht hier zu stehen.»

Ein Polizeiwagen fuhr im Schrittempo vorbei, ohne anzuhalten. Es regnete nun stärker. Die Tropfen pochten leise auf das Dach und bildeten auf der Windschutzscheibe gegeneinander drängende, oval verzogene kleine Kreise. Ein hellblauer Amerikanerwagen mit flügel förmigen Heckflossen fuhr federnd vorbei und hielt dreißig Meter weiter.

Anastasija hatte die Sugarette nur halb geraucht und nun sorgfältig ausgemacht. Sie öffnete die Wagentüre. «Ich brauche unbedingt noch eine Nummer heute Nacht. Hat mich gefreut Sie zu sehen. Ich komme vielleicht morgen vorbei.»

Die Rücklichter des Amerikanerschlittens spiegelten sich auf der nassen Straße. Die Beifahrertüre öffnete sich, und die Innenbeleuchtung ging an. Anastasija stöckelte unter ihrem Regenschirm zum anderen Wagen und stieg ein.

Nur wenige Tage später tauchte sie tatsächlich wieder in unserer Praxis auf. Sie wurde eine meiner langjährigsten Patientinnen.

Anastasijas Mutter stammte aus der Sowjetunion und sprach mit ihrer Tochter immer Russisch. Anastasija aber war in Jugoslawien zur Welt gekommen. Sie musste in der Vojvodina zurückbleiben, beim Großvater. Die Mutter kam als Saisonarbeiterin in die Schweiz. Sie arbeitete in der Küche einer Bauarbeiterkantine, heiratete bald einen Schweizer und wurde mit Vanja schwanger.

Erst als der Vater Vanjas es gestattete, kam Anastasija in die Schweiz. Sie passte auf ihren kleinen Halbbruder Vanja auf. Als der Stiefvater, wegen seiner unbehandelten Bandscheibenschäden gelähmt, fast nur noch im Rollstuhl saß, pflegte Anastasija auch ihn.

Der Stiefvater wurde verwarnt und sogar richterlich gestraft, weil er sie mehr als zwei Jahre lang nicht in die Schule schickte und zu Hause einsperrte. Sie konnte kein Deutsch, nicht lesen und schreiben. Als sie endlich in die Schule durfte, hänselten die anderen Kinder sie. Am liebsten spielte sie immer noch mit ihrem kleinen Bruder Vanja. Schon vor dem Tod der Mutter hatte Anastasija immer alles für Vanja getan. Sie hatte die Schläge des Stiefvaters eingesteckt und sich seine Zudringlichkeiten gefallen lassen. Krücken und Rollstuhl können als Waffen eingesetzt werden, und das hatte er getan, um seine Kinder in der kleinen Wohnung herumzukommandieren.

Die Mutter war elend an Gebärmutterhalskrebs zugrunde gegangen. Der Alkohol und seine Behinderung hatten die sexuelle Gier des Stiefvaters nicht vermindert, und nach dem Tod seiner Frau fielen die letzten Hemmungen. Nach ihrem Tod, bis Vanja stark genug wurde, hatte Anastasija gar keinen Schutz.

Nach dem Unfall, als er mit dem Hinterkopf auf den Steinboden knallte, tagelang bewusstlos war und anschließend nur noch im Bett liegen konnte, pflegte sie den Mann weiterhin, noch mehr als ein Jahr, ohne fremde Hilfe zu Hause. Sie fütterte ihn, gab ihm zu trinken und gab ihm auch seinen Schoppen mit Bier oder Wein über eine Schnabeltasse. Sie bettete ihn, säuberte ihn und wusch ihn. Sie machte den ganzen Haushalt. Er konnte nicht mehr sprechen, war fast ganz gelähmt, und sein Gesicht war erstarrt. Manchmal dachte sie, sie erkenne eine große Angst. Hatte er wirklich Angst vor ihr, vor Anastasija?

Endlich hatte ihr kleiner Vanja sie beschützen können. Seine Muskeln sprossen, und man konnte schon erahnen, dass er bald eine eindrucksvolle Gestalt von einem Mann werden könnte. Schon in den langen Monaten, bevor sein Vater gestorben war, war Vanja oft nicht mehr zur Schule gegangen. Er kurvte mit seinem Töffli lautstark im

Quartier herum und wurde der Anführer einer richtigen kleinen Gang. Er fälschte die Unterschrift seines Vaters.

Als der Alte tot war, weigerte sich Vanja, weiter zur Schule zu gehen. Anastasija konnte nichts machen. Er glaubte ihr nicht, dass ihn die Behörden holen und in ein Heim stecken würden, wenn er nicht mehr zur Schule ging. Es dauerte aber doch fast ein Jahr, bis sie kamen, frühmorgens, noch bevor es hell wurde. Die Polizei polterte an der Türe und führte den kleinen Bruder in Handschellen ab.

Sie waren nicht wegen des Schulschwänzens gekommen. Sie beschuldigten Vanja, seinen eigenen Vater umgebracht zu haben. Sie nahmen ihn in Einzelhaft und bedrängten ihn. Es sei ja wohl kein Mord, nur Totschlag, nur Tötlichkeit mit Todesfolge gewesen. Er solle es ruhig zugeben. Es gäbe Zeugen. Welche Zeugen? Es hatte Gerüchte gegeben. Vielleicht hatte Vanja auch geprahlt. Er war mit einem Springmesser gesehen worden, und mehrmals hatten sich ehemalige Mitschüler bei Vanja eine blutige Nase oder ein blaues Auge geholt. Vanja sagte nichts. Einige Tage später kamen sie erneut und holten auch Anastasija. Aber sie kam schon am folgenden Tag wieder frei.

Auch Anastasija entdeckte die Freiheit, als der Stiefvater fast ganz gelähmt war. Sie fand endlich eine Freundin. Mit Kim machte sie die Stadt unsicher, die sie überhaupt noch nicht kannte. Sie sangen zusammen *You Keep Me Hangin' On*, aber es war keine Liebesklage, sondern eine Kampfansage und ein Schwur, sich gegenseitig *nie* hängen zu lassen. Sie genossen die Nächte und, als Anastasijas Stiefvater tot war, auch die Tage zusammen. Sie gingen zusammen aus und zum Shoppen. Sie hingen in Kims Wohnung, kiffen, lachten und schmusten miteinander. Sie schminkten sich und probierten geile Lingerie.

Kim war die feste Braut eines der Bosse der wichtigsten Rockergang der Stadt. Harleys und fette Amischlitten waren seit dieser Zeit die ganz

große Leidenschaft Anastasijas. Kim machte eine ganze Reihe von Geschäften. Wer ein Geschäft machen wollte, fragte am besten Kim; sie wusste immer wer, wo, was. Sie erlaubte, Anastasija libanesisches Gras auf Kommission zu verkaufen. Es war ein gutes Business, aber Anastasija kannte nicht so viele Leute, und das Geld reichte kaum für die Wünsche ihres Bruders, ein neues Mofa, Rockerklamotten und so fort. Vanja verkaufte bald mehr als sie, aber das wusste Anastasija zunächst nicht, und als sie es wusste, konnte sie auch nichts dagegen tun.

Es war nur wenige Tage, bevor der Stiefvater starb. Kim rief bei Anastasija an. Eine Kollegin hatte sie hängen lassen. Jetzt musste Anastasija helfen. Sie stürzten sich beide in die schärfste Kampfkluft, die sie besaßen. Ein Wagen mit Chauffeur holte sie ab und fuhr mit beiden in ein nobles Quartier. Vor dem Aussteigen legte Kim ihrer Freundin ein rotes Lederhalsband an und schloss sie an eine teuer aussehende Hundeleine. Der Chauffeur trottete mit einem Koffer voll Klamotten und Sexspielzeugen hinter ihnen her.

Das Haus des Kunden war eine große Villa, die Einrichtung, der Champagner und der Fraß waren wirklich gediegen. Die Rollenspiele dagegen waren bloß blöde. Als sie vor der Morgendämmerung mit ihren High Heels in den Fingern zur Limousine torkelten, lachten sie hemmungslos. Jede hielt in der anderen Hand eine angebrochene Flasche Champagner. Vier Riesen hatten sie gemacht, jede zwei. Im Fond der Limousine zündete Kim eine Sugarette an und reichte sie an Anastasija weiter. Nach wenigen Zügen wurde ihr nicht nur ganz anders, sondern richtig übel. Der Fahrer konnte nicht schnell genug anhalten, und sie übergab sich teilweise im Wagen und teilweise durch die geöffnete Türe. Der Fahrer blieb höflich.

Das war das erste Mal, dass Anastasija Sugar rauchte. Kim hatte ihr drei Sugaretten mit nach Hause gegeben. Sie könne es zu Hause in Ruhe noch einmal probieren. Es würde ihr nur das erste Mal schlecht werden davon. Sie würde schon sehen. Es sei geiler als alles auf der Welt. Als der Stiefvater starb, rauchte Anastasija eine Sugarette, bevor sie die Sanität anrief.

Die Rentenzahlungen für den Stiefvater blieben aus. Anastasija ging auf der Straße anschaffen. Drei Türken lauerten ihr auf und vergewaltigten sie. Ihre gellenden Hilfeschreie weckten Leute, und diese alarmierten die Polizei. Die Streife erwischte einen der drei blöden Kerle.

Der Boss der Rockergang ließ Anastasija durch Kim ausrichten, dass sie nicht ohne Schutz arbeiten dürfe. Vanja müsse aufpassen. Sie arbeitete immer bis halb drei, dann kam Vanja, wenn er kam.

Schon bevor Vanja von der Polizei abgeholt wurde, brauchte Anastasija täglich drei bis fünf Sugaretten. Als Vanja im Knast saß, fragte sie Kim, was zu tun sei. So traf sie den Boss der Rockergang zum ersten Mal.

Der Boss stand mit imposanten verschränkten Armen breitbeinig in seiner Lederkluft vor ihr, blickte zu ihr hinunter und verlangte ein Eintrittsgeschenk. Sie meinte, nichts zu haben, aber er wusste, was er wollte.

«Nur ein kleines Geschenk, mehr eine Geschmacksprobe», meinte er mit einladend bösem Grinsen. Es war erregend und widerlich.

Nachher setzte er sich an sein Pult, kramte in der Schublade herum, legte eine Knarre auf den Tisch und fand endlich, was er suchte. Er gab Anastasija eine Visitenkarte. Er signierte sie mit dem Stempel der Gang und malte mit wenigen Strichen ein kleines Teufelchen mit erigiertem Penis auf die Rückseite. «Damit gehst du jetzt zu Alexander; er holt dir deinen Bruder raus. Wenn er raus ist, soll er zu mir kommen.»

Alexander ist einer der renommiertesten Strafverteidiger hierzulande. Vanja war sofort wieder aus der Kiste raus. Es gab nicht einen einzigen Beweis für die Beschuldigungen. Vanja wurde zum «Gehmirholmir» und später zu einem *Prospect* der Rockergang, *Member* wurde er nie. Er verdiente mit Dealen bald wesentlich mehr als Anastasija und gab ihr einige Zeit sogar etwas Haushaltsgeld. Mit Methadon brauchte sie nicht mehr täglich anzuschaffen.

Zwei Jahre lang bezog Anastasija in unserer Praxis Methadon. Dann reduzierte sie die Dosis, und einige Monate lang nahm sie Buprenorphin, das heute unter dem Namen Subutex vermarktet wird. Nach dem dritten Jahr Substitution hörte sie endgültig und rückfallfrei auf, Opioide zu nehmen. Seit dreißig Jahren nahm sie nie mehr Heroin, Methadon, Morphin, Buprenorphin oder irgendeine solche Substanz, und trotzdem litt sie die ganze Zeit. Immer schmerzten die Glieder, die Muskeln und die Knochen, und immer war ihr zu kalt. Seit dreißig Jahren hat sie ein chronisches Opioidentzugssyndrom.

Dass Anastasija kaum lesen und schreiben konnte, wusste niemand. Sie versteckte es perfekt. Wie sie es geschafft hat, einen Führerschein zu erwerben, ist ein Rätsel, welches mir pure Bewunderung entlockt. Sie war immer eine arme Frau, aber seit sie kein Heroin mehr brauchte, besaß sie ein gediegenes Auto. In ihrem Leben gibt es Konstanten. Sie hatte oft keine feste Bleibe, kein Geld für Kleider oder Essen, aber für ihren Wagen, für den Hund und für den Mann in ihrem Leben gab sie immer alles.

Der Erste, der sie aussaugte war der kleine, so groß gewordene Bruder. Es folgten verschiedene Männer. Bevor sie schwanger wurde, hatte sie drei Kampfhundewelpen. Als diese auch von einem kräftigen, erwachsenen Mann kaum noch zu bändigen waren, wurde Anastasija Mutter eines Sohnes. Wie diese schwächliche, zerbrechlich wirkende

Frau den Jungen vor den gefährlichen Hunden schützen konnte, kann man sich nur schwer vorstellen. Sie selbst wurde vom Vater ihres Kindes so furchtbar geplatzt und geprügelt, dass sie schlussendlich in ein Frauenhaus flüchtete.

Hilfe anzunehmen, verlangte von Anastasija eine große Überwindung. Hilfe vom Staat wollte sie nie. Sie trotzte den vielen widrigen Umständen eines randständigen Lebens, ihren chronischen Beschwerden und arbeitete immer, wenn sich eine Gelegenheit und Nische bot. Sie zog ihren Buben allein groß und bewahrte ihn erfolgreich vor dem Zugriff aller Ämter. Aber schon vor seinem unvollständigen Schulabschluss begann er, Drogen zu nehmen, zu delinquieren, und wurde zusammen mit seiner Freundin heroinabhängig. Heroinabhängige Teenager sind seit der Jahrtausendwende hierzulande sehr selten geworden; ich kann mich eigentlich nur an Anastasijas Sohn und seine Freundin erinnern.

Kurt

Wir kennen die Alkoholsucht, Amphetaminsucht, Barbituratsucht, Betäubungsmittelsucht, Computersucht, Drogensucht, Ess-Brech-Sucht, Esssucht, Fernsehsucht, Fresssucht, Heroinsucht, Internetsucht, Kokainsucht, Magersucht, Medikamentensucht, Morphin- oder Morphiumsucht, die Naschsucht, Nikotinsucht, Opiumsucht, Rauschgiftsucht, Schlafmittelsucht, Schnüffelsucht, Sexsucht, Spielsucht, Tabaksucht, Tablettensucht, Trunksucht.

Abenteuersucht, Arbeitssucht, Bereicherungssucht, Bergsucht, Belehrungssucht, Ehrsucht, Eifersucht, Eigensucht, Eroberungssucht, Gefallsucht, Geltungssucht, Genussucht, Großmannssucht, Gewinnsucht, Habsucht, Händelsucht, Harmoniesucht, Herrschsucht, Kaufsucht, Klatschsucht, Karrieresucht, Lesesucht, Machtsucht, Mäkelsucht, Mondsucht, Neuerungssucht, Opfersucht, Originalitätssucht, Prahlsucht, Prestigesucht, Profilierungssucht, Profitsucht, Prunksucht, Putzsucht, Rachsucht, Redesucht, Ränkesucht, Rekordsucht, Renommiersucht, Ruhmsucht, Schmähsucht, Sehnsucht, Selbstsucht, Stehlsucht, Streitsucht, Spottsucht, Tadelsucht, Tanzsucht, Trommelsucht, Vergnügungssucht, Verschwendungssucht, Witzelsucht, Zank- und Zweifelsucht.

Wir sprechen aber auch über die Arbeitswut, Putzwut, den Ehrgeiz, die Neugier, Habgier, Raffgier, über die zurückhaltende Begierde und das unendliche Begehren.

Kurt hatte wunderbar geträumt. Er hatte das Ei doch behalten dürfen. Er hatte sein Ei versteckt, am Morgen unter dem Kissen hervorgeholt und in der Hand die Wärme der Nacht unter der glänzenden farbigen Oberfläche gespürt. An Ostern hatte er beim Eiertütschen das stärkste Ei gehabt. Das war im Bubenheim gewesen. Spitz auf Spitz hatte sein

Ei die Eier aller anderen Kinder aufgeschlagen, ohne dass die eigene Schale in die Brüche ging. *Er* hatte das Sieger-Ei.

Der Direktor hatte ihm sein Ei weggenommen. Ohne Grund oder Anlass erklärte der Direktor lauthals, dass Kurt nicht derjenige sei, der es verdient habe, ein solches Ei zu besitzen. Der Direktor hatte das Ei auf Kurts Kopf aufgeschlagen, um zu prüfen, ob Kurt wohl nicht gar mit einem Gipsei betrogen hätte. Der Direktor hatte so heftig zugeschlagen, dass ein Matsch aus Blut, Ei und Schalenstücken Kurts Kopf zierte. Die anderen Kinder lachten ihn aus. Darauf hatte Kurt mit seinen groben Schuhen den Direktor so heftig getreten, dass der aufschrie. Die anderen Kinder grölten nun regelrecht.

Kurt war aufgewacht in seinem Verschlag unter der Treppe. Er war schon lange nicht mehr im Heim für schwer erziehbare Knaben und auch nicht mehr in der Arbeitserziehungsanstalt für junge Männer. Dass er das Ei im Traum hätte behalten dürfen, erfüllte ihn mit einem wohligen Gefühl. Er war verschwitzt, und ein Balken drückte am Kopf genau dort, wo das Ei vom Direktor zerschlagen worden war. Er spürte eine sexuelle Erregung, und als er langsam wacher wurde, spürte er auch die ersten Anzeichen von Entzug: Stuhldrang und Nasenkribbeln. Er krabbelte aus dem Holzverschlag, wo er sich zwischen abgestellten Sonnenschirmen, geflochtenen Körben, Eimern und Gartenwerkzeug ein Nest eingerichtet hatte. Er zog die Hosen hoch, die Hosenträger über den innersten Pullover und trottete mit schlurfenden, überlangen Schritten aus dem Hinterhof durch die Langstraße zum Limmatplatz. Dort war eine öffentliche Toilettenkabine. Er hatte es am Morgen, wenn die Heroinwirkung des letzten Knalls vom Vorabend nachließ, immer etwas eilig mit dem Stuhlgang. Nachher wusch er seinen Oberkörper mit dem kalten Wasser am offenen Brunnen des Platzes. Die

Frühaufsteher, welche zur Arbeit hasteten, vom Tram auf den Bus umstiegen oder umgekehrt, beachteten Kurt nicht.

Auf dem Rückweg zu seinem Verschlag schnitt er eine späte Rosenblüte, welche durch einen Gartenzaun hervorlugte, vom Strauch. Sein Taschenmesser war ein Schatz, den er schon seit der Arbeitserziehung hütete. Auf der untersten Stufe der Treppe über seinem Lagerplatz stand eine große, heiß dampfende Schale. Die Hausbesitzerin hatte ihm Milchkakao hingestellt. Sie war wohl zum Blumen-Engrosmarkt gefahren, um einzukaufen.

Manchmal plauderten sie miteinander. Frau Blumer stand dann mit unter dem Busen verschränkten Armen vor ihm und war neugierig. Sie lebte mit ihren Katzen allein im Haus. Sie hieß wirklich Blumer und betrieb das Blumengeschäft im Erdgeschoss ihres Hauses. Frau Blumer ließ ihn unter der Treppe hausen. Sie hatte ihn auch mehrfach ins Haus gebeten, und er hätte sich bei ihr sogar duschen dürfen. Kurt wollte das nicht. Er wollte es nicht mehr. Nein, das wollte er nicht mehr. Aber Kurt war höflich. Er wusch seine Kakaoschale an einer Regentonne im Hinterhof aus, stellte die Rose mit ihrem kurzen Stiel ins Wasser und die Schale auf das Fenstersims des Zubereitungsraums des Blumengeschäftes.

Bevor er die Blume aufgestellt hatte, hatte sich Kurt einen ersten kleinen Schuss gesetzt, ein Absud von Heroin- und Kokainrückständen. Dann lud er seine Sachen in und auf zwei ineinandergeschobene Gepäckwagen, welche er am Bahnhof regulär mit je einem Zweifrankenstück ausgeliehen hatte, und verstaute den Rest seiner Habseligkeiten im Holzverschlag. Er vermied die jetzt schon belebte Langstraße und den Limmatplatz, als er sein Gepäck durch Nebenstraßen zum Platzspitz schob. So frühmorgens würde er dort nicht von der Polizei behelligt werden.

Der Platzspitzpark, das Dreieck im Zusammenfluss der beiden Zürcher Flüsse Sihl und Limmat, wirkt immer auf eigenartige Weise feierlich. Es begann zu dämmern, als Kurt auf dem Mattensteg über die Sihl trottete, eine über die Griffe seiner Gepäckwagen gebeugte, dünne Gestalt.

Die ersten Haschischdealer standen schon auf dem Fußgängerbrückchen. Rostige Skelette eines Fahrrades und zweier Gepäckwagen lagen in der Sihl. Eine dünne Nebelschicht schwebte über dem braunen, getrübbten Wasser, welches unter den Geleisen des Hauptbahnhofes gegen den Mattensteg floss.

Heroin, Kokain, die harten Drogen und frische Spritzbestecke wurden im Innern des Parks angeboten. Ein eigenartiges Gemisch von Ruhe und lauter Hektik umfing jeden beim Eintreten in die Zürcher Drogenszene. Kalter Wind trieb leise durch das mächtige Geäst der Bäume des Parks. Nur wenige Möwen kreischten im Flug hoch über den Bäumen und den beiden Flüssen, die meisten hockten nur belämmert und aufgereiht auf den Ufergemäuern. Im Park knirschte Kies unter den Rädern seines Gepäckwagens. Im ZIPP-Häuschen war noch niemand. Die Sozialarbeiter und die Pfleger, die angestellten und die freiwilligen verteilten dort erst ab Mittag und bis weit in die Nacht hinein sterile Injektionsutensilien und Kondome, sie pflegten Wunden und boten Aidstests an. Auch die Halleluja-Chöre und Suppenküchen der christlichen Seelenfänger würden erst später erscheinen.

Auf dem Weg zum Rondell pflügte Kurt mit seiner ratternden Fuhr das Laub vor sich auseinander. Schon war erste Konkurrenz und sogar Kundschaft auf dem Platz. Neben dem kleinen Brunnen vor dem Rondell war aber noch Platz frei. Da hatte er kontrollierten Zugang zum Wasser und war nicht auf dauernde Hilfe angewiesen. Er baute seinen Stand auf. Zwei einfache dicke Bretter aus Bauholz verkeilte er so unter

den Handläufen zwischen den beiden Gepäckwagen, dass sie eine Theke bildeten. Darauf legte er nun zwei saubere Löffel, eine Flasche mit frisch am Brunnen abgefülltem Wasser, eine braune Flasche mit Ascorbinpulver, zwei Feuerzeuge, einen Gürtel und fünf sterile, in durchsichtigem Plastik abgepackte Sets mit Ein-Milliliter-Spritze und aufgesetzter feiner Nadel. Kurt beachtete immer peinliche Ordnung auf seinem Tisch. Abgepackte Injektionsutensilien, eine angebrochene Stange Zigarettenpackungen und andere Vorräte behielt er unter dem Pult verborgen, es wurde so viel geklaut und gelinkt.

Auf der steinernen Plattform im Rondell bewegte sich ein dunkler Haufen träge unter Woldecken und wasserfesten Planen. Dort lagerte der härteste Kern der Szene. Noch waren die Nächte nicht eiskalt, aber diese Leute würden dort auch den sibirischen Temperaturen der härtesten Winternächte trotzen. Der Platzspitz war vierundzwanzig Stunden täglich und dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr geöffnet. Im Rondell führte Grosso Regie. Grosso wusste auch nach Mitternacht und in den frühesten Morgenstunden, wo welcher Stoff oder was auch immer subito und sofort besorgt werden konnte: Kokain, fünfzig Gramm Heroin, Falschgeld, eine Knarre und einen, der bereit war, bei einem Einbruch Wache zu schieben, oder welche Frauen zum Ficken, Schlagen und Würgen zu kaufen waren. Für Grosso fiel immer etwas ab, «universale Fernbedienung» nannte er das.

Unter den Decken von Grossos Mannschaft stank es fürchterlich. Grosso war ein fatter Riese, der sich nicht mehr vom Fleck bewegte. Ein Bein war knapp über dem Knie amputiert, und das andere hätte auch dringend amputiert werden sollen. Im schwärenden Stumpf und im Ulcus des noch vorhandenen Unterschenkels sollen Maden gesehen worden sein. Jedenfalls wurde das so suggestiv behauptet, dass es sogar gelang, einige Ärzte des ZIPP-Aids davon zu überzeugen.

Dr. Bossy allerdings wies ihn trocken zurück und meinte, das seien eindeutige Cociwürmer, und Kokainwürmer seien nun mal Symptome des kokainbedingten Zoonosenwahns.

Ein- oder zweimal im Monat musste die Sanität des städtischen Gesundheitsamtes eine Leiche aus dem Haufen im Rondell ziehen. Die Killer hießen Aids und Sepsis wegen vereiterter Herzklappen und Lungen.

Der letzte Tote des Rondells war Edgar, steif und eiskalt.

Kurt und Edgar hatten sich schon im Knabenheim gekannt. Sie hatten beide auf Kurve zum ersten Mal Heroin genommen, beim Knabenschießen, dem alljährlichen Zürcher Kirmesrummel. Die Rocker der größten Gang verkauften nicht nur libanesisches Gras, sondern auch Sugar, versteckt hinter dem Autoscooter, in einer Gasse zwischen dem Kettenkarussell und der Geisterbahn. Kurt und Edgar waren nicht gemeinsam aus dem Heim abgehauen, aber als sie mit zwanzig Jahren endlich nicht mehr bevormundet waren, war es nicht wirklich ein Zufall, dass sie wieder beim Knabenschießen aufeinandertrafen. Beide arbeiteten sie für eine Kirmesbude.

Kurt und Edgar kannten Grosso beide aus dieser ihrer Chilbi-Zeit. Grosso war damals der Lover von Olivia Krasser, einer aus dem Krasser-Clan und Besitzerin mehrerer Rummelplatzbahnen. Vor seiner Krasser-Episode war Grosso Roadie bei den Stones gewesen, wirklich bei den Stones. Als Olivia Krasser Grosso geschasst hatte, war er Truckfahrer geworden. Im AJZ sah man ihn nicht, denn zu Beginn der Achtzigerjahre soll er einige Jahre im italienischen Knast gesessen haben, nachdem man ihn bei einer großen Schmuggelfuhr erwischt hatte.

Aber Nina, René, Lisa und Köbi, der auch schon tot war: Alle anderen kannte man aus dem AJZ. Natürlich waren auch Marie, Nöbe, Mäde

und Tizi da; alle, die noch nicht tot waren, waren jetzt auf dem Platz. Dort auf dem Spitz traf man die ganze Welt wieder.

Kurt schielte immer wieder hinüber zum Rondell. Nina war vermutlich irgendein Buckel unter dem nun deutlicher wabernden Haufen von dunklen Decken. Nina war eine tolle Frau. Mit Nina zusammen hatte Kurt seine ganz große Zeit gehabt. Kurt war überrascht, dass eine Frau wie Nina sich für ihn interessierte. Nina war sogar auf dem Gymnasium gewesen, allerdings dort rausgeflogen. Sie konnte jedes Tasteninstrument spielen, Klavier, Orgel, Keyboard. Im AJZ war sie mit Mäde, Stefano und einem Schlagzeuger aufgetreten; sie waren richtig bejubelt worden. Nina und Mäde, da ging die Post ab im AJZ. Okay, Mäde hatte eine tolle Stimme, aber einen blöden Namen. Die Band bestand leider nicht lange. Nina und Mäde waren sich wegen irgendetwas plötzlich spinnefeind. Kurt hatte nie herausgefunden, weswegen. Nina bedauerte oft, dass ihre Musikkarriere unversehens vorbei war.

Nina hatte Eltern, welche ihr halfen. Die waren richtig nett, sogar zu Kurt. Nina und Kurt kannte man in der Szene. Sie führten viereinhalb Jahre lang eine eigene Beiz, den Aarburgerhof. Dort wurde vor allem Bier ausgeschenkt, aber auch feine Leberli mit Rösti, Zwiebelbeize und Salat oder einfach Schnitzel-Pommes mit Senf oder Ketchup konnte man bei Kurt bis zur Polizeistunde bekommen. Kurt war nicht nur in der Küche. Er machte alles außer dem Bürokras. Die Eltern von Nina halfen oft. Vor allem ihre Mutter war eigentlich fast immer da. Die Eltern waren gemütlich. Nach der Polizeistunde saß man oft noch zusammen. Sie motzten auch nicht, wenn Nina und Kurt kiffen. Die Mutter verbarg vor ihrem Mann, dass sie auch manchmal heimlich an einem Joint mitzog.

Natürlich wurde im Aarburgerhof gedealt, und zuerst gab es auch immer wieder Probleme mit der Obrigkeit. Diese Probleme hörten erst auf, als Grosso irgendwann auftauchte, und weil keine Deals ohne Grosso mehr möglich waren, war der Deal unter Kontrolle, und die Polizei fand nichts mehr zu meckern.

Dann war Nina schwanger geworden. Sie hatten sich so gefreut, aber es wurde zum größten Desaster. Ohne zu fragen, hatten die Ärzte mit Ninas Blut einen Aidstest gemacht. Ohne Vorbereitung, ohne Mitgefühl und mit deutlicher moralischer Entrüstung wurde ihr mitgeteilt, dass sie HIV-infiziert und eine Gefahr für das werdende Kind und überhaupt die Gesellschaft sei. Ab diesem Moment sprach Nina mit Kurt kein Wort mehr. Er musste sein Bündel packen. Sie warf ihn einfach raus, aus dem Bett und aus seinem Zuhause.

Erst später hatte Kurt irgendwie erfahren, was geschehen war. Nina war zu mir gekommen. Ich hatte die Infektion bestätigt. Ich führte in unserer Praxis einen Schwangerschaftsabbruch durch; ein kleiner Eingriff. Aber da gab es kein gemeinsames Kind, keine Zukunft mehr. Nur wenige Tage darauf war zudem der Vater von Nina beim Bierzapfen plötzlich hinter der Theke zu Boden gesunken. Er starb im Spital noch am selben Abend an einem Herzinfarkt. Ninas Mutter war plötzlich nicht mehr die lustige Mutter, die mitfeierte, und wurde rasch eine alte traurige Säuferin. Den Aarburgerhof konnte Nina auch nicht mehr halten. Sie gab auf und stürzte völlig ab.

Kurt hatte seinen Stand fertig aufgebaut. Nina hatte ihm zugewunken, als wäre nichts. Diese einfache Geste, nach Jahren, einfach so, beschäftigte Kurt den ganzen Vormittag.

Vor der Rushhour am Mittag setzte sich Kurt selbst einen Schuss. Über Mittag ging der Betrieb auf dem Spitz richtig los. Kunden kamen an Kurts Stand. Sie erkundigten sich, wo es guten Stoff zu kaufen gab.

Wenn sie sich etwas besorgt hatten, kamen sie zurück an seinen Stand, um sich die Dosis Heroin oder den Cocktail aus Sugar und Koks schussfertig zu machen und zu knallen. Der Puder wurde auf einem Kaffeelöffel mit Wasser und etwas Ascorbin vermischt und über der Flamme eines Feuerzeugs erhitzt. Dann wurde das flüssige Gemisch durch einen Zigarettenfilter in die Spritze aufgesogen. Mit einem bereitgelegten Gürtel wurde der Arm abgebunden. Im Stehen spritzten sich seine Kunden nun den Stoff in die beste Vene. Den mit geringen Resten von Heroin und Kokain durchtränkten Zigarettenfilter durfte der Filterlifixer Kurt, der Besitzer des improvisierten Standes, behalten. Kurt sammelte die Filter in einem großen Einmachglas. Er half seinen Kunden beim Spritzen, wenn sie das wünschten. Viele stellten sich unglaublich ungeschickt an beim Spritzen. Kurt beachtete immer peinliche Ordnung auf seinem Tisch.

Vornübergebeugt suchten zwei verdreckte Gestalten in abgeschabten langen Mänteln den Boden des Parks und auch in den Büschen nach weggeworfenen Spritzen ab. Gebrauchte Spritzen konnten im ZIPP eins zu eins gegen steril abgepackte ausgetauscht werden. Manchmal fand man auch versehentlich weggeworfenes Dope oder sonst etwas Interessantes. Auch Kurt hatte zwei aufgekratzte Geschwüre, aber diese beiden Suchhund-Typen waren von Schleppeiter-Geschwüren förmlich übersät.

Ein Krawattenfixer, der fast jeden Morgen vor der Arbeit auf den Spitz kam, wollte von Kurt wissen, wer zurzeit die beste Qualität liefern könne. Kurt rief über den Platz und winkte Erich zu sich. Nachdem Edgar zu Grosso gezogen und dann im Rondell gestorben war, war Erich einer von Grossos Läufern, aber auch Kurts neuer Gehmirholmir geworden. Der Krawattenfixer brauchte immer ein Gramm Heroin und

zwei Gramm Koks. Er sah aus wie ein Banker und war wohl einer – oder sogar Anwalt in einer renommierten Kanzlei.

Zwei sorgfältig herausgeputzte Freundinnen mussten sich vor dem Anschaffen noch einen Knall machen. Das Taxi wartete am Eingang des Platzspitz’.

Kurt galt als die vertrauenswürdigste Person auf dem Spitz. Pongo wollte unter der Theke von Kurts Stand einen Sack zur Aufbewahrung deponieren. Pongo hieß so, weil er immer unter Benzodiazepinen stand. Man sah die Wirkung der Beruhigungs- und Schlafmittel, wenn er mit rundem Rücken, Knie leicht gebeugt, mitten auf dem Fußgängerstreifen stehen blieb, bis ihn die hupenden Automobilisten bei Grün wieder weckten. Die im Stehen vor dem Körper pendelnden Oberarme, die ganze Haltung erinnerte an einen schläfrigen Affen. Pongo hatte unglaubliche Fähigkeiten, die man ihm auf den ersten Blick niemals zugetraut hätte. Nicht nur als Medikamentenschnorrer bei Ärzten und Apothekern war er unübertroffen. Aus dem schläfrigsten Torkeln heraus griff er sich übergangslos und zielsicher aus irgendeinem Regal oder Verkaufsstand auf dem Trottoir ein Paar Schuhe oder eine Jacke und war weitertorkelnd so schnell verschwunden, dass niemand reagieren konnte.

Pongo war nicht immer so drauf gewesen. Aber seit er neben seiner Frau aufgewacht war, die einfach tot war, die sich, ohne einen Mucks zu sagen, einfach neben ihn gelegt hatte, als er schon schlief und sich den goldenen Schuss gesetzt hatte, seit er so aufgewacht war, wollte er nur alles vergessen, schlafen können, nichts mehr wissen müssen.

Pongo war bei der Putz-Equipe in den Anfangszeiten des Platzspitz’ dabei gewesen. Ja, Kurt, Köbi, Paul, Pongo und natürlich Xaver. Die ZAGJP zahlte sogar etwas für die Gartenarbeit. Ja, es hatte richtig Spaß gemacht am Anfang auf dem Spitz.

Kurt versuchte, sich zu erinnern, wer das Auge des bronzenen Hirschs blutrot tropfend angemalt hatte. War es Paul gewesen oder Pongo?

Pongo stand vor dem grünen Hirsch, der ihn einäugig und bluttriefend mit seinem herrisch unberührten Blick anstarrte.

[Ich bin Elvis Presley, habe ich Aids?](#)

Wer das Auge des Platzspitzhirschs blutrot angemalt hat, konnte ich nicht sicher herausfinden. Eine Legende sagt, dass dies als Protest schon Anfang der Achtzigerjahre geschah, als die Polizei einer jungen Frau mit Gummischrot aus nächster Nähe ein Auge herausgeschossen hatte.

Im Sommer 1986 resignierte die Polizeiführung. War es fast eine infantile Trotzreaktion oder nur schierer Frust über das Versagen der Repressionsstrategie? Nach der Aufhebung des sogenannten Spritzenabgabeverbotes wurde auch beschlossen, die illegalen Aktivitäten auf dem Platzspitz praktisch zu tolerieren. Mehr als fünf Jahre lang wurde im Park kein polizeilicher Ordnungsdienst mehr durchgeführt.

Die medizinische Versorgung der immer zahlreicheren Injektionsdrogenkonsumenten und insbesondere die Verteilung von sterilen Spritzen und Nadeln war noch weitere zweieinhalb Jahre lang überhaupt nicht gewährleistet. Private Initiativen und Aktionen von Sozialarbeitern, Ärzten und dem lokalen Roten Kreuz demonstrierten nur die Dringlichkeit und die Notwendigkeiten.

Peter J. Grob, ordentlicher Professor und der Chef der Immunologie der Universität Zürich, und der leider früh verstorbene Psychiater Dr. Werner Fuchs schafften es Ende 1988, mit behördlicher Bewilligung das Zürcher Interventions-Pilotprojekt ZIPP-Aids zu eröffnen. ZIPP-Aids befand sich in der ehemaligen Bedürfnisanstalt, den öffentlichen Toiletten, des Platzspitzparks.

Zu Beginn wurden die Notfallbehandlungen und die Spritzenabgaben im Häuschen selbst durchgeführt, nach wenigen Wochen mussten sich die Mitarbeiter besser schützen. Die Spritzenabgabe erfolgte nur noch durch das offene Fenster, täglich vieltausendfach. Vor dem Schalter des

Häuschens drängten sich bald fünfzig, hundert, ja zweihundert Menschen. Einige hielten ihre mit HIV verseuchten gebrauchten Spritzen und Nadeln gestikulierend zur Entsorgung bereit. Wer nicht aufpasste, hätte im Gedränge gestochen werden können. Von November 1988 bis zur Schließung des Platzspitzparks im Februar 1992 wurden durch ZIPP-Aids sieben Millionen Spritzen und neun Millionen Nadeln abgegeben, zeitweise zehntausend pro Tag.

Ein Gemisch von Ruhe und lauter Hektik umfängt mich jedes Mal beim Eintreten in die Zürcher Drogenszene. Der Platzspitz, größter und elendester Fixerraum der Schweiz, ja vielleicht Europas. Wenn du dich übers Brücklein, über den Mattensteg, der Szene näherst, wirst du zuerst auf alle Arten wegen Haschisch angemacht: «Haschisch, Haschisch, Gras.» Erst weiter im Parkinnern werden harte Drogen angeboten. Ich komme von der anderen Seite, und dort heißt es ohne Vorgeplänkel sofort: «Sugar, bester Stoff, saubere Ware», oder: «Coci, Äitsch», und: «Pumpen, Pumpen, frische Eisen» – Heroin, Kokain und frische Spritzbestecke sind zu kaufen.

Ich gehe am Rondell vorbei. In früheren Zeiten traten unter dieser Jugendstil-Metalldach-Konstruktion wohl flotte Marschmusik-Kapellen auf; der Platzspitz war einst Sonntagstreffpunkt der herausgeputzten Zürcher Bourgeoisie. Heute stellen kleine Drogenhändler im Rondell improvisierte Verkaufstische aus umgekippten Einkaufswagen und darübergerlegten Brettern auf. Heroin wird dort mit Vitamin C vermischt und mit Feuerzeugen in Kaffeelöffeln zum Auflösen erhitzt und in die Spritze aufgezogen. Die Kleindealer helfen ihren Kunden beim Spritzen der Drogen. An den Armen sieht man ganze Ketten von geröteten Einstichstellen. Es wird auch in die Venen an den Fingern, Beinen und am Hals gespritzt: Hals

seitlich nach hinten gebogen, stillhalten, Schuss. Es ist ein Getuschel und Geschrei, in gleichmäßiger, fast ruhiger Weise hektisch. Aus der Vogelperspektive gleichen die Menschen um das Rondell wimmelnden Ameisen um einen fetten Beutebrocken.

Ich gehe weiter zu «Grobs Schiissi-Hüüsli», um meinen Dienst anzutreten. Die Bedürfnisanstalt des Platzspitzparks war wegen der missbräuchlichen Benutzung als stiller, schützender, aber auch gefährlicher Ort zum Fixen jahrelang geschlossen worden. Der Immunologe und Universitätsprofessor Peter J. Grob konnte in dem kleinen Häuschen neben der Limmat zum Jahreswechsel 1988/89 seine ZIPP-Aids genannte Sanitätsstelle gegen anhaltenden Widerstand eröffnen. Neben Aids-Beratung und anonymen Aidstests soll dort das Gesundheitsbewusstsein gestärkt, Hygiene erleichtert und Wundpflege ermöglicht werden. Es wird auch medizinische Nothilfe geleistet.

Der im ZIPP-Aids fest angestellte Dr. Claude Bossy beendet seinen Dienst, indem er mir den Betrieb kurz erklärt. An einem fast museumsreifen Hämatologie-Zähler – einem Tastenzähler – werden die abgegebenen Injektionsbestecke und Bezügerinnen und Bezüger nach Geschlecht getrennt gezählt. Maximal fünf Spritzen mit aufgesteckten Nadeln werden gegen gebrauchte, verseuchte Fixen getauscht. Die Fixer werfen die alten Bestecke in einen Plastikbehälter und erhalten sterile neue. Dazu werden Alkoholtupfer abgegeben, und wer will, kann sich einen heißen Tee nehmen oder sich mit Präservativen eindecken. Immer wieder werden auch gespendete Kartons mit Früchten verteilt. Die Eingangstüre schlägt pausenlos auf und zu. Immer neue Leute kommen, drücken sich im engen Gang aneinander vorbei und verschwinden meist gleich wieder, um sich einen Schuss zu setzen, das heißt sich Heroin oder Kokain oder beides in einem Cocktail gemischt zu spritzen. «Ich habe fünf Eisen in den Eimer geworfen.» – «Es waren

nur zwei Bestecke; ich habe es gesehen. Lass dich nicht reinlegen», erklärt mir eifrig ein Dauergast mit einem blauen Kunstfellmantel. «Die tanzen dir doch alle auf der Nase rum. Das spricht sich sofort im Rondell herum, dass da ein Neuer ist.»

Im ehemaligen Aufenthaltsraum der Klofrauen drängen sich zeitweise über ein Dutzend Personen. Einige sitzen wohl bis zu einer Stunde ruhig da, um zu verschnaufen. Andere kommen, fassen ihre frischen Spritzutensilien und gehen. Zwei beginnen, sich fast zu prügeln. Bin ich wirklich erst zehn Minuten hier?

Neben den fest angestellten Ärzten versehen fast zwanzig freiwillige Allgemein-Praktiker – so wie ich – in unregelmäßigem Turnus den Dienst. Dr. Bossy erklärt mir im engen fünf Quadratmeter großen Besprechungszimmer die Aids-Testerei. Nach einem Vorgespräch wird erst am folgenden Tag dem Patienten eine Blutprobe entnommen und mit Nummer und Codewort versehen. Einige Tage später kann der Patient nachfragen und erfährt unter Nennung seines Codewortes die Antwort seines Schicksals. «Ich bin Elvis Presley, habe ich Aids?»

Günther und Carla, die Helfer meiner Schicht, sind gekommen. Günther ist eigentlich Gemeindekrankenpfleger und pflegt alte Leute zu Hause. Carla ist unter der Woche Krankenschwester auf der Schwerverbranntenstation im Universitätsspital. Carla und Günther arbeiten im ZIPP auch nur gelegentlich, freiwillig, aber entlohnt, neben ihrem regulären Job. Es sei eine Abwechslung, und sie fänden die Arbeit wichtig und nützlich. In jeder Schicht arbeiten zwei Pfleger oder Schwestern und ein Arzt.

Ich bewundere Günther, mit welchem Einsatz er immer wieder Injektionstechniken und Probleme diskutiert. Der Tee ist aufgebraucht, und ich werde angemotzt, dass ich gefälligst welchen machen solle.

«Und überhaupt ist eigentlich ein Arzt hier? – Ach so! Also schau mal, habe ich den Gilb? Mir ist so elend, und gestern hatte ich Fieber.»

«Es ist immer noch fast hell. Im Freien sehe ich besser, ob du eine Gelbsucht hast. Ich bin nicht sicher. Geh am Montag zu deinem Arzt!» Der Nächste hat eine Lungenentzündung und wahrscheinlich Aids. Zuerst will er sich im eigentlich warmen Raum nicht entkleiden. Er zittert und schüttelt sich verhalten trotz seiner drei Pullover. Seine Lungen giemen und brummen beim Atmen unter meinem Stethoskop; beim Abklopfen klingt es an einer Stelle durch eitriges Sekret gedämpft. Ob er ins Spital wolle? Nein. Er soll aber am Montag nicht nur Methadon abholen, sondern seinen Arzt um eine Untersuchung bitten. Ja, ob ich denn nichts machen könne? Nein.

Aids! Wie sah jetzt eigentlich dieser Typ mit Aids und Lungenentzündung aus? Ich kann mich schon nicht mehr erinnern. Nein, Aids ist nichts Seltenes mehr am Platzspitz. 1980 kannte man weder den Virus noch die Krankheit. 1983 entdeckte man den Virus HIV. 1985 war Stefano der Erste, welcher auf der Gasse, in der Szene, mit Aids lebte. Es gab in Zürich noch kein Krankenzimmer für Obdachlose und noch kein ZIPP-Aids. Stundenlang saß Stefano bei uns in der Praxis im Wartzimmer. Tagsüber hockte Stefano lange bei uns in der Wärme, und nachts war er der Paria der Szene, knapp von seinen früheren Freunden in der Notschlafstelle geduldet. Auch als sie schon wussten, dass sie selbst den Virus in sich trugen, taten sie bei Stefano so, als könnten sie sich bei ihm anstecken. Stefano starb Ende 1985 an Auszehrung durch eine atypische Tuberkulose, eine Aids-definierende Krankheit. Die Leute in der Szene müssen ihre eigene Zukunft mitansehen. Ist das mein Tod? Wut, Verzweiflung, Aufstand und bodenloses Sichfallenlassen machen sich noch breiter als sowieso schon.

Durch mehrfachen Gebrauch von Injektionsbestecken werden die Nadeln stumpf und hakenförmig verbogen. Auf diese Weise wird neben die Venen gespritzt, oder die angestochene Vene wird verletzt, und das Gewebe quillt durch auslaufendes Blut etwas auf. In diesem geschädigten Gewebe können eitererregende Bakterien leicht gedeihen. Durch Kratzen und unzweckmäßige Pflege werden solche Stellen häufig zu gefährlichen Eiterherden. Der Eiter verschleppt sich als Blutvergiftung in den ganzen Körper, und es kommt zu bakteriellen Ablegern an Herzklappen, Lungen, Gehirn und anderswo. Bei den Todesfällen unter den Fixern sind Infektionen meistens ursächlich mitbeteiligt. Durch den gemeinsamen Gebrauch von Injektionsbestecken werden die gefährlichen Gelbsuchtviren HBV und der Aidserreger HIV übertragen. Bisher starb etwa ein Drittel der langjährigen Drogenkonsumenten meist durch Infektionskrankheiten und Überdosis. Durch Aids werden in den nächsten Jahren noch viel mehr langjährige Fixer ihre Sucht mit dem Tode bezahlen müssen. Die Schweiz und vor allem Zürich haben die schlimmste Aids-Statistik Europas.

Aids ist heute am Platzspitz etwas Normales; die Erkrankten erwähnen es beiläufig. «Was habe ich da am Kopf? Mir fallen die Haare büschelweise aus. Weißt du, ich habe Aids; hängt es damit zusammen?» – «Ich glaube, es ist ein Pilz.» In den drei Stunden meines Dienstes habe ich ein halbes Dutzend Leute gesehen, bei welchen Aids ausgebrochen ist. Laut Statistik sind in der Gassenszene deutlich mehr als die Hälfte der Drogenkonsumenten infiziert; einzelne Untersuchungen ergeben Anteile bis neunzig Prozent.

Wir verteilen Spritzen und Tupfer, Tuben mit Zugsalben und Präservative, Tee und Bananen. Carla und Günther behandeln eine Blase an einer Ferse. Ein Mann kommt herein und schreit nach dem

Arzt. Im Rondell liege ein Bewusstloser. Ich renne hin und mit mir der Typ im blauen Kunstfellmantel. Der Mann hat einen Atemstillstand. Der im blauen Kunstfellmantel kommandiert herum. Es wird nach dem Arzt gerufen, obwohl ich da bin. Wir tragen den dicken, bewusstlosen Mann halb im Laufschrift zu viert zum WC-Häuschen. Der im blauen Kunstfellmantel bricht auf den fünfzig Metern keuchend und stolpernd fast zusammen. Die geheime Schadenfreude erstirbt in mir; auch er ist ziemlich krank. Wir beatmen den dicken Bewusstlosen mit Sauerstoff. Er kommt aber sofort zu sich.

Ein junger Schönling – Typ Saturday-Night-Fever – hält lässig seine Freundin und macht ein dämmliches Macho-Witzchen. Zwei Sekunden später beginnt sie, benommen, aber brav zu kichern, wiederholt die Pointe und kichert dann noch ein bisschen. Wie kommen die dazu zu fixen! Ist er ihr Zuhälter? Wie kommen die überhaupt alle dazu? Wie kommt derjenige dazu, welchen wir beatmen mussten? Er sei direkt von Rio heute Abend hierhergekommen. Er habe keinen einzigen Franken mehr. Wie er nach Hause, nach Hinter-Bümpfütz komme? Er trieft noch immer vor kaltem Schweiß. Er merkt es nicht, es stört ihn nicht. So viel Realität nimmt er noch nicht wahr; er will nur nach Hause.

Ein nur knapp wacher Mann mit blutüberströmtem Kopf wird hereingebracht. Wir verbinden seine Kopfschwartenrisse mit einem dicken Kompressionsverband, den er sich im Delirium wieder wegrißt. Auch er beginnt, aggressiv herumzufucheln. Anscheinend auch ein Cocktail: Das überdosierte Heroin bewirkte bei ihm zuerst eine mehr oder weniger kurze Bewusstlosigkeit, und er schlug sich den Kopf blutig. Jetzt lässt die Heroinwirkung nach, und die Kokainwirkung des gespritzten Gemischs beginnt zu überwiegen. Kokain treibt an und gibt Power-Gefühl. Oder hatte er im Kokainrausch eine Schlägerei? Ich

weise den Mann in die chirurgische Notfallstation ein. Er hat kein Geld für das Taxi. Also Krankenwagen, der kostet ihn nichts.

Es sind erst drei Stunden vergangen, als wir von der nächsten Schicht abgelöst werden. Wir verteilen über fünfhundert Spritzenbestecke; kein Rekordtag. Ich fülle den Rapportzettel aus, quasi die Krankengeschichten. Vier Wiederbelebungen, viele Beratungen und Wundpflegen. Ich berichte dem Arzt der Spätschicht und trete dann aus Grobs Häuschen ins Freie. Im Gewimmel am Rondell treffe ich eine Freundin. Wir plaudern und kümmern uns nicht um die Verkaufsanträge der Kleindealer. Eine bewusstlose Frau wird aufgelesen und zum ZIPP getragen.

Wir trinken einen Kaffee im Stehen am Kiosk beim Eingang des Parks und erinnern uns. Vor vier Jahren gab es hier noch nichts, Aids erst in den Fachzeitschriften. Spritzenabgabe schien verboten. Die Katastrophe bahnte sich unbemerkt an. Heute ist die medizinisch-körperliche Betreuung vor Ort einigermaßen gewährleistet. Das große Sterben wird nicht ohne vorzeigbare staatliche Hilfe stattfinden. Der Konsum von illegalen Drogen findet auf etwas weniger gefährliche Weise statt, immerhin.

Der kalte Wind weht durch die kahlen Äste der großen Bäume im Park. Auch diese Bäume seien nicht mehr gesund, sagt man. Die frische Luft tut mir gut. Ich bin fast etwas benommen.

Diesen Artikel über die Zustände auf dem Platzspitz im Winter 1988/89 und Bilder von Gertrud Vogler veröffentlichte die Zürcher *Weltwoche* am 11.05.1989, der Anfang einer bald darauf überbordenden medialen Aufmerksamkeit für den «Needle-Park» in Zürich.

Maribelle

Das Seelenheil ist nicht das erste Ziel der Medizin. Suchtmedizin ist vor allem Allgemeinmedizin.

In meiner ärztlichen Tätigkeit zeigten die Menschen abgründige Heilsdefizite, und immer taten sich zu viele Möglichkeiten zum Agieren auf, in der Praxis und beim Einkaufen, im Tram und beim Ankommen, am Telefon, zwischen dem Essen und beim Zähneputzen, vor und nach dem Zubettgehen: keine Fluchtmöglichkeit. Ständig war ich der gefräßigen Gier des Leidens ausgeliefert, die immer wieder gleich und doch ständig anders daherkam mit Sind-Sie-sicher-Herr-Doktor, Aber-ich-habe-doch-auch-noch-Schwindel-und-Kopfweg, Wenn-es-Ihnen-nichts-ausmacht, Ich-habe-da-gelesen-dass, Haben-Sie-noch-etwas-Zeit-weil-ich und Müssen-wir-nicht-noch-den-Blutdruck-messen und Ich-wollte-Ihnen-schon-lange-sagen-dass, Herr Doktor. Herr Doktor!

«Ich muss nicht sterben! Bitte sagen Sie es, gell, Herr Doktor, ich muss nicht sterben!»

Widerlich diese Mischung. Ich hatte sie geweckt. Sie war eingeschlafen beim Inhalieren von Pentamidin. Damals ließ ich meine immungeschwächten Patienten dieses Mittel inhalieren, um den Ausbruch einer nur bei Aids vorkommenden Art von Lungenentzündung zu verhindern.

«Es geht nicht, dass Sie so benebelt daherkommen! Brauchen Sie tatsächlich so viele Benzos?! So nützt es doch nichts, wenn alles danebengeht und in die Luft verpufft, wenn Sie einschlafen beim Inhalieren!»

«Nein, ich will nicht sterben! Herr Doktor, ich verspreche Ihnen, dass ich es besser machen werde! Herr Doktor, ich will nicht sterben! Sagen

Sie, habe ich schon Aids? Ich muss immer so husten. Ist es schon ausgebrochen?»

«Mein Mann ... es ist eben ...», tränenlos, zum Heulen rotgesichtig verzerrt, quengelte sie, «meine Kinder ... sie brauchen mich doch noch», jammerte sie und klammerte sich an mich.

Sie war mir im Gang bis vor die Küche gefolgt, dem einzigen privaten Raum in der Arztpraxis. Ich hasste Geschichten zwischen Türe und Angel, Tod und Leben so quasi im Vorbeigehen. Als wenn ich mir nie Zeit nehmen würde. Es war immer zu wenig Zeit.

Die mit Benzodiazepinen gedämpfte Patientin hieß Maribelle Batti. Sie lebte scheinbar schon immer im Elend. Kurzatmig wartete sie auf das Glück – oder wenigstens ein bisschen davon.

Maribelle schaute immer verhärtet aus, auch wenn die Tränen schon lange nicht mehr kamen. Maribelles gerötetes Gesicht hätte früher oder später wohl jeden einmal dazu gebracht reinzuhauen. Mitleid löste sie nicht aus. Mitleid war höchstens eine unausgesprochene Chiffre, unter welcher man sie wieder loswerden konnte.

Maribelle war eine erfolgreiche Medikamenten-Schnorrerin. Lange Jahre ging sie von Praxis zu Praxis, von einem Doktor zur nächsten Ärztin. Jedes Rezept für Schlafmittel, Beruhigungsmittel, Rohypnol, Seresta, Codein konnte verkauft oder getauscht werden, gegen Heroin, Kokain oder Methadon. Außerdem brauchte Maribelle die Mother's-little-helpers ja auch selbst sehr dringend. Dope austauschen, Gift organisieren, Medis schnorren, dealen, vermitteln: Nichts anderes denken tat am wenigsten weh. Nur irgendeine Scheibe, Mattscheibe, Weichzeichner, aber rasch, sonst war es nicht mehr auszuhalten. Benzodiazepine ließen bei Maribelle die Läden runter: Mit hängenden Lidern und Gliedern schlurfte sie durch den Tag. Saß oder stand sie ungestört, nickte sie sofort ein.

«Herr Doktor, gell, ich muss nicht sterben?»

An diesem Nachmittag wurde ich die Frau nicht mehr los. «Wo ist mein Pullover? Habe ich ihn bei Ihnen liegen lassen?»

Immer wieder wollte sie die Praxis durchsuchen. «Herr Doktor, Sie sind der Einzige, der mich versteht! Herr Doktor, Sie lassen mich nicht im Stich, gell, Sie nicht!»

Ihr Griff war schwach, aber erbarmungslos. «Aber mein Pullover muss bei Ihnen sein! Sagen Sie, dass es noch nicht so schlimm ist, bitte! Wo ist bloß mein Pullover?»

Die Patientin kam noch einige Male zurück; an diesem Nachmittag und den folgenden Tagen erschien sie immer wieder in der Praxis ohne ersichtlichen Grund. Vergesslich war sie ja immer. Ich wusste, dass Gespräche, tiefe Gespräche, nichts brachten bei ihr. «Rohypnol macht die Birne hohl!» Eingesperrt im Kurzzeitgedächtnis: Alles, was älter als etwa zehn Sekunden ist, verschwindet hinter dem Zeithorizont der Beruhigungsmittel-Käseglocke. Aber Maribelle war irgendwie verändert. Irgendetwas Neues war da. Ich merkte es noch nicht bewusst und verstand es noch weniger.

Maribelle hatte ihren Carlo auf einer Sumpftour mit Coco kennengelernt. Coco war Maribelles beste Freundin und Rivalin. Schon seit der Schulzeit waren sie immer wieder zusammen, und ihre episodischen Streitereien und dramatischen Trennungen gehörten zu ihrer Freundschaft. Carlo war nicht der erste Mann zwischen ihnen.

Coco und Maribelle begannen beim gleichen Mann mit Heroin. Coco blieb beim Schnupfen des Pulvers, oder sie rauchte den Stoff mittels Sugaretten. Maribelles nächster Freund dagegen zeigte ihr seine Eisen, erklärte ihr mit stolzen Worten, wie geil das Drücken sei, und Maribelle hoffte, endlich bei einem Mann etwas zu spüren, und ließ sich den ersten Knall machen.

Beiden Frauen war der Sugar schwer eingefahren. Sie waren bald ziemlich abhängig vom täglichen Nachschub an Heroin. Miteinander oder gegeneinander besorgten sie sich Stoff und Männer. Die Abhängigkeit von beidem, vom Stoff und von den Männern, war immer wieder erdrückend. Gegeneinander und miteinander befreiten sie sich immer wieder von beidem, und gegenseitig animierten und stießen sie sich mit Backfischkickern in neue Zerstörungen durch Sex und Gift.

Coco rauchte das Zeug bloß. Zumindest wollte sie sich damit herausreden, denn Paffen ist ja nicht so schlimm wie Fixen. Wenn sie voll drauf war, brauchte Coco mit ihren selbst gedrehten Sugaretten aber noch viel mehr Stoff als Maribelle. Sie wetteiferten um jeden Schmerz. Glück war, die andere noch tiefer zu sehen. Glück war aber auch, sich nahe zu sein, auch wenn der Schmerz nachher umso sicherer treffen konnte, sie selbst oder die andere. Sie zogen sich gegenseitig den Teppich unter den Füßen weg und stürzten beide. Sie sägten den Ast ab, auf dem sie gemeinsam saßen, und trösteten sich gegenseitig im freien Fall.

Coco war die Robustere. Maribelle zog auch mit den Männern häufig den Kürzeren. Freier-Linken hieß eines ihrer gefährlichsten Spiele. Die Freier mussten zuerst dazu gebracht werden, die Kohle rauszurücken; dann hieß es, sich mit irgendeinem Dreh abzusetzen. Sich einfach zu verdrücken, wegzurennen, war eigentlich das Erfolgreichste. Aber Geld wechseln gehen und gleich mit dem großen Schein wegbleiben, das hatte schon deutlich mehr Prestige. Bei Rotlicht aus dem Wagen hechten und irgendeinen stark aussehenden Passanten um Hilfe gegen den bösen Freier bitten, konnte ganz schön nervig werden; Maribelle geriet dabei einmal an einen Polizisten in Zivil. Die Masche Ich-muss-mir-schnell-noch-einen-Schuss-setzen-dann-ist-meine-geile-Muschi-gleich-bei-dir funktionierte nicht bei allen.

Freier-Linken war steil, aber gefährlich. Die geprellten Männer rächten sich gelegentlich grausam. Zu zweit war es am schärfsten, aber auch am schwierigsten. Meist landete schlussendlich Maribelle im Bett irgendeines geilen Ekels. Oder es war kein Ekel, und dann war es eben auch wieder meist Maribelle, welche nicht so böse sein konnte. Wenn sie einen Mann irgendwie mochte, war es nachher sowieso immer am schlimmsten. Freier betrügen war auch finanziell nicht sehr ergiebig. Coco und Maribelle prahlten mit erzielten Gagen, gelungenen Linkereien und kleingemachten Männlichkeiten.

Coco erzählte gerne die Geschichte des Freiers, dem sie die Brieftasche geklaut hatte: Sie habe ihm das Portemonnaie vor der Nase wedelnd, rückwärts lockend weggetragen, und er sei mit bis zu den Füßen runtergelassener Hose hinter ihr hergehüpft. Aber wo war die Brieftasche, und wo war vor allem Cocos Handtasche, wo? Es war doch der Freier, der lustig pfeifend und die Handtasche schlenkernd durch die Straße paradiert war. Coco mit halb verlorenem Unterhöschen, schreiend und keifend war hinterhergestöckelt.

Niederlagen und Erniedrigungen wollten sie sich eigentlich nicht mehr gestehen, und doch hackte jede auf der anderen herum. Verwischtes Make-up, Schläge, kaschierte Tränen und Wunden, den Gang krümmendes Scheidenbrennen, gestohlene Handtaschen: Sie wussten genau, was bei der anderen gerade geschah. Sie gaben sich hin und quälten sich gegenseitig. Kränkung der Freier und Kränkung der Freundin; beides war schön. Sie trösteten sich verlogen und wärmten sich am Elend der Freundin, bis es nicht mehr auszuhalten war und Mitleid sie überschwemmte. Jede konnte sich darauf verlassen, am Schluss kam das immer. Sie waren beste Freundinnen.

Wenn sie zu zweit eingeladen wurden, fand jede die andere zum Kotzen. Wenn sie richtig auf den Strich gingen, mieden sich Coco und

Maribelle peinlichst, denn sonst gerieten sie sich in die Wolle wegen nichts. Und doch waren sie sich auch dann immer nahe. So kam es, dass Coco wegen Maribelle mit dem Leben und zwei Narben davonkam.

Die erste Narbe zierte den linken Ellbogen und sah aus wie einer der wüst operierten Spritzenabszesse. Sie stammte von einer Vereiterung nach einer Verletzung durch Maribelles Fingernägel und stempelte Coco zur Fixerin, welche sie nie war.

Die andere Narbe zog sich rechts über den Hals bis zum Ohr. Ein Freier war mit seinem Messer bewusstlos abgerutscht, als ihm Maribelle einen Stock auf dem Schädel zerschlug. Coco verdeckte seither die rechte Seite, trug ihre Haare halblang und ungleich gescheitelt. In guten Zeiten dankte Coco, Maribelle habe ihr damals das Leben gerettet. Das war auch die Version für die Polizei.

Als sie später einmal besonders unbeherrscht stritten, schälte sich aber eine ganz andere Variante aus dem wütenden Hin und Her. Coco hatte von diesem Freier eine volle Tonne bekommen; na ja, vielleicht war es in Wirklichkeit auch nur ein halber Tausender. Also für dieses Geld sollte sie sich ein bisschen Angst machen und quälen lassen. Er hatte ihre Hände mit seinem Gurt auf den Rücken gefesselt; die Hose sei ihm darauf heruntergerutscht. Wie er so mit schlaffem Glied, die Hosen an den Knien gespannt, breitbeinig dastand, musste Coco lachen. Er würgte sie darauf zum Schein ein bisschen. Aber er stand ihm immer noch nicht. Um ihn fertig zu machen, wollte ihm Coco schon einen runterlutschen, aber er habe ihr fast bettelnd noch einmal eine halbe Tonne spendiert, schwor Coco gegenüber Maribelle, wenn er ihr mit dem Messer die Kleider wegschneiden dürfe. Wie der Mann so vor ihr auf den Knien schnaufend mit dem Textil kämpfte, hätte sie beinah wieder gelacht. Erst als sie panisch geschrien hätte, wie echt, sei es ihm gekommen, eben in dem Moment, als Maribelle ihm den Schädel

einschlug. Maribelle fand diese Fassung sehr einleuchtend, da ein Vergewaltiger wohl nicht ausgerechnet auf ihren üblichen Bumsplatz gefahren wäre. Der unbescholtene Familienvater beteuerte vergeblich seine Unschuld, als er nach Wochen wieder zu Bewusstsein kam. Er würde so etwas nie wirklich machen, das wäre unmöglich. Auch wenn er sich an rein gar nichts erinnern könne, sei er sich da ganz sicher.

Immer wieder versuchten sie, clean zu werden. Um den Affen zu überstehen, besorgten sich die beiden Frauen Medis; die Heroin-Entzugsbeschwerden ließen sich mit Rohypnol oder Seresta besser ertragen. Weil sie jeweils doch bald wieder Freundschaft mit Sugar schlossen, begann auch das Elend mit dem Affen wieder. Wieder mussten Rohyps oder sonstige Medis her. Ein Tag ohne Sugar schien ein suchtfreier Tag, also wurden die Tage mit Medis häufiger und häufiger. Mit Benzos ging's auch ohne Heroin, also: «Wo gibt's Medis, wer hat Rohyps.»

Meist waren jetzt beide Frauen auf Benzos, oder sie nahmen wenigstens nur selten Heroin. Wegen Medis mussten sie nicht auf den Strich, denn Medis waren leicht zu beschaffen. Mit Medis konnten sie auch kaum anschaffen: Denn erstens bist du mit Rohyps in der Birne so hohl, dass deine Läden ständig runterfallen; du kannst nur noch die miesesten Typen anmachen, wirst von diesen auch noch gelinkt und merkst es vielleicht nicht einmal. Gut ist dann nur, dass du überhaupt kaum noch etwas merkst von all der Scheiße! Und bei Zweitens kommt man unter Rohypnol gar nicht mehr an, weil das Zweitens hinter dem Zeithorizont von zehn Sekunden vergessen geht.

Maribelle ging meist unter falschem Namen zu den Ärzten. Wenn sie sauer war, gab sie den gerade von Coco benutzten Alibinamen an. Wenn Coco dann zum selben Arzt kam, merkte der meist aufgrund der Krankengeschichte, dass irgendetwas faul war. Peinlich für Coco.

Manche Ärzte waren sehr großzügig mit Medikamenten und Rezepten. Einige wollten einfach Bares, und dann gab es eigentlich alles. Andere wollten die beiden Medi-Schnorrerinnen bloß schnellstmöglich wieder aus der Praxis haben. Und das war im Tausch gegen ein Rezept am einfachsten zu haben. Gelegentlich gab es auch die mit den anzüglichen Angeboten. Die meisten Ärzte aber waren sture, saubere Blödmänner, bei denen nichts zu holen war.

Eines Tages machte Maribelle einen Arzt ausfindig, der war wirklich das Größte. In seiner Mischung aus Gutmütigkeit, Berechnung und allabendlichem Alkohol merkte dieser Dr. Müller gar nicht mehr, dass er viel zu weit ging. Vielleicht war es ihm auch egal. Zu Coco soll er einmal bemerkt haben, er mache das nur gegen alle seine aufgeblasenen Standeskollegen. Dr. Müller versorgte bald die halbe Szene der Stadt. Coco und Maribelle wurden regelrecht seine Arztgehilfinnen. Manchmal kamen sogar noch echte Patienten. Einige störte der merkwürdige neue Betrieb in der Praxis nicht einmal sichtlich. Sie liebten ihren Dr. Müller von früher, weil Ohne-ihn-wäre-ich-doch-damals ...

Die beiden Freundinnen machten bald alles für ihren Doktor: Büroarbeiten, Buchhaltung, Medikamentenausgabe, sie trösteten Patienten, das heißt ihre Kolleginnen und Kollegen von der Gasse. Auch äußerlich wuchsen sie in ihre Rolle hinein. Sie warnten ihren Doktor vor linken Kunden, und sie sorgten für eine gewisse Ordnung. Die Wohnung des Doktors war im selben Haus wie die Praxis, auf demselben Stockwerk gegenüber. Dr. Müller war seit zwei Jahren verwitwet. Coco und Maribelle wohnten auch bei ihm. Sie kochten, putzten die Wohnung und die Praxis und waren lieb mit ihrem Papi Müller. Fast ein Jahr waren sie bei ihm, und sie hatten es alle fast richtig gut, quasi ein geregeltes Leben. Obwohl sie beliebig Stoff hatten und

sich aus der Apotheke der Praxis nehmen konnten, was und wie viel sie wollten, schluckten beide meist eine gleichbleibende Dosis Methadon. Nur gelegentlich spritzte sich Maribelle etwas Methadon und Morphin. Rohyps nahmen sie sogar zum Schlafen immer weniger.

Eines Tages kam der Typ von der Ärztesgesellschaft. Der setzte sich einfach ins Wartezimmer und schaute sich um. Coco vermutete einen der treuen Patienten von früher und hieß ihn eine Stunde auf den Doktor zu warten oder, noch besser, dann wiederzukommen. Sie ging sofort Papi Müller wecken, der noch mit Maribelle schlief. Der Vertrauensmann der Ärzte war sehr freundlich, aber bestimmt. Er habe viel Schlimmeres erwartet, eigentlich, aber die Klagen von Kollegen seien zu häufig und es gäbe wohl auch Beweise für schwere Verstöße. Es sei wohl besser, Müller gäbe seine Praxis freiwillig auf, denn andernfalls würde die Sache wohl über den Kantonsarzt und die Strafverfolgungsbehörden laufen.

Papi Müller zeigte sich nicht traurig und lud seine Helferinnen zum Abschied dick zum Essen ein. Er stellte ihnen frei, einen großen Vorrat Methadon mitzunehmen; er könnte ihnen auch bei einem Kollegen einen Methadonplatz verschaffen. Überhaupt war Papi Müller mit den von ihm abhängigen Dauerkunden sehr lieb und versuchte, niemanden hängen zu lassen.

«Es soll niemand für meinen Übermut büßen», meinte er augenzwinkernd.

Coco lebte noch eine Weile mit Papi Müller. Maribelle ging für einen Sommer in den Süden. Im Herbst begann sie, zurück in der Stadt, nach einem kurzen Absturz, ein regelrechtes Methadonprogramm und wurde Verkäuferin in einem Warenhaus.

Am Wochenende aber musste etwas gehen. Auf einer ihrer Sumpftouren lernten Coco und Maribelle den Carlo kennen. Das erste

Mal war sein Motorrad groß genug für alle drei, dann entbrannte der alte Kampf zwischen den beiden Frauen. Dieses eine Mal gewann Maribelle. Sie wurde schwanger.

Carlo brauchte Maribelle dringend, und das tat Maribelle gut.

Coco dagegen war kinderlos mit Bruno verheiratet. Er war ein Motorradkollege von Carlo, hatte einen erfolgreich aussehenden Bierbauch, ein eigenes Geschäft für Zubehör und eine Werkstatt mit drei Mechanikern. Coco hütete den Laden, wenn Bruno wegmusste für Besorgungen oder sonst geschäftlich. Im Übrigen genoss sie ein faules Leben und spielte die schicke Dame mit reichem Dummchen. Mancher junge Bursche kam vor allem ihretwegen in den Töff-Laden – in der scheinbar berechtigten Hoffnung, er könnte Coco bald an die Wäsche. Bruno kochte vor Eifersucht, schwieg aber im Geschäftsinteresse. Ein gefahrloses Spiel?

Nur einmal schlug Bruno seine Frau, als er merkte, dass sie einen Kunden linkte. Dieser hatte eine Verschalung und einen speziellen Tank gekauft und dabei bei Coco gescharrt, geschmachtet und scharwenzelt. Beim Kassieren blickte sie ihm suchend tief in die Augen; ihr Lächeln schien viel versprechend, aber Coco hatte schon alles bekommen, was sie wollte. Zärtlich hatte sie dem Kunden glatt eine halbe Tonne zu wenig Rückgeld in die Hand gezählt. Bruno musste sich nicht nur beim Kunden, sondern auch bei Coco entschuldigen, wenn er beide behalten wollte.

Nach der Geburt ihres Manuело häuften sich die Probleme Maribelles wieder. Manuело war nicht HIV-infiziert. Er war so weit gesund, aber ein Kind, welches jede Mutter überfordert hätte. Er beschrie das Elend der Welt andauernd, nur durch kurzen, fast narkotischen Schlaf unterbrochen. Nach stundenlangem Säuglingsgeschrei entlud Carlo seine Spannungen und verprügelte Maribelle oft. Manchmal retteten

sich die beiden, indem sie Manuelo bei seiner Großmutter deponierten und sich ein Weekend oder schönen Abend gönnten. Meist gelang aber nur Carlo die Flucht, und er verschwand tagelang auf dem Motorrad. Maribelle war mit den Nerven völlig fertig. Sie warf wieder vermehrt Benzos ein und war meist entsprechend benommen. Mit den Läden unten, halb eingeknickten Knien im Stehen schlafend, merkte sie nicht, wenn das Wasser in der Küche für die Schoppenflaschen von Manuelo zu sieden begann. So war die Zeit nach der Geburt ihres ersten Kindes. Nach der Geburt des zweiten Kindes wollte Maribelle sich weigern, ohne Gummi mit ihrem Gatten zu schlafen. Sie wollte nicht schuld daran sein, dass ihre Kinder auch noch den Vater verlieren müssten. Carlo nannte das dummes Zeug und Doktorgeschwätz. Er wolle nicht dökterlen, sondern bumsen, und zwar richtig. Dann nahm er sich sein eheliches Recht mit aller Kraft, und Maribelle wusste unter wirklichen Tränen nicht mehr, was für Gefühle sie eigentlich hatte.

Bei ihrer nächsten Weigerung schlug Carlo sie mit der flachen Hand so, dass sie in eine Zimmerecke flog, und kündigte ihr an, dass ihre Freundin Coco nicht so zickig täte, wenn er jetzt zu ihr ginge. Maribelle rutschte zu ihrem Carlo und bat ihn, bitte, bitte zu bleiben. Sie fingerte am Hosenladen seiner Ledermontur und ließ auch nicht ab, als er sie an den Haaren packte und erneut schlug. Wenn sie endlich mit dem Geschlecke fertig sei, werde er doch noch zu der Coco gehen, denn er sei ein Mann und brauche «the real stuff», und zwar pur. Nach der Fellatio blieb Carlo dann doch zu Hause und ließ sich volllaufen und von Maribelle bedienen.

Am nächsten Tag bestätigte ihr der Doktor, dass Oralverkehr wahrscheinlich nicht sehr ansteckend sei bei Aids, aber sicher könne sie nicht sein. Er griff in die Schublade und legte ihr wieder einmal ein Gummi-Muster der Aids-Hilfe auf den Tisch.

Als Bruno den Freund mit seiner Frau Coco im Bett erwischte, meinte Carlo nackt aus dem Bett heraus, dass es so etwas halt gebe: «Da kann man gar nichts machen.»

Bruno weinte. Und bevor er die Türe zuknallte, rief er aus, das wolle man einmal sehen, ob man da nichts machen könne!

Gegen Coco konnte Bruno nichts ausrichten. Coco hatte Bruno voll in der Hand und wickelte ihn immer wieder so um den Finger, wie sie wollte. Aber Carlo erhielt zwei Monate später eine Vorladung der Bezirksanwaltschaft zur Einvernahme.

Bruno hatte Anzeige erstattet – wegen Gefährdung des Lebens. Der Staat untersuchte von Amtes wegen, ob er gegen Carlo Batti klagen müsse, weil er als Gatte der aidskranken Maribelle, geborenen Nobs, den Erreger weitergeben könnte und so das befreundete Ehepaar Bruno und Margot Pitsch-Tanner an Leib und Leben gefährden könne.

Carlo sagte dem Bezirksanwalt, was er von Bruno hielt, und dass Bruno ja nur aus Rache eine solche Geschichte mache. Und wenn der Bruno aidspositiv sei, was er nicht glaube, dann könne das ja nur von der Coco kommen, weil er, der Carlo, sei nicht angesteckt, er habe eben erst einen Test gemacht beim Arzt seiner Frau, da könne der Herr Bezirksanwalt ruhig nachfragen. Das tat dieser auch.

Mit einer schriftlichen Erklärung zur Befreiung vom ärztlichen Berufsgeheimnis durch Carlo Batti und einem umfangreichen Fragenkatalog wollte die Bezirksanwaltschaft von mir als Maribelles Arzt Auskunft über: erstens den HIV- und Gesundheitsstatus der einzelnen Familienmitglieder Batti-Nobs, auch der Kinder, zweitens über das Sexualleben und die Sexpraktiken des Ehepaares, so weit sie dem verehrten Herrn Doktor bekannt seien, drittens über die Wahrscheinlichkeit einer Virusübertragung, den Informationsstand und Informationszeitpunkt, wahrscheinlichen Infektionszeitpunkt der

einzelnen Familienmitglieder und viertens endlich über Drogenkonsum des Verdächtigten und seiner Gattin.

Ich bestätigte den negativen HIV-Status von Carlo Batti und verweigerte weitere Auskünfte mit ausgesuchter Höflichkeit und mit Berufung auf mein ärztliches Berufsgeheimnis. Ich schrieb der Bezirksanwaltschaft, dass ich mich nicht an Hexenjagden beteiligen würde. Auch für die Volksgesundheit würden Gefahren so nicht gebannt, sondern eher heraufbeschworen. Meine Patientin hatte keinen Grund, mir zu erlauben, der geschätzten Bezirksanwaltschaft Auskunft zu erteilen. Die Strafuntersuchung gegen ihren Gatten Carlo Batti grenze zudem meines Erachtens an inquisitorisches Gehabe und Amtsmissbrauch.

Durch die verleumderischen Äußerungen des gekränkten Bruno Pitsch war die ganze Familie Batti-Nobs in schwere Bedrängnis geraten.

Bruno hatte seine Anzeige gegen Carlo auf der Polizeiwache des Stadtviertels erstattet. Der aufnehmende Beamte war zufällig auch Vater eines Kindes im Kindergarten von Manuelo. Dieser Polizist und Vater verbot seiner Tochter sofort den Umgang mit Manuelo und den weiteren Besuch des Kindergartens, solange dieses Aidskind sich noch dort befände. Schon am Nachmittag meldeten drei verängstigte Mütter ihre Kinder vorläufig ab, und tags darauf blieben noch einmal vier Kinder mehr dem Kindergarten fern. Die Kindergartenkommission und die Elterngruppe der Kirchgemeinde organisierten sofort einen beruhigenden Informations- und Ausspracheabend, welcher in der Quartierzeitung lobend erwähnt wurde, wobei der Klatsch als Fall des armen Kindes (alle Namen der Redaktion bekannt) abgehandelt werden konnte. Maribelles Familie kam so erst recht ins Gerede. Der offiziell allgemein gegen Diskriminierung entrüstete Ton beschützte sie nur vordergründig.

«Uns lässt man nie in Ruhe», hatte Carlo Batti am Telefon ausgerufen. Er hatte Hilfe von Autoritäten immer als Vor- oder Nachspiel von großem Unheil erlebt. Der Doktor war eine solche Autoritätsperson, ob ich nun wollte oder nicht. Und das Unheil nahte.

Am dritten Tag von Maribelles Veränderung fiel es mir endlich wie Schuppen von Augen. Die Patientin beschwor mich eben wieder, ich könne alles von ihr haben, verzog ihr Ohrfeigen-Gesicht und machte tatsächlich eine anzügliche Geste.

«Stirnhirrig, natürlich stirnhirrig und nicht Drogen», dachte ich und schlug mir wirklich mit meiner flachen Hand eben dorthin. Ich hieß meine Patientin, sich zu beruhigen. Sie musste die Augen schließen, die Hände flach gestreckt vorhalten und an Ort und Stelle treten: die rechte Hand begann, etwas einzudrehen, zu wanken, und fühlte sich schwerer an. Dann musste meine Patientin so schnell wie möglich beide Hände hin- und herdrehen: Die rechte Hand rotierte deutlich langsamer und ungeschickter. Darauf untersuchte ich mit einer kleinen, in eine Optik eingebauten Lampe die Augen: Mit einer Hand hielt ich das Instrument vor mein Auge, mit der freien Hand fasste ich sie um den Hinterkopf und kam ganz nah an sie heran. Wir hielten beide den Atem an, als ich den Augenhintergrund absuchte. Ich sah keine Besonderheit, aber ich war mir trotzdem fast sicher. Und tatsächlich zeigten sich in der Computertomografie «zwei große Abszesse im Stirnhirn, ein Herd reicht bis an die motorischen Areale, aspektmäßig Toxoplasmose wahrscheinlich». Ich hätt' es doch früher merken müssen!

Maribelle ging an den Zerstörungen durch die einzelligen Tierchen in ihrem Kopf zugrunde. Die Lähmung griff rasch auf das Gesicht und das rechte Bein über; wenig später konnte sie nicht mehr aufstehen, und bald konnte sie weder Stuhl noch Urin halten.

Maribelle nahm keine betäubenden Medikamente mehr. Trotzdem legte sich ihre ein Leben andauernde Aufregung und Angst, endlich. Bei meinen Hausbesuchen blickte mir die intakte Gesichtshälfte ruhig und fast zufrieden entgegen. Die beste Freundin und Rivalin pflegte Maribelle. Coco hatte sogar Bruno verlassen und war zu ihr und Carlo gezogen. Carlo musste zwar immer wieder dem Krankenzimmer und den beiden Weibern entfliehen, aber viel mehr als früher kümmerte er sich um die Kinder, brachte sie zu den Großeltern und holte sie auch wieder nach Hause. Und als ihn Coco darum bat, erledigte er Einkäufe und einmal sogar den Abwasch. Coco musste Maribelle versprechen, dass sie für die Kinder und Carlo sorgen werde. Coco umarmte Maribelle und weinte.

Maribelle konnte bald auch nicht mehr sprechen. Bei einer meiner Visiten fiel ihr der Joint aus dem Mund. Als ich ihn aufhob und ihr in den Mund zurückschob, machte sie ironisch lächelnd eine Geste, ob ich nicht auch wolle, sollte das wohl heißen, und wir grinsten beide. Das war Maribelles letztes hilflos lahmes Zeichen für mich. Die fortschreitende Hirnvereiterung schläfernte sie ein. Als Maribelle starb, jammerte Carlo und streichelte sie noch lange. Coco hatte den Doktor gerufen und ich stellte den Totenschein mit Durchschlag aus. Ich band der Toten den Kiefer mit einer elastischen Binde fest und putzte ihr den frischen und den vertrockneten Speichel aus dem Gesicht. Ich strich ihr die mit Henna gefärbten Haare zurecht und deckte sie bis zum Hals mit frischem Leinen zu. Meine Bewegungen waren bedächtig. Ich liebte diese letzten Dienste an meinen Patienten fast ein wenig. Abschied zu nehmen, war mir immer wichtig.

Sucht, Seuche und Siechtum

Die Wörter suchen, aufsuchen, besuchen, versuchen, nachsuchen, ersuchen entstanden nicht aus demselben Stamm wie Sucht und Siechtum. Sie sind eher mit der Gerichtssache oder dem englischen «seek» verwandt. Trotzdem leuchtet das andere Wort in der Versuchung und der verzweifelten Suche schon fast mehr als nur klanglich auf, und es blitzt und donnert fast im Versucher, dem Teufel Lucifer. Aber Sucht meint vielleicht auch alles, was saugt und aussaugt. Siechtum und Sucht standen im Gegensatz zum Heil und Heiligen.

Das Schlechte und Böse in den Wörtern Sucht, Seuche und Siechtum durchdringt noch heute die meisten Verwendungen.

Ich stand am Rand der Straße auf der ein nie enden wollender Zug von elenden, todgeweihten Gestalten vorüberzog. An die meisten Opfer der Heroin- und Aids-Epidemie kann ich mich nicht mehr einzeln erinnern, nur an die Masse, an die Länge des Zuges, der irgendwo sich gesammelt hatte und auf der Straße über die nächsten Hügel zog und dahinter noch als schwarzer Wurm wieder sichtbar wurde, bis er am Horizont verschwand.

Das Vergessen ist peinlich, aber es lindert auch den Schmerz. Du kannst dich an die meisten Menschen nicht mehr erinnern, aber manchmal siehst du wieder ein Gesicht, den Jungen mit seinem leuchtend roten Ball unter dem Arm, ein Mädchen im rosaroten Chiffonröckchen, die schöne Frau, welche dich mit stolzen Augen anblickt, sodass du dich unter Rechtfertigungsdruck fühlst, oder den Mann mit dem hemmungslos einfältigen Lachen und den anderen, dessen Lachen eine mutige Entschlossenheit auszudrücken scheint, welche allen Umständen Hohn spricht.

Das Elend, die Angst, die Verzweiflung und Panik äußerte sich kaum je durch Schreie. Der Zug des Grauens und der Seuche schlurfte meist

schweigend durch den Dreck und raschelnd durch die im Herbst heruntergefallenen Blätter der alten Ahornbäume mit ihren fleckig grauen hohen Stämmen, vorbei an den Denkmälern vergangener Sänger und Geschichten von bürgerlichem Sonntagsglück.

Wir standen alle am Rande und schauten zu. Nun, viele versuchten wegzuschauen. Und ich weiß auch nicht, welche Bilder, Eindrücke und Erinnerungen sich bei anderen Zuschauern erhalten haben.

Ich schlenderte mit meinem angeleiteten Hund durch den Platzspitzpark. Er lupfte das Bein und markierte Steinsockel, Laternenpfähle und niedrige Büsche. Beim dunkelgrünen bronzenen Hirsch mit dem nicht mehr blutrot gefärbten Auge kreiste er mehrmals um sich selbst, sodass ich schon ein größeres Geschäft erwartete und einen Robidog-Sack bereit machte. Ein größerer, zum Spielen aufgelegter, freilaufender Rassehund störte meinen Mischling.

Und so setzte ich mich auf die Marmorbank mit der Sängerstatuette. Der Hund legte sich auf eine warme Steinstufe und die Schnauze auf seine Pfoten. Ich blinzelte in Richtung Sonne und döste halbwegs.

Neben mir saß niemand. Trotzdem sah ich den Typen ganz deutlich. Immer hier hatte er doch gesessen. Gefühlte Stunden lang stocherte er auf der Suche nach einer intakten Vene mit Spritze und Nadel blutig in der Leiste herum, auf stumme Weise stöhnend, in aller Öffentlichkeit intim und quälend, scheinbar vergeblich.

Nein, nein, da war niemand neben mir auf der Bank. Das unhörbare Gespenst der Sängerbank war sicher schon lange tot.

Udo blieb ein Leben lang allein. Er hatte keinen Onkel, keine Tante oder Großeltern mehr; Vater und Mutter waren sowieso schon lange tot; da war einfach niemand. Seine Freunde und Kollegen um ihn herum starben an Gelbsucht, Aids und an Überdosis; sie fixten sich zu Tode oder sprangen am Morgen in der Früh, als er eben aus dem Haus wollte,

aus dem Fenster im elften Stock und fielen ihm vor die Füße. Udo nahm Heroin, Methadon, und dann nahm er zehn Jahre lang rein gar nichts. Verdrossen schritt er durch sein Leben und ertrug die Muskelschmerzen, bis er mir erlaubte, ihm Buprenorphin, Subutex, ein mildes Opioid, zu geben. Udo lebt von der Invalidenrente. Seit seiner Kindheit hat er eine Halbseitenlähmung. Die Behinderung ist immer diskreter geworden, und ein ungeschultes Auge nimmt diese kaum noch wahr.

Monate bevor endlich die ersten regulären Hilfseinrichtungen für Drogenabhängige und Tagesstrukturen ihre Pforten öffneten, veranstalteten wir eine Wanderung auf der Rigi: mit dem gecharterten Reisebus nach Küssnacht am Vierwaldstättersee, mit dem Schiff nach Vitznau, mit der Bahn auf die Rigi Kaltbad-First. Köbi, Lisa, Erwin, René, Udo, Yvonne und noch einige andere meiner Methadonpatienten waren mitgekommen. Außer Udo sind alle schon lange tot – wegen Aids.

Tapfer wanderten alle mehr als drei Stunden auf dem hohen Berg zur Seilbahnstation Scheidegg. Der große Köbi war schon damals gezeichnet von der Krankheit. Udo und René wechselten sich ab und trugen immer wieder unseren noch kleinen Sohn. Köbi wollte auch tragen, aber seine fahrigten Bewegungsstörungen erschreckten den kleinen Jungen, und er ließ es nicht zu. Köbi hatte mehrere Toxoplasmose-Abszesse im Gehirn; winzige einzellige Tierchen hatten durch die Immunschwäche in seinem Körper eine schaurige parasitäre Nische zum Leben gefunden.

Ich hatte damit gerechnet, dass wir für die Wanderung länger brauchen würden als üblich. Dass wir mehr als die doppelte Zeit brauchten, überraschte mich dann aber schon. Nicht nur für Köbi war es an der Grenze des Machbaren.

Seine offensichtliche, rasch fortschreitende Nervenkrankheit erschreckte nicht nur unseren kleinen Sohn, sondern Köbis ganzen Bekanntenkreis. Lisa, Köbis Gefährtin überlebte ihn kaum ein Jahr. Auch René starb an Aids bevor die hochwirksamen Kombinationsbehandlungen verfügbar waren.

Yvonne wurde zuerst mit Retrovir allein, dann mit einer Zweierkombination und später mit einer Dreierkombination von Virostatica behandelt. Durch diesen zögerlichen Behandlungsbeginn sammelten sich in ihrem Körper gegen die Medikamente unempfindliche, resistente HI-Viren. Yvonne erkrankte an einer atypischen Lungenentzündung: *Pneumocystis carinii* verursachen zähen glasigen Schleim, der fast nicht abgehustet werden kann.

Der Tag, an dem Yvonne starb, ist mir in trauriger, fester Erinnerung geblieben. Ich war mit einem Gast aus Holland ins Klöntal gefahren. Sie hatte noch nie Berge gesehen. Schon am Eingang des Tals brach der Natel-Empfang ab; ich realisierte nur noch, dass Yvonne anzurufen versucht hatte. Die Berge sahen wir an diesem trüben Tag vor Weihnachten nicht. Nebel hing bis tief hinunter an den eisigen, schroffen Felswänden.

Am Ende des Tals, in einer einsamen Telefonkabine, die trotz klirrender Kälte so typisch metallisch und nach abgestandenem Zigarettenrauch stank, konnte ich endlich den Rückruf machen. Meine Patientin bekam kaum Luft. HIV und Nebenwirkungen der gegen die Viren eingesetzten Medikamente hatten den Blutdruck im Lungenkreislauf gefährlich erhöht. Wir wussten beide, dass ihr Ende nahe war. Sie war am Ersticken. Ich konnte ihr nicht helfen. Weit weg und doch ganz nah war ihr Röcheln überdeutlich und das, was sie sagen wollte, kaum noch verständlich. Eine Stunde später ist sie gestorben.

Erwin starb nicht direkt an Aids. Seine Dreierkombinationen mussten zwar mehrmals angepasst werden, blieben aber einigermaßen wirksam. Abgesehen von Medikamenten gegen HIV und einer hohen Dosis Methadon brauchte er eine ganze Reihe weiterer lebenswichtiger Substanzen. Sein Herzrhythmus wurde durch das Zusammenspiel von Veranlagung, Hepatitis C und Medikamenten inklusive Methadon tödlich gestört.

Den letzten Todesfall durch Aids erlebten wir dreißig Jahre nach Beginn der Epidemie. Die lebensmüde Biljana hatte ihre Medikamente immer wieder unregelmäßig oder gar nicht eingenommen. Sie züchtete in ihrem ungenügend behandelten Körper regelrecht resistente HIV-Viren. Am meisten litt sie unter Hefepilzen, welche alle Körperöffnungen und die damit verbunden Höhlen mit ihrem Mycel überwucherten, ein klebriger weißer Film. Nicht nur die HIV, nein, auch die Candida-Pilze wurden resistent gegen die eingesetzten Medikamente. Ein jahrelanges doch noch nicht ganz und dann doch noch Sterben, fast eine Art Suizid in Raten, quälte die große, sich ausdauernd kümmernde Familie.

Was kann man tun gegen solches Grauen?

«Was tun?», ist immer die Frage; die Hilflosigkeit aushalten, ist oft die Antwort.

Das Leid begegnet jedem Allgemeinarzt jeden Tag in einem Übermaß, dem er mit keiner Empathie und keiner Therapie gerecht werden kann.

Normale Menschen mit Methadon

Wie selten Opioidabhängige dauerhaft abstinent werden können, wussten wir Ende der Achtzigerjahre noch nicht sicher, aber wir konnten es bereits vermuten. Vordringlich war es, unseren Patienten sofort wirksame Möglichkeiten anzubieten, ein lebensgefährliches Verhalten zu vermeiden. Mit Methadon gelang und gelingt dies noch heute am besten. Unter Methadon muss der Süchtige nicht mehr Tag und Nacht dem Heroin nachrennen.

Methadon wirkt gleich wie Morphin und Heroin, aber die Wirkdauer im Körper ist meist viel länger. Die Wirkung ist Tag und Nacht fast gleich stark. Methadon ist langweilig. Die meisten opioidabhängigen Menschen müssen nur einmal pro Tag Methadon nehmen, dann ist ihr Opioidhunger gestillt. Aber Methadon verhält sich nicht bei allen Menschen so.

Mit Methadon ist ein normales Leben möglich.

Das Gewicht der normalen Leben prägt die reale Geschichte. Die schillernden Ausnahmen werden erst auf dem Hintergrund des Normalen zu etwas Besonderem. Ohne dass ich es will, erzählt auch mein Buch vor allem Besonderheiten.

Die vielen, mit Methadon normal lebenden Menschen sind die wahren Helden: die Hausfrauen, die ihr Leben bewältigen und für ihre Familien da sind; der allein erziehende Vater; die Flachmalerin, die ihre alkoholranke Freundin viele Jahre lang ertrug und vor Schlimmerem bewahrte; der Vater und sein Sohn, die beide um punkt sechs Uhr frühmorgens als Erste im ZokL1 ihre Tagesration Methadon holen kamen, um nachher an der Ecke Hohlstraße und Seebahnstraße ihre Tagelöhner aufzugabeln und ihr Tagwerk als kleine Bauunternehmer für Akkordarbeit zu bewältigen; der Student, der unter Methadon Jus studierte und Bezirksanwalt wurde; die Laborantin, der

Spielzeugverkäufer, die Fischverkäuferin, der Wartungsarbeiter, der IT-Fachmann, der Immobilienhändler, der Teppichhändler, der Bankier, die Buchhalterin, die Lehrerin, die Fachfrau für Gesundheit, die Putzfrau, der Kellner, die Hundesitterin, die Geschäftsfrau, der Koch ...

«Methadon ist künstlich. Ich bin Vegetarier, ich nehme nur natürliche Drogen. Ich rauche Tabak oder Hanfgras und nehme nur Heroin; Methadon macht mich krank!»

Manchmal weigerten sich gerade die verwahrlochtesten Junkies, Methadon zu nehmen. Was unsere Patienten zu Gesundheit und gesundem Verhalten denken, die persönlichen Konstrukte unserer Kundschaft, sind für uns Ärzte oft nur schwer auszuhalten. Es kann entscheidend helfen, die Meinung des Patienten zu verstehen, und es ist sicher nicht nur technisch wichtig.

Pepe

Pepe war ein stattlicher Mann mit halblangen silbrigen Locken, ein sanfter Mann, wie man ihn bei den Conversos aus Spanien und Südamerika, aber auch bei den Paschtunen in Afghanistan finden kann. Tatsächlich war Pepe Ende der Sechzigerjahre in Afghanistan gewesen. Er hatte auch lange Zeit in Indien gelebt. In Asien war er opium- und heroinsüchtig geworden. Er erkrankte an Gelbsucht und Typhus. Gesund sei er erst wieder geworden, als er begonnen habe, täglich seinen Urin zu trinken. Ja, das müsse ich ihm glauben, deswegen sei er so gesund, beteuerte er.

In seinem Atelier arbeitete Pepe an Figuren mit wunderschönen, verschlungenen Symmetrien, den ganzen Tag, freihändig mit einem uralten Zahnarztbohrer; eine enorme Konzentrationsleistung. Leider hatte ich kein Geld und habe keine Plastik von ihm erworben.

Pepe brauchte immer mehr Methadon. Ich habe die Logik dahinter zeit seines Lebens nicht verstanden. Noch hatte ich nirgendwo lesen können, dass eine Tagesdosis von mehr als hundert Milligramm Methadon verantwortet werden kann. Dass er seinen Urin trank und damit einen Teil seines Methadons rezyklierte, hat mich auch nicht gerade ermuntert, seine Dosis immer weiter zu erhöhen. Zudem waren seine Leberwerte sehr schlecht. Pepe hatte keine HIV-Infektion, aber er hatte aus seiner Zeit in Indien chronische Hepatitis B und eine Leberzirrhose.

Pepe starb an Leberkrebs. Zögernd hatte ich die Dosis doch noch auf mehr als hundert Milligramm pro Tag erhöht. Aber noch an seinem letzten Lebtage klagte er, dass ich ihm zu wenig Methadon gäbe.

Seine Leberkrankheit hatte mir den Blick verstellt, und in den Medizinbüchern konnte ich noch keine Hinweise oder gar vernünftige Anweisungen zum Problem finden. Pepe war wohl ein «schneller

Metabolisierer» von Methadon gewesen. Schnelles Metabolisieren ist angeboren. Trotz Leberzirrhose und Leberversagen hat Pepes Leber Methadon immer sehr schnell abgebaut. Pepe war jeden Tag viele Stunden auf Entzug. Sein Leiden hat mich noch lange beschäftigt, auch, als ich es später begriffen hatte.

Michael und Max

Michael Zahnlückenfratze lachte, auch wenn er ernst war. Er war ein zu groß geratenes Kind.

Michaels Mutter hatte Kinder aus verschiedenen Männerbeziehungen. Sie hatte ihn schon früh mit Alkohol und Medikamenten ruhiggestellt, wenn sie Männer nach Hause brachte, und schon als Kind wusste er, dass Cannabistee mit Zucker mehr als nur gut schmeckte.

Michael kannte nur ein unstetes Leben. Er nahm sich, was er konnte, wenn es denn einmal etwas zu nehmen gab. Seine Mutter hatte ihm nicht nur eine verwahrloste Kindheit und Jugend, sondern auch eine extreme genetische Veranlagung beschert: Er schied Methadon mit einer Halbwertszeit von anderthalb Stunden aus!

Michael war nicht nur ein extrem schneller Methadonmetabolisierer, er war auch ein leidenschaftlicher Methadonfixer. Es war schon um die Jahrtausendwende; er hätte in einer ärztlich kontrollierten Abgabepoliklinik auch Heroin erhalten können. Aber Michael meinte, im Unterschied zu allen anderen Junkies: «Methadon ist viel geiler als Heroin.»

Er kannte keine Risiken; er spritzte sich Methadon in die Venen. Aber das macht die Venen noch schneller kaputt als Heroifixen.

Michael kam zwei- oder gar dreimal am Tag in unsere Praxis. Hinter der Sichtblende ließ er seine Hosen runter, setzte sich breit strahlend auf den Patientenstuhl und stocherte unter Aufsicht unseres Personals in der Leiste mit der Nadel herum, bis er Blut ansaugen konnte. Dann spritzte er sich zweihundert Milligramm Methadon, zwanzig Milliliter, ein Riesenvolumen. Das war alles schlimm, aber immerhin war es noch ein etwas geringeres Übel als das Fixen auf der Gasse.

Michael hatte Ecthymata in den Leisten und am Hals. Ich war in hohem Maße besorgt. Tatsächlich ist Michael durch seine eitrigen Infektionen

gestorben. Ecthymata sind immer mit Eitererregern infizierte arteriovenöse, schwammartige Netze. Sie lassen sich beim Fixen leicht anstechen. Fast immer haben Junkies mit einem Ecthyma auch eine Herzklappenentzündung, eine Endokarditis. Früher oder später sterben heroinabhängige Injektionsdrogenkonsumenten daran fast immer.

Jahre später sah ich einen anderen besonders schnellen Methadonmetabolisierer. Ich konnte ihn mit zweimal täglich geschluckten Morphin-Retardtabletten befriedigend einstellen. Max hatte denselben Nachnamen. Er war der Halbbruder von Michael. Max kannte seinen Bruder Michael nicht, die beiden hatten sich nie gesehen. Aber ich glaube nicht, dass ich meine ärztliche Schweigepflicht verletzt habe, als ich Max Bilder seines verstorbenen Bruders Michael zeigte.

VSD

In den Achtziger- und Neunzigerjahren war in der deutschsprachigen Schweiz der Verein Schweizerischer Drogenfachleute (VSD) maßgebend. In Liverpool, Amsterdam und Rotterdam lernten wir neue Elemente einer erfolgreichen Drogenpolitik der Schadensminderung kennen und propagierten sie anschließend zu Hause. Unsere Reisen waren nicht nur fachlich informativ und anregend. Viele hatten auch die Angebote von Cannabisprodukten in Amsterdamer Coffee Shops erkundet und bei der Gelegenheit selbst ausprobiert.

Auf der Rückreise im Nachtzug von Amsterdam nach Basel wurde mit Erlebnissen geprahlt. Die Szene ähnelte einem großen Schulausflug von übermütigen Teenagern. Vor dem Einschlafen rauchten einige zusammen noch einen Joint, und aus mehr als einem Abteil drang der charakteristische Geruch von Cannabis in den Gang des Zuges. Vermutlich wären in einigen Koffern illegale Mitbringsel zu finden gewesen. Der Nachtzug mit unserem reservierten Wagen war außen gut sichtbar angeschrieben. Im Badischen Bahnhof in Basel hörte ich beim Aufwachen die Schweizer Zöllner auf dem Bahnsteig: «He, schau mal wer da von Amsterdam kommt: Verein Schweizerischer Drogenfachleute. Haha! Wollen wir die mal gründlich durchsuchen?» Zum Glück haben sie es bleiben lassen. Ein öffentlicher Skandal hätte die ganze schweizerische Drogenpolitik um Jahre zurückwerfen können.

Düdü

Bevor die ersten Mobiltelefone aufkamen, gab es Anfang der Neunzigerjahre Pager. Auf dem Display des kleinen Kästchens leuchtete die Nummer in roten gepunkteten Ziffern auf, die ich zurückrufen sollte. Ich sprang jeweils aus der Straßenbahn, hetzte in die nächste Telefonkabine und rief die Drogenambulanz oder meine Praxis in Altstetten zurück. Theoretisch konnte man mit dem Teil sogar eine Art SMS absetzen, aber das schaffte kaum jemand, so umständlich war das.

Als die Heroinversuche begannen, besaß ich natürlich eines der ersten, wirklich tragbaren und bezahlbaren Handys, ein vielleicht ein Kilogramm schwerer, schwarzer Knochen mit großen Tasten und einer gummiummantelten Antenne. Man hätte das Ding notfalls als Totschläger benutzen können. Das Ding war auch irgendwie zu groß, um es bequem am Gürtel zu tragen, zum Sitzen musste man es auf alle Fälle abnehmen. Der Klingelton ließ im Tramwagen alle Passagiere die Köpfe verdrehen.

«Ja, hör mal, ich bin im Tram! Ich kann jetzt schlecht reden. Was, wie bitte? Nein! Nein! Hör mal, nein, sie darf noch einmal zweihundert Milligramm haben. Wie bitte? Ja, gib ihr noch einmal zweihundert Milligramm Heroin i. v.! Okay? Danke!»

Das ganze Tram starrte mich an. Ich war doch nicht ausgestiegen, alle hatten eh schon mitgehört. Man kannte mich aus den Medien. Es war mir egal, was die Leute dachten, aber vielleicht habe ich die Show auch etwas genossen.

Nach der Jahrtausendwende haben Mobiltelefone und Smartphones zur öffentlichen Unsichtbarkeit des Drogenhandels mehr beigetragen als zuvor die ganze Drogenpolitik.

Es war die Zeit, kurz bevor Handys auch das Leben der Drogendealer vereinfachte. Der Handel musste noch vor Ort vereinbart und abgewickelt werden. Nach der Vertreibung der Drogenszene vom ehemaligen Bahnhof Letten war die Langstraße zum Territorium der hektischen kleinen Kokaindeals geworden. Arme nigerianische Kleinstdealer, *Kügälidealer*, verkauften kleine, in Aluminium verpackte Kugeln von Kokain an die Laufkundschaft. Sie hielten ihre Ware im Mund verborgen, spuckten sie bei Bedarf aus oder verschluckten sie bei Gefahr.

Düdü war ein Romand, ein Welscher, den es schon als Elfjährigen nach Zürich verschlagen hatte. Düdü war der Schweizer Gehmirholmir einer Nigerianerbande in Zürich geworden. Er hatte mit einem der Chefs die Zelle geteilt, und dieser brauchte jemanden mit Ortskenntnissen.

Düdü hörte seinen Spitznamen überhaupt nicht gerne, denn er erinnerte ihn an seinen französischen Akzent, den er auch nach seiner Schulzeit nie ganz los wurde. Klein und schwächling war er immer gehänselt worden. Als Protegé der Nigerianer trauten sich nicht mehr viele, ihn zu hänseln. Größere und regelmäßige Kunden brauchten auch bei den Nigerianern nicht auf der Straße einzukaufen. Düdü führte und leitete die Geldeintreiber. Er liebte es, in Begleitung von einem oder zwei riesigen nigerianischen Kriegern auf wehrlosen Opfern zu sitzen und ein wenig mit seinem Springmesser zu spielen.

Düdü war immer auf Kokain. Unruhig, zappelig polterte er in unserer Praxis herum und pöbelte andere Patienten an. Oft hatte er furchtbare Angst vor jedem und jeder, die er kannte, und erst recht vor neuen Gesichtern in der Methadonabgabe unserer Praxis. Wochenlang war Düdü übersät von Geschwüren, krustig oder voll Schleppeiter. Er suchte vergeblich mit Fingernägeln und seinem Messer nach Kokainwürmern und Insekten auf und in seiner Haut. Er war so schräg

drauf, dass ich ihn zeitweise nicht in unserem normalen Wartezimmer, sondern im Methadonabgaberaum warten ließ. Einmal kam er in meine Sprechstunde und fuchtelte nicht nur mit seinem Messer herum, sondern zog in angeberischer Weise auch eine silbrig glänzende Pistole aus seiner Gurttasche, hielt sie mir unter die Nase und wollte mich mit dem kleinen, stolzen Ding beeindrucken.

Eines anderen Tages wollte er in die Ferien. Ich müsse ihm für zwei Wochen Methadontabletten mitgeben. Ich zögerte, denn Düdü war ja nicht gerade der zuverlässigste meiner Kunden. Wohin er denn wolle? Er zeigte mir sein Flugticket nach Lagos. Er war von den Chefs der Bande nach Lagos eingeladen worden. Er sei «zum Hof des Königs selbst zugelassen», versicherte er mir.

«Ich dachte, Nigeria sei eine Demokratie?», fragte ich rhetorisch und sagte dazu nichts weiter. Ich versorgte Düdü mit den nötigen Impfungen, Medikamenten gegen Malaria und Methadon.

Am Tag vor seinem Abflug wollte er zunächst doch nicht nach Lagos. Was ich meine? Ob er dort vielleicht zum Verschwinden hingbracht werden sollte, den Krokodilen zum Fraß vorgeworfen würde? Sei das möglich?

Was sollte ich dazu sagen? Hatte er zu viele James-Bond-Filme oder anderen Schrott gesehen?

Als Düdü aus Lagos zurückkam, schwitzte, zitterte und zappelte er herum. Er schien überglücklich. Stolz brachte er seine blutjunge Frau mit in unsere Praxis. Sie sei ein Geschenk des Königs, erklärte Düdü. Sie war eine afrikanische Schönheit. Ich schätzte ihr Alter auf höchstens sechzehn Jahre. Ihre dunkle Haut glänzte und kontrastierte das völlig weiße, kurz und eng geschnittene, ärmelfreie Kleidchen aus gewirktem Stoff äußerst vorteilhaft.

Auch die junge Frau schien sehr zufrieden mit ihrem Schicksal. Sie sprach ein perfektes Englisch. Düdüs Englisch war ein Radebrechen aus deutschen Infinitiven und englisch tönenden französischen Brocken. Offiziell verheiratet waren sie nicht; noch nicht, wie Düdü betonte.

Er wollte, dass ich seine Frau untersuchte. Vor allem wollte er wissen, ob sie wirklich nicht mit HIV infiziert war. War sie nicht. Sie bat mich, ihm das Resultat mitzuteilen. Zudem verlangte sie ein zuverlässiges Mittel zur Schwangerschaftsverhütung und bat mich, dies zu verheimlichen. Sie machte einen cleveren Eindruck auf mich, sie war kein hilfloses Geschenk. Was aus ihr geworden ist, weiß ich nicht.

Düdü aber kam schon zwei Tage später wieder in meine Sprechstunde. Er habe immer Fieber. Er habe Antibiotika aus Lagos eingenommen. Ich müsse ihm andere geben, da die nigerianischen Medikamente nichts nützten. Tatsächlich zitterte, zappelte und schwitzte er noch mehr als sonst. Er war durch aufgekratzte Schrunden und Geschwüre deutlich von seinem Kokainkonsum gezeichnet. Die Entzündungszeichen im Serum und Blut waren nicht besonders stark erhöht. Ich gab fiebersenkende Mittel und entließ ihn nach Hause.

Zwei Tage später kam der Anruf der Gerichtsmedizin. Düdü sei gestorben. Er hatte Malaria.

Ich hatte die Zeichen erkannt.

Kapuzenmann

Es gibt Menschen, die wollen dir böse. Misstrauen kann angebracht und notwendig sein. Gesteigertes Misstrauen kann eine Persönlichkeitsstörung mit Wahnvorstellungen sein. Aber vielleicht ist die Bedrohung real, und die Ängste sind berechtigt.

Die eigene Paranoia eröffnet Möglichkeiten, reale Bedrohungen überdeutlich wahrzunehmen.

Der Kapuzenmann litt unter einer milden paranoiden Schizophrenie. Seine menschliche Umgebung war ihm unheimlich, seit er nicht mehr den großen Macker im feinen Cabriolet geben konnte und die Puppen ihm nicht mehr um den Bart und die Hosen mit du weißt schon was in den Schlitzen, Taschen und im Portemonnaie strichen.

Seit er der Kapuzenmann geworden war, verkroch er sich in seinen Kleidern und in seinem Zimmer; eine Wohnung hatte er ja nicht mehr. Er kannte niemanden mehr und wollte vor allem nicht gekannt werden. Wenn er um eine Hausecke bog, blieb er nach einigen Schritten stehen, drehte sich um, schaute unter seiner Kapuze hervor, blickte geheimnisvoll zurück und vergewisserte sich, dass ihm nicht etwa einer dieser unbekannten Gesandten folgte.

Nein, nein, er höre keine Stimmen.

Er brauchte Methadon, und wir gaben es ihm. Er wartete immer, dass vor ihm schon jemand Methadon bezogen hatte, dass er also einigermaßen unbedenklich auch davon trinken konnte. Kokain und Alkohol nahm er schon lange nicht mehr. Heroin auch nicht, denn er bekam ja Methadon. Er hatte keine körperlichen Probleme, keine Infektionskrankheiten, und seine Psychose war auch nicht die Folge einer Syphilis.

Als er etwas Vertrauen zu mir gefasst hatte, zeigte er mir eines Tages bedeutungsvoll eine gut erhaltene, schöne alte Glühbirne. Der

Kapuzenmann fragte mich, ob es möglich sei, denkbar, dass man ihn mit einer solchen Glühbirne in seiner Wohnung abhören könne.

Ich nahm die Glühbirne in die Hand und betrachtete sie sorgfältig. Eine ordinäre Glühbirne mit einem völlig klaren, durchsichtigen, klassisch birnenförmigen Glas, ein intakter Glühdraht vermutlich aus Wolfram, ein gewöhnliches Gewinde, Firmenaufdruck und Typenkennzeichnung. «Möglich ist es schon; ja, denkbar. Das Gewinde lässt sich nicht einsehen; es scheint in industrieller Fertigung mit dem Glas verleimt. Es wäre sicher sehr teuer, eine solche Abhöreinrichtung zu fertigen und zu überwachen: zehntausend, wenn nicht Zehntausende von Franken. Wer könnte denn ein so teures Interesse haben, Sie zu überwachen?»

Der Kapuzenmann wusste es nicht. Er war auch nicht bereit, die Birne zu zerstören, um an ihr eventuelles Geheimnis zu gelangen. Er nahm die Birne zurück und verstaute sie in einem Ärmel seiner Kutte. Er bedankte sich und verabschiedete sich freundlich mit seinem charakteristischen kurzen Grinsen.

Vielleicht war das Leiden des Kapuzenmanns gar nicht so mild. Vielleicht waren die wenigen Minuten in meiner Sprechstunde seine einzigen einigermaßen angstfreien Zeiten. Was tun?

Herr Meier

Nur das, was ich selbst spüre, gestattet mir, das Leid meines Gegenübers wahrzunehmen. Nicht nur meine Paranoia, alle meine Gefühle sind in der Begegnung mit dem Patienten wichtig. Die Gegenübertragung ist ein wichtiges diagnostisches Instrument. Meine Gefühle sind in der Beziehung zum Patienten oft schwierig und eher eine Last als irgendeine Lust. Die selbstkritische Beobachtung meiner Wünsche und Ängste ist ein diagnostisches Instrument.

Etwa ähnlich dumpf wie beim Kapuzenmann, aber viel eindringlicher und quälender war das Auftreten des Herrn Meier. Herr Meier war Prokurist in einem großen Büro einer großen Finanzdienstleisterfirma. Wenn ich am Morgen sah, dass Herr Meier auf dem Tagesplan meiner Sprechstunde aufgeführt war, dann fühlte ich es sofort. Wenn er im Wartezimmer saß, spürte ich, dass es nun unweigerlich kommen würde und auch genau wo. Es kam jedes Mal, wenn Herr Meier zur Konsultation kam. Jedes Mal schilderte er, dass er geplagt würde von seinen Bürokollegen. Dabei wüssten doch alle, wie sehr es ihn schmerze, wie sehr er leide. Es sei immer an genau derselben Stelle.

Jetzt kam es: «Da! Sehen Sie, Herr Doktor, genau hier!»

Er öffnete seinen Mund und seine Augen so weit wie nur möglich. Er verdrehte den Kopf seitwärts und nach hinten, sodass ich sehen konnte, wohin er mit seinem Finger zeigte. Dabei spürte ich schon selbst bei mir am Gaumendach, links hinter dem Halszäpfchen, eine unangenehme Trockenheit, und nur noch wenig hätte gefehlt, dass sie schmerzhaft geworden wäre.

«Ja, genau dort! Spüren Sie's?» Aber trotzdem, obwohl doch alle genau wüssten, wie sehr ihn das dort schmerze, werde immer die Türe geschlezt, immer werde sie zugeknallt!

Der Schmerz konnte nicht mehr ignoriert werden. Der Schmerz war sogar sichtbar; die linke Pupille war größer und das Augenweiß leicht gerötet.

Herr Meier klagte nun mit noch größerer Energie, fort und fort, als hätte er es mir nicht schon viele Male geschildert: Die Türe werde unweigerlich zugeschlagen, unweigerlich. Es sei doch nicht zu viel verlangt, dass man die Türe sorgfältig schließe, aber nein, die Türe werde immer zugeschlezt, um ihn zu quälen.

Ich konnte ihm kaum helfen. Ich weiß nicht, weshalb er geduldig immer wieder in meine Sprechstunde kam. Erleichterte es ihn, wenn jemand seine Qual etwas teilte?

Mein Mitleiden mit Herrn Meier hatte immer eine etwas selbstironisch humoristische Pointe für mich.

Das Leid Herrn Meiers war keineswegs milde, sonst hätte es keine derart suggestive Kraft entwickeln können. Hat er im Bienenhaus dieser großen Firma ein reales Mobbing, ein Mobbing mit Türenscletzen in allen Spielarten, provoziert? Herr Meier konnte seinen Prokuristenjob nicht mehr lange ausüben. Er wurde teilberentet und in einer Hilfsarbeit beschäftigt.

Ralf

Der Arzt kann paranoiden Wahn oft nicht von realen Bedrohungen unterscheiden. Paranoia wird nicht in der Sprechstunde geheilt. Paranoia und die Realität der Verfolgung brechen allenfalls in eine Sprechstunde als Unheil ein, welches das Setting zu zerstören droht.

Zu Beginn der Achtzigerjahre machte ich eine Lehranalyse bei Ralf Binswanger. Diese Selbsterfahrung wurde für meine ganze weitere ärztliche Tätigkeit ungemein wichtig.

Der Psychiater und Psychoanalytiker Binswanger war damals öffentlich engagiert für die Verbesserung der Haftbedingungen von RAF-Häftlingen. Eines Tages wollte ich, ja musste ich, mit ihm über die Geschichte einer Patientin sprechen, die mich sehr beschäftigte.

Sie war verstrickt in illegale Aktivitäten im Umfeld von gewaltbereiten Gruppen. Ralf war sofort unruhig, und ich fühlte mich schon vorher unsicher. Wurde das Sprechzimmer abgehört? Wir verständigten uns mit Zeichen, woanders weiterzusprechen. Ich weiß nicht mehr, wie viele Analysestunden wir als Spaziergänge in der Umgebung seiner Praxis gestalteten.

War das Paranoia? Einige Jahre später zeigte meine Fiche, dass der Schweizer Staatsschutz die Praxis von Ralf Binswanger durchaus beobachtet und meine Stunden bei ihm registriert hatte. Die geschwärzten Stellen meiner Akte lassen nicht erkennen, ob der Inhalt der Stunden abgehört wurde.

Florentine

Florentine Stauffacher war das einzige Kind ihrer alten Eltern. Beide lagen voll pflegebedürftig zu Hause mit wunderbarer See- und Alpensicht direkt aus ihren Betten. Die breite Verbindungstüre zwischen den beiden großen Elternschlafzimmern ließ sich auf- und zuschieben. Als der Vater noch sprechen konnte, kommandierte er seine Frau lautstark auch durch die geschlossene Verbindungstüre hindurch. Seit seinem zweiten Hirnschlag tönte nur noch sein feines Lallen als Antwort auf die besorgten Fragen seiner ebenso ans Bett gefesselten Frau. Frau Stauffacher wurde jeden Tag schon vor dem Frühstück sorgfältig zurechtgemacht und angekleidet. Steif und mit spitzem faltigem Mündchen wurde sie im Rollstuhl zum gemeinsamen Morgen auf den Balkon oder in den Wintergarten geschoben.

In ihrer Puppenstube spielte Florentine schon in Kindertagen mit dem perfekten Abbild des Lebens ihrer Eltern: die Mutter im Rollstuhl, der Vater mit der Zeitung und einer Zigarre in der Hand. Die Mutter war schon gelähmt, bevor Florentine eingeschult wurde.

Mona Seckler war die Tochter des Gärtnermeisters. Sie war mehr als drei Jahre älter als Florentine. Seit Jahren schon war sie Florentines Kanal für unerlaubte Güter und Dienste, welche auch dem Personal des Hauses verborgen bleiben sollten. Florentines Taschengeld überstieg Monas Lehrlingslohn deutlich. Mona hatte eben erst ihre kaufmännische Lehre begonnen, als sie für Florentine erste Gefälligkeiten erledigte. Sie besorgte unerlaubte Lektüre, Schleckwaren, Lippenstifte, Kassetten und Zigaretten für Florentine. Einmal musste Mona auch einen Stapel Pornos bringen. Sie schauten sich die Heftchen gemeinsam an. Sie waren sich ganz nahe. Da fragte Florentine, ob ihr Mona auch einen echten solchen Schwanz besorgen könne. Aber im selben Atemzug schickte Florentine Mona barsch weg.

Florentine war vor allem ein braves Mädchen. Sie war fleißig im Gymnasium, spielte Tennis und übte auch leidlich auf dem Flügel, der nach Beginn der Lähmungen ihrer Mutter einige Jahre verwaist im Salon gestanden hatte. Das änderte sich erst im Winter 1991/92, als die Mutter unerwartet plötzlich starb.

Florentine verlangte von Mona, dass sie ihr etwas zum Kiffen bringe. Kein Problem; Mona leerte bei ihrem nächsten Besuch in Florentines Zimmer ihr Handtäschchen auf dem Beistelltischchen aus. Sie hatte einen fertig gedrehten Joint für Florentine mitgebracht. «Du musst vorsichtig sein beim Rauchen. Der stinkt fürchterlich, und das Personal wird es merken.»

Im Garten standen sie also vor dem kalten Nieselregen geschützt unter dem Dach einer kleinen Jugendstillaube. Sie rauchten den Ofen gemeinsam. Mona zeigte Florentine die Inhalationstechnik mit dem in die zur Kugel geschlossenen Hände eingesteckten Joint. Florentine wollte sich nichts vormachen lassen. Bilder vom Kiffen und Fixen hatte doch jedes Kind im Fernsehen schon gesehen. Florentine hustete nur wenig.

Bevor sie überhaupt eine Wirkung von Cannabis spürte, wollte Florentine auch Sugar ausprobieren. Das Zeug war ja da. Florentine hatte unter dem aus Monas Handtäschchen ausgeleerten Zeugs den in zwei Minigrips abgepackten Brown Sugar und die anderen Drogenutensilien sofort entdeckt. «Da haben *zwei* steril abgepackte Spritzen und Nadeln neben Löffel, Feuerzeug, Zigarettenpapierchen, Lippenstift und anderem Kram gelegen», betonte sie befehlend.

Mona Seckler und Enzo Baumann waren schon lange ein Paar. Sie standen auf Elvis Presley und sahen aus, als wären sie Figuren aus dem Musical *Grease* mit John Travolta. Zusammen mit ihrem Enzo war Mona heroinabhängig geworden. Sie besorgten sich ihren Stoff von

Anfang an auf dem Platzspitz. Sie gehörten zu den ersten Junkies, die sich wegen der funktionierenden Spritzenabgabe nicht mehr mit HIV infizieren mussten. Sie versorgten außer Florentine noch andere Goldküstenkinder mit Stoff. Im Januar 1992, kurz vor der Schließung des Platzspitzparks, wurden beide am Eingang zum Hauptbahnhof geschnappt. Die Polizei fand hundert Gramm Cannabis und zwanzig Gramm Heroin in der Handtasche von Mona. Mona war noch nicht volljährig und kam mit einer geringfügigen Strafe davon; Enzo musste fast zwei Jahre absitzen.

Mona Seckler kam mit ihrem Vater in die Aufnahmesprechstunde der eben erst eröffneten Methadon-Poliklinik, an der Ecke Langstraße und Militärstraße. Durch einen schmalen Treppenaufgang gelangte man in den Schalterraum des ersten Zürcher Opiatkonsumlokals ZokL1: Farbige bemalter Stahl und Beton verzierten die Sicherheitsarchitektur mehr, als dass sie sie verbargen. Vor den zwei Schaltern der Panzerglasfront bildete sich eine kurze Menschenglange.

Ich bat den Vater und seine Tochter in den nur mit Batch-Karte zugänglichen Arbeits- und Personalbereich. Herr Seckler begann schon in der Türe, die Geschichte seiner Tochter zu erzählen. Sie sei ein anständiges Mädchen und stehe doch vor der Lehrabschlussprüfung an der KV.

Unter dem Neonlicht des kahlen Gangs vor dem Arztzimmer bat ich ihn, Platz zu nehmen. «Ich werde mit Ihrer Tochter in aller Ruhe die Sache zu zweit besprechen und Sie dann hineinrufen. Es wird sicher alles gut!»

In ihrer Zeit in der Methadonabgabe ZokL1 hatte Mona Seckler die Lehrabschlussprüfung bestanden. Sie war von Enzo schwanger. Nach der Geburt musste das Neugeborene im Spital entzogen werden. Sechs Wochen lang hatte es geschrien, grauenhaft.

Gärtnermeister Seckler und mir gelang es, die Behörden zu überzeugen, dass die Tochter im gemeinsamen Haushalt in der Lage war, für das Kind zu sorgen. Unter Methadon war sie in der Lage, normal zu funktionieren. Mona Seckler und Enzo Baumann heirateten im Besuchsraum des Gefängnisses. Enzo aber sah seine Tochter erstmals, als diese schon lange selbst laufen wollte und dies auch sagen konnte. Alles sollte jetzt wieder gut werden.

Florentine aber war schuld, dass alles doch noch einmal in die Brüche zu gehen drohte. Sie verlangte, weiterhin von Mona mit Stoff versorgt zu werden. Der Platzspitz war geschlossen, und es war für eine sechzehnjährige Gymnasiastin nicht einfach, sich selbst Heroin zu besorgen, ohne dass sie eher früher als später in die Fänge der Polizei und der Jugendanwaltschaft geriet.

Als Mona und ihre Tochter nach der Entbindung im Spital lagen, hatte einige Wochen lang ein Freund Enzos das Heroin geliefert. Er hatte aber versucht, Florentine reinzulegen. Sie rief aus einer Telefonkabine die Polizei an, behauptete, sie sei Mona Seckler, und verpiff den linken Dealer. Die Polizei bestellte den Typen, aber auch Mona zur Einvernahme. Gegen Enzos Freund wurde wegen Drogenverkaufs an Kinder ermittelt. Mona bestritt, telefoniert zu haben. Sie war in Panik wegen der laufenden Beobachtungen aufgrund der Obhutschaft ihrer Tochter. Sie kam noch einmal glimpflich aus der Sache.

Florentines Drohungen waren hemmungs- und schamlos. Sie erpresste die mittlerweile volljährige, zwanzig Jahre alte Mona, dass sie sie bei der Polizei verrate, sie und ihren Enzo. Sie wisse noch ganz andere Geschichten als die lausige Paar Gramm, für welche Enzo verurteilt worden war. Dann erzählte Florentine, dass Enzo zum Beispiel auch wegen Sex mit einer Fünfzehnjährigen belangt werden könne.

Die Pornoheftchen hatte Mona damals nämlich über Enzo besorgt. Es war Mona allzu peinlich gewesen, diese selbst kaufen zu gehen. Florentine wusste das und hatte einige Tage nach der Lieferung der Pornoheftchen Enzo selbst zu sich bestellt. Er müsse aber mindestens zwei Präservative mitbringen, zur Sicherheit, hatte sie am Telefon gesagt. Als er in die Villa kam, erklärte sie ihm ohne Umschweife, dass sie seinen Schwanz wolle. Er fragte, wofür. Sie antwortete, dass sie zumindest einmal einen anfassen wolle und dass man dann ja sehen könne, wozu das Ding sonst noch gut sei. Nach diesem einen Mal mit Enzo, sagte sich Florentine, dass es das war. Niemals mehr, schwor sie sich, werde sie mit einem Mann schlafen wollen.

Nachdem Florentine Enzos Kumpel als Drogenquelle quasi verbrannt hatte, ließ sie sich wieder von Mona versorgen. Florentine und Mona waren ein ziemlich ungleiches Paar. Sie stürzten einige Wochen lang gemeinsam ab. Florentine wollte alles ausprobieren. Sie ließ nichts aus. Für sie schien alles ein Spiel zu sein. Die Polizei, gewalttätige Dealer, Kokaintypen, Freier am Rande der Szene und normale geile Macker bedrängten die beiden jungen Frauen mehr als einmal. Nach der Platzspitzschließung gab es keine Regeln mehr. Mehr als einmal entkamen sie nur knapp aus brenzligen Situationen.

Florentine wollte sogar beim Auftreiben der Drogen dabei sein. Aber niemand konnte nach der Platzspitzschließung wissen, wo die Szene und damit Heroin im Moment zu finden waren. Am besten war, man ging einfach in die Stadt und sah sich um. Bestimmt hörte man dann irgendwo die Schreie der Junkies und das Geknalle der Tränengas- und Gummischrot-Granaten der Polizei.

Die Szene war an diesem Tag auf der Langstraße vom Kreis vier her in den Stadtkreis fünf gekommen. Hinter der großen Bahnunterführung stauten sich die Autos. Die Automobilisten hupten wütend. Einige

hatten wohl auch Angst vor den kaputten Gestalten mit Geschwüren und irren Blicken im Gesicht, welche um ihre geputzten Karossen schlurften. Florentine hatte das noch nie erlebt. Rundherum spritzten sich die Leute völlig unkontrolliert im Stehen und Gehen; es war der Hammer. Mona drängte zur Flucht, aber Florentine konnte sich nicht losreißen. Die Polizei wollte die Junkies mit Schlagstöcken durch alle Seitenstraßen vertreiben und Ansammlungen auflösen. Beim Brunnen vor Werners Head Shop blieben viele Junkies stehen, weil sie Wasser zum Aufziehen der Drogen in die Spritzen brauchten. Die Polizei wurde ungeduldig. Sie waren schon fast beim Limmatplatz, als ein Gummigeschoss Monas Auge traf.

Mona blieb auf dem einen Auge fast blind. Sie wagte nicht, sich im Spital untersuchen und versorgen zu lassen. Sie verheimlichte auch gegenüber den Eltern, was vorgefallen war. Der Vater war aber schon lange wieder misstrauisch geworden. Er zwang seine Tochter, sich in eine stationäre Entzugsbehandlung zu begeben, und brachte sie selbst in eine Klinik im Schwarzwald. Mona hielt es dort nicht lange aus ohne ihre kleine Tochter und ohne Stoff. Nach der Rückkehr aus der Klinik ignorierte Mona die Drohungen Florentines. Sie mied jeden Kontakt und hängte den Telefonhörer sofort auf, wenn sie Florentines Stimme hörte.

Als Mona nicht abstinent bleiben konnte, kam sie erneut zu uns in Behandlung; dieses Mal, bevor sie total auf Heroin abstürzte.

Heroinabgabe

Opioidabhängigkeit ist eine chronische Krankheit. Ihre Behandlung kann keine dauerhafte Heilung erzeugen.

Methadon ist lebensrettend. Wir allgemeinmedizinisch tätigen Ärzte etablierten in unseren Praxen weniger restriktive Behandlungsbedingungen, aber wir konnten die Nachfrage nicht decken.

Am 30. November 1991 gründeten wir deshalb die Arbeitsgemeinschaft für risikoarmen Umgang mit Drogen (Arud). Zwei Monate später, als Anfang Februar 1992 der Platzspitzpark polizeilich geräumt und abgesperrt wurde, eröffneten wir das Zürcher Opiat-Konsum-Lokal ZokL1 für Methadonabgaben. Wir wollten allen Opioidabhängigen eine ärztlich kontrollierte, sichere Versorgung mit Drogen gewährleisten. Zwei Jahre später, am 30. November 1993 eröffnete Arud ihre zweite Poliklinik, das ZokL2, wo die ersten Heroinabgaben der eidgenössischen PROVE-Versuche (Projekte zur Verschreibung von Betäubungsmitteln) erfolgten.

Stolz hielt ich die Flasche mit dem vom Bundesamt für Gesundheitswesen gelieferten hochreinen DAM-Pulver in die Höhe: hochreines Heroin, Heroin vom Staat, Heroin in Schweizer Qualität. Die Arud-Medienkonferenz versammelte Kameras der Fotografen und Fernsehteams aus allen Ländern. Das Bild ging um die Welt.

Im ZokL2 bauten wir Sicherheitsmaßnahmen ein wie in einer Bank. Publikums- und Personalseite wurden mit schusssicherem Panzerglas strikt voneinander getrennt. Die Alarmanlage war direkt zur Polizei geschaltet. Wir hatten mit der Polizei vor der Eröffnung intensive Gespräche geführt.

Mir gegenüber saß Polizeikommissär Arthur Grob. Man grüßte sich hintergründig lächelnd. Wir kannten uns aus den uralten Tagen der

Hippies an der Riviera. Grob war nach dem altershalben Ausscheiden von Robert Schönbächler seit sechs Jahren Leiter der Drogenabteilung und Chef einer ziemlich großen Truppe geworden. Hundertschaften von Polizisten verfolgten die heroinsüchtigen Junkies in Zürich.

ZokL2 verbrauchte pro Woche fast ein Kilo Heroin; im Gassenverkauf wären die gestreckt wohlhunderttausend Franken wert gewesen.

Eines nachts wurde ich geweckt: Polizei. Alarm: In der Heroinabgabe sei eingebrochen worden, das Überfallkommando sei schon vor Ort. Ich müsse kommen. Ich raste mit meinem Fahrrad durch die nachtschlafende Stadt. Zwei durch Kampfmontur verummte Polizisten standen auf der runden Eingangstreppe vor dem ZokL2. Weitere, ebenso kriegerisch bereite Polizisten sicherten das Terrain hinter dem Haus. Ich schloss auf. Mit seiner schussbereiten Maschinenpistole winkte der Einsatzleiter, ich solle eintreten: «Gehen Sie ruhig vor, Sie kennen sich aus.»

Er blieb hinter mir. Ich stand im Empfangsraum, es war düster. Das fahle Licht der Straßenbeleuchtung fiel durch die Fenster ein. Der Schatten von im Wind wankenden Bäumen zeichnete sich auf dem Fußboden und den Wänden ab. Links befand sich der Drogeninjektionsraum, vor mir der gepanzerte Abgabeschalter, ganz links die Publikumstoilette, rechts die Türe zur Wendeltreppe, welche zu den Büros im ersten Stock führte. Der Alarm blinkte rot. Vorsichtig bewegte ich mich vorwärts.

Ich machte Licht. Die Neonröhren ploppten nacheinander auf. Wir durchsuchten das ganze Haus. Wir fanden nichts und niemanden. Das Gebäude war alt, und die Fenster waren vielleicht nicht genügend dicht. Vermutlich war der Alarm durch stürmischen Wind ausgelöst worden. ZokL2 wurde von Sicherheitsproblemen und von Gewalt praktisch verschont.

Mona

Mona Seckler-Baumann hatte schon ihre kleine Tochter, als sie erneut zu uns in Behandlung kam, dieses Mal in die Heroinabgabestelle ZokL2. Mona war eine völlig normale junge Mutter geworden mit halblanger Glockenfrisur und einfacher gepflegter Kleidung. Seit sie nicht mehr hinter dem Stoff herrennen musste, erledigte sie das Sekretariat der väterlichen Firma. Ihre Mutter hütete das Kind, wenn sie in die Abgabestelle kommen musste, zwei- oder dreimal pro Tag.

Sie ging zum Schalter, sagte der Mitarbeiterin ihren Namen, und diese überprüfte am Computerbildschirm die Identität anhand einer Fotografie. Mona verlangte immer zweihundert Milligramm Sugar. Und am Abend nahm sie zudem fünfzig Milligramm Methadon. Das Heroin wurde fertig abgefüllt in der Durchreiche unter dem Panzerglas durchgeschoben. Mona setzte sich an einen Injektionsplatz. Sauberer Stauschlauch, Desinfektionstupfer, trockene Tupfer und gelbe Spritzenentsorgungsbox, alles war geordnet. Nach dem Flash entspannte sich Mona nur wenige Sekunden, fuhr sich einmal von rechts und einmal von links über die Nasenflügel, räumte den Platz und verließ durch die glockenklingelnde Eingangstüre das Lokal: «Tschau zusammen!»

Nach einigen Wochen hatte sich Mona überzeugt, dass sie genauso gut Sugaretten rauchen konnte, anstatt sich Heroin zu spritzen. Enzo Baumann kam erst fast ein Jahr später zu uns. Männer waren im ZokL2 nur als Partner von ebenfalls aufgenommenen Frauen zugelassen. Enzo war im Gefängnis einer der Ersten, der nicht zwangsweise entzogen wurde, sondern Methadon beziehen konnte. Er hatte sich mit Methadon aber nie wohl gefühlt: «Und das war nicht nur wegen dem Knast.»

Florentine war in der Zwischenzeit ebenfalls in die Heroinabgabe im ZokL2 aufgenommen worden. Ich wusste zunächst nicht, dass sich die drei kannten.

Ich wusste noch lange so manches nicht. Vieles wussten und wissen auch nur meine Mitarbeiterinnen. Nicht alles war für die Ohren des Doktors bestimmt.

Florentine hatte nie Mühe gehabt, sich mit Stoff zu versorgen. Ihre Schulnoten hatten zwar etwas nachgelassen, sie spielte schon lange nicht mehr Tennis, und auch ihr Eifer beim Klavierspiel war verflogen. Probleme ergaben sich dadurch aber nicht. Bisher hatte niemand etwas gemerkt.

Als sie ins ZokL2 eintrat, befürchtete Florentine panisch, dass jemand etwas merken könnte. Sie war achtzehn Jahre alt, die Mutter war tot und der Vater lag seit Monaten im Sterben. Der Onkel, der viel jüngere Bruder des alten Stauffachers, wollte die Vormundschaft über Florentine erlangen, um das ganze Erbe unter seine Kontrolle zu bringen. Florentine war sehr einsam. Sie wusste nicht, wem sie trauen konnte, dem Anwalt der Familie, den übrigen Verwaltungsratsmitgliedern, dem Personal? Sie fragte mich, ich hatte keine Ahnung von den Dimensionen und empfahl eine befreundete Anwältin. Der Tipp erwies sich als goldrichtig.

Florentine erschien immer in einfacher, sorgfältig bescheidener Kleidung, kein Schmuck, kein Make-up. Eine Mitarbeiterin machte mich darauf aufmerksam: «Hast du das nicht realisiert, Sidi? Florentine ist doch die Tochter des alten Stauffachers!»

Zu Beginn der Behandlung kam Florentine am Morgen vor der Schule, in der Mittagspause und am Abend. Sobald unser auf Sicherheit ausgelegtes Computerprogramm es erlaubte, also schon eine Woche nach Eintritt, bezog sie dreimal täglich zweihundert Milligramm Heroin

und spritzte sich die Dosis vor Ort. Wenn immer möglich, bezog sie nach einer halben Stunde noch einmal zweihundert Milligramm zum Spritzen. Selten kam sie auf eine Tagesdosis von mehr als einem Gramm hochreinem Heroin.

Nach wenigen Wochen beklagte sich Florentine, dass unser Stoff einfach nicht mehr gut wirke. Täglicher hoch dosierter Heroinkonsum wirkt bald einmal fast so langweilig und nichtssagend wie geschlucktes Methadon; der Flash nach dem Spritzen wirkt flach und schwach. Ich erklärte ihr, dass dies nicht ein Effekt unseres Stoffs, sondern die normale Toleranzentwicklung sei. Sie wollte mir nicht glauben, dass wir den besten Stoff der Welt hätten. Sie war damit nicht allein.

Das Bundesamt für Gesundheit lieferte uns über neunundneunzigprozentiges, hochreines Heroin. Aber schon kleinste Qualitätsunterschiede von einem halben Prozent waren durch feine Farbunterschiede erkennbar. Es war schwierig, die Ängste zu besänftigen und den Patienten die Zusammenhänge zu erklären.

Das zwei- bis dreimal tägliche Anstechen von Venen ist auch unter medizinisch korrekten Bedingungen nicht unbedenklich. Infektionen und Abszesse lassen sich beim Spritzen langfristig nicht völlig vermeiden. Florentine bekam einen Spritzenabszess im linken Ellbogen. Der Abszess war wirklich nur klein und oberflächlich. Ich schnitt ihn auf, es entleerte sich ein wenig Eiter, ich stopfte etwas Gaze in die Abszesshöhle, passte eine kleine Ellbogenschiene zur Ruhigstellung an, und das war es dann mehr oder weniger. Auch Florentine setzte die Behandlung mit Sugaretten fort. Sie wollte nie mehr Heroin spritzen, und sie hielt sich daran.

Die größeren Probleme ihres Lebens löste Florentine selbst, beziehungsweise sie verstand sich immer bestens darauf, sich geeignete Hilfe zu organisieren. Den Intrigen des Onkels konnte sie mithilfe der

Anwältin widerstehen. Ein Jahr nach Eintritt ins ZokL2 bestand sie die Maturitätsprüfung und studierte anschließend Kunstgeschichte, Ökonomie und im zweiten Nebenfach Jus. Es war, wenige Jahre später, mehr als eine kleine Randnotiz im Wirtschaftsteil, als Florentine Stauffacher den Bruder ihres verstorbenen Vaters aus dem Verwaltungsrat der Holding complimentierte. Gelegentlich sah ich die elegante Dame, die sie geworden war, zufällig in der Innenstadt. Sie grüßte freundlich distanziert.

Bis Mitte der Neunzigerjahre waren die meisten Drogenabhängigen in der Schweiz Fixer von Heroin und Kokain. Sie spritzten sich die Drogen, weil das Spritzen am wirksamsten und am sparsamsten ist. Für Injektionsdrogenkonsumenten ist das Rauchen von Heroin oder Kokain oft eine attraktive Alternative, und sie müssen nicht mehr spritzen. Wir propagierten den Umstieg von Heroininjektionen auf Sugaretten. Für einen großen Teil der Heroinfoxer waren heroinhaltige Zigaretten attraktiv.

Tatsächlich wurden in den PROVE-Versuchen des Bundesamtes für Gesundheitswesen (BAG) Heroin und in einem sehr kleinen Rahmen auch Kokain in rauchbaren Zubereitungen angeboten: Sugaretten und Cocqueretten. Der medizinische Nutzen von inhalierbarem Heroin wurde in den eidgenössischen Versuchen klar belegt. Es gab aber Probleme mit den rauchbaren Drogen, welche nie behoben wurden.

Das BAG intensivierte damals gerade seine Anti-Rauchtabak-Kampagne. Der Direktor des BAGs verbot kategorisch, Drogenversuche mit Sugaretten oder Cocqueretten auf der Basis von tabakhaltigen Zigaretten durchzuführen.

Gab es Alternativen? In der Pharmakopöe, dem gesetzlichen Arzneimittelschatz, fand man eine Vorschrift für die rauchbare

Zubereitung von *Asperula odorata*, das ist Waldmeister, ein heimisches Kraut. Der Rauch von getrockneten Blättern des Waldmeisterkrauts stinkt fürchterlich und trocknet die Schleimhäute der oberen Rachenwege aus. Ich habe es ausprobiert: *Asperula odorata* ist wirklich nicht angenehm zu rauchen. Aber diese Waldmeister-Zigaretten durften mit Heroin oder Kokain beimpft werden. Wie groß der Leidensdruck unserer abhängigen Patienten war, kann man auch daran ermessen, dass sie sich auf die scheußlichen Waldmeister-Rauchereien überhaupt einließen.

Waldmeisterkraut war nicht nur ein Graus, Waldmeister zu rauchen, war auch gefährlich. Niemand hatte Erfahrungen mit dem Rauchen der getrockneten Blätter von *Asperula odorata*. Das Rezept in der Pharmakopöe war über hundert Jahre alt und wurde in der Medizin seit Generationen von Ärzten nicht mehr angewendet; aber es war nie aus der Pharmakopöe gestrichen worden.

Natürlich war es wieder Mona, welche das Unglück traf. Mona klagte über eine Wucherung in ihrem Mund. Tatsächlich sah ich in der Schleimhaut ihres Gaumendachs eine flache, fast wie normale Haut verhornende Stelle. In lokaler Betäubung entnahm ich eine kleine Gewebeprobe: Es zeigte sich eine Vorstufe von Krebs, eine Metaplasie. Das Risiko war untragbar. Alle Versuche mit rauchbaren Drogen auf Basis von getrockneten Waldmeisterblättern wurden unverzüglich eingestellt.

Die Wucherung am Gaumendach wurde Mona in Narkose entfernt. Trotz allen Pechs und aller Widrigkeiten blieb mir Mona Seckler-Baumann als Patientin treu, auch, als ich schon lange nicht mehr für die Arud arbeitete.

Olivia

Olivia Läuchli war Mutter von knapp zweijährigen Zwillingen und wohnte mit ihrem Mann am Rande der Stadt. Heroin brauchte sie nicht mehr illegal zu beschaffen, sie erhielt Methadon von der Arud im ZokL1 und später sogar Heroin im ZokL2.

Das Leben mit den beiden kleinen Kindern in der Vorstadt war oft unerträglich. Der Mann war ja lieb und nett, die Kinder auch, wenn sie nicht gerade schrien, aber sie schrien oft, und die Nachbarinnen betrachteten sie nicht als ihresgleichen, und die Arbeit als Coiffeuse fehlte ihr, und im Lebensmittelladen guckten die Leute sie so doof an, und einmal kontrollierte die Polizei sie doch einfach ohne jeden Grund vor der Poststelle, obwohl sie ihre Zwillinge im Wagen vor sich herschob. Die Bullen durchsuchten sogar den Buggy mit den gellend schreienden Kindern. Und war das eine zwar ärgerliche, aber doch richtige Abwechslung, so war das Leben von Olivia Läuchli meist schlicht zu langweilig, als dass sie es ohne Kokain ausgehalten hätte.

Es war zu der Zeit, als die Drogenszene am früheren Bahnhof Letten nicht mehr geduldet wurde. Das Areal war mit Stacheldraht weiträumig abgesperrt. Die Szene war überall und nirgends in der Stadt. Olivia hatte oft Mühe, sich auf die Schnelle Kokain zu beschaffen. Sie kannte ein Haus im Kreis 4. Dort wohnte eine Bande von Dealern; die kamen aus irgendeinem arabischen Land. Die Adresse hätte sie nicht sagen können, aber sie wusste genau, wo es war.

Wenn Olivia merkte, dass sie sich stundenlang mit Fingernägeln oder sogar der feinen Klinge eines Taschenmessers bearbeitet hatte, wenn sie merkte, dass sie damit sogar auf der Haut der Zwillinge nach Würmern und winzigen geflügelten Insekten suchte, wenn sie es zu Hause einfach nicht mehr aushielt, dann stürzte sie sich in ihre Aufreißerklamotten, überschminkte notdürftig die Verheerungen der

Kokainwürmersuche, gab den Zwillingen einige Tropfen ihres Methadonsirups in den Schoppen und flüchtete in die Stadt, in eben dieses Haus, stieg in den zweiten Stock, und dort ließ sie ein, zwei oder drei Stunden lang alles mit sich machen, was die Männer filmen wollten, so lange, wie sie nur immer wieder eine Linie ziehen oder sich sogar Kokain knallen konnte und noch etwas mit nach Hause nehmen durfte.

Ich bestellte den Gatten und die Patientin zu einer Aussprache. Er war völlig hilflos. Er arbeitete in einem normalen Job als Filialleiter. Seit der Lettenschließung suchte er seine Frau vergeblich in der unsteten Szene. Was konnten wir tun?

Bevor wir eine glimpfliche Lösung fanden, beendete der Absturz der Frau das schaurige Drama. Sie war während der Pornos so gewürgt worden, dass sie in Panik flüchtete.

Sie sprang aus dem Fenster des zweiten Stockes: Schambeinfraktur.

Susanna

Am Letten war vieles weit schlimmer als vorher am Platzspitz. Obwohl die Szene schon kleiner geworden war, war sie viel sichtbarer. Gewalt und Paranoia wurden durch den quantitativ und in seiner Rohheit gewachsenen polizeilichen Druck, den verschärften Konkurrenzkampf der Dealerbanden, durch Waffen aller Art und, dazu passend, durch mehr Kokain befeuert. Die Polizei scheute sich nicht, fragwürdige Mittel am Rande der Legalität anzuwenden. Bei Razzien wurden mutmaßliche Kleindealer in aller Öffentlichkeit splitternackt ausgezogen. Die Polizeiarbeit wurde durch die Vergeblichkeit korrumpiert.

Meist unbehelligt standen die Capos der albanischen und kosovarischen Banden Tag und Nacht auf der Kornhausbrücke. Von dort dirigierten sie ihre Soldaten unten auf dem Areal, wo sich heute die schöne Jugend sonnt und die Skater ihre Kunststückchen proben. Die Eisenbahngleise waren damals noch nicht herausgerissen worden. Zwischen den groben Schottersteinen watete man durch fürchterlich stinkende menschliche Exkreme, Tonnen von Spritzenverpackungen und durch herumliegende gebrauchte Spritzen und Nadeln.

Susanna war im ZokL1 als Putzhilfe angestellt. Neben Methadon brauchte sie unbedingt auch eine gute Tagesstruktur. Ich kannte Susanna nicht gut. Ich wusste, sie war schwanger. Ich hatte sie seit Monaten nicht mehr gesehen. Als ich auf dem Lettenareal in der Nacht, wegen Spritzen und Glasscherben vorsichtig auf meine Schritte achtend, herumging, stand ich plötzlich vor ihr.

Sie war hochschwanger. Sie saß auf der Bordkante am Ende des Bahnsteigs und streckte ihre Beine zu den Geleisen. Sie war bereit, sich einen Knall zu machen, vermutlich einen Cocktail aus Heroin und

Kokain. Mit einem Gummiband staute sie das Blut im Arm und suchte nach einer einigermaßen intakten Vene. Das fahle Licht der Straßenbeleuchtung schien von der Kornhausbrücke hinab. Ich fragte Susanna, ob ich etwas für sie tun könne.

«Ja, geh mir aus der Sonne!»

Häse

Inmitten des grössten illegalen Drogenbasars auf dem Platzspitz tummelten sich oft mehrere Fernsehteams gleichzeitig, Mannschaften von ABC, BBC, CNN und aus Japan oder Russland. Fixer wurden als Figuranten rekrutiert und Szenen wurden gestellt und waren erst nach dem siebten Take befriedigend im Kasten. Der Horror von Zürich, der «Needle-Park», der Schandfleck im Herzen der reichen Stadt, der tödliche Makel in unmittelbarer Nähe des internationalen Finanzzentrums, die Stimmen in der Presse, Radio und Fernsehen überschlugen sich.

Die verzweifelte Gier in der Drogenszene der letzten Tage vor der Platzspitzschließung und auf dem Letten spiegelte sich auch im Verhalten der Medien. Als Arud Ende 1993 die Heroinabgabestelle ZokL2 eröffnete, belagerte die Meute der Journalisten und Fotografen den Eingang unserer Poliklinik so, dass der Tramverkehr auf der Stampfenbachstraße beeinträchtigt war. Die Patienten wurden beim Betreten des Gebäudes behindert, weil man aus ihnen irgendeine geile Story zu quetschen hoffte. Der Druck war unerträglich.

Die mediale Aufmerksamkeit hat einen verführerischen Reiz. Aber die öffentliche Darstellung ihres Schicksals hat meinen Patienten meistens Schaden zugefügt. Die öffentliche Darstellung ihrer Person war oft eine weitere Bedrohung einer eh schon gefährdeten Existenz. Der Medienrummel zum Thema Drogen wurde bis Mitte der Neunzigerjahre immer exzessiver. Ich musste meine Patienten schützen.

Öffentlichkeitsarbeit war ein zentraler Teil meiner Arbeit in der Arud. Ich war täglich in den Medien, lokal, national und international. Ich habe das öffentliche Interesse gesucht und manchmal auch genossen. Die mediale Präsenz wurde persönlich und für meine Familie

bedrohlich. Die Beschimpfungen am Telefon und in Briefen ließen mich meist kalt. Aber wenn deine Kinder hören müssen, dass ihr Vater ein Mörder sei und man ihn am besten an eine Wand stellen und erschießen sollte, dann kannst du das einfach nicht mehr ignorieren.

Einmal fand sich in unserem Briefkasten ein schmales Paket mit einem verfaulenden Hühnerschenkel, in welchem sich Maden zu tummeln begannen; auf dem beigegefügt Kärtchen fanden sich die netten Worte: «Du, ja, Du bist gemeint!»

Jeder auf der Straße erkennt dich, und du hörst hinter dir: «Ist das nicht der Sidi?» Du stehst am schönsten Punkt deiner Familienferien, am Rand des Grand Canyons, der rote Sonnenuntergang beleuchtet das grandiose Panorama, und du hörst hinter dir: «Ist das nicht der Sidi?»

Es regnete in Strömen, und es war schon kurz nach Mitternacht, als ich das letzte Tram noch erwischte und in den Anhänger stieg. Die Sitzplätze waren fast alle besetzt. Ich deponierte mein schmales Ledermäppchen hinter mir und setzte mich, halb stehend angelehnt, zuhinterst auf den Steuerkasten. Als ich für herbeihetzende Passagiere per Knopfdruck die Wagentüre öffnete, trat ich versehentlich auf das Klingelpedal. Es war mir peinlich, aber niemand drehte den Kopf. Ich war froh, dass mich niemand beachtete. Die zuletzt einsteigende Frau dankte mir flüchtig von den Einstiegstritten aufblickend. Die Kleider der von verschiedenen Freitagabendvergnügen aufgekratzten Menschen waren durchnässt vom Platzregen. Einzelne Schirme tropften in die schmalen Holzrillen des Fußbodens. Es dampfte fast im Anhängerwagen des Trams. Als die Straßenbahn beschleunigte, beobachtete ich ein kleines Bächlein, welches auf mich zurollte, und saugend im Staub versickerte. Vor der nächsten Haltestelle sah ich auf und blickte in das böse Gesicht eines sich zum Ausgang hangelnden Mannes.

«So du Saujud, hast noch nicht genug Geld mit deinem Heroin verdient», giftete er laut und überdeutlich. Dann spuckte er mir ziemlich gekonnt ins Gesicht.

Ich war zu müde, um schnell genug zu reagieren. Der Mann war schon ausgestiegen und weg, als ich die Wut in mir hochkochen fühlte.

Mitfahrende drehten die Köpfe nach hinten. Es war plötzlich still im Tram. Vorne kicherten drei hübsche Mädchen; sie hatten den Vorfall wohl nicht mitgekriegt und fragten durch den ganzen Wagen grölend einen Bekannten: «He, Häse, was ist denn los? Warum sind alle auf einmal so still?»

Pinguin

Die normalen, unauffälligen Menschen bilden das Gewicht der Gesellschaft, der wirklichen Geschichte. Pinguin ist so überaus freundlich, dass er heraussticht.

Der Pinguin war schon an Aids erkrankt, da ließ er sich endlich überzeugen, dass er die Medikamente gegen HIV nehmen sollte, um nicht elend zu sterben.

Der Pinguin hatte mich seit vielen Jahren immer wieder einmal telefonisch kontaktiert, oft zu nachtschlafender Zeit. Er rief mich mit seiner freundlichen, hohen, etwas reibenden Stimme an und sagte dann etwa: «Hier ist XY, kennen Sie mich noch, Herr Doktor Seidenberg?» «Ja, sicher, Herr XY, klar kenne ich Sie.»

Die Nettigkeit des Pinguins, sein sanftes Bitten waren so wirksam, dass ich einfach nicht böse und unwirsch reagieren konnte, obwohl er mich aus dem tiefsten Schlaf geweckt hatte.

Meistens bin ich stocksauer, wenn man mich weckt, und habe einige Sekunden oder Minuten echte Mühe, meine schlechten Gefühle zu kontrollieren. Die Angst und Not der anrufenden Patienten, die sich nachfühlen lassen, beginnt dann meist nur langsam, ihre Wirkung in meinem Gemüt zu entfalten. Die meisten nächtlichen Anrufe sind unnötig: wegen Schlaflosigkeit, wegen Juckreizes, wegen Fußpilzes, wegen seit zwei Wochen schon andauernder Rückenschmerzen, wegen Ängsten, wegen eines Termins für einen Schwangerschaftsabbruch, denn «das ist doch ein Notfall».

Eine einsame Frau rief mich über Jahre immer nachts an, wenn ich Notfalldienst hatte. Jedes Mal wollte sie nur über Gott und die Welt sprechen. Sie bot mir Tee und Kuchen an und war immer sehr freundlich. Ich fragte sie, ob ich wirklich wieder wegen nichts und wieder nichts auf einen notfallmäßigen Hausbesuch kommen müsse.

Ich könne das der Krankenkasse nicht zumuten. Die arme Frau schaffte es trotzdem jedes Mal, dass ich sie zu Hause besuchte, denn ich konnte ohne Inaugenscheinnahme eine akut aufgetretene Gefahr ja nie ausschließen. Sie brachte mich an den Rand meiner Geduld. Einmal händigte ich ihr den an einem Handteller großen Fallschirm befestigten, aus dem Fenster geworfenen Hausschlüssel im dritten Stock aus und verabschiedete mich grimmig von ihr, ohne auch nur die Wohnung der Frau betreten zu haben. Nicht einmal die Hand gereicht hatte ich ihr, da rannte ich zwei Stufen auf einmal nehmend das Treppenhaus schon wieder hinunter.

Jetzt aber sah ich den Pinguin förmlich vor mir, als er mitten in der Nacht anrief. Er ist ein dickbäuchiger Mann, hält seine Arme und den Rücken gestreckt, geht steif, in kleinen Pendelschritten, spricht piepsig krächzend mit spitzem Mündchen.

«Ah, Sie wissen wer ich bin! Also, es tut mir sehr leid, wenn ich Sie störe, aber es ist sehr wichtig. Sie wissen ja, ich habe HIV, und jetzt habe ich sogar Aids. Meinen Sie, ich muss das wirklich behandeln? Meinen Sie, bei einem Fixer wie mir lohnt sich das? Ich muss eh bald sterben.»

«Nein, Sie müssen sicher nicht bald sterben! Kommen Sie morgen vorbei. Ja, um 7:15 Uhr beginnt meine Sprechstunde. Ich weiß nicht, wie dicht schon eingeschrieben wurde, aber die MPA findet sicher irgendwo eine Lücke im Terminkalender.» So kam er wieder regelmäßig in unsere Behandlung.

Wir mochten ihn alle sehr. Irgendwann begann unser Team Herrn XY heimlich Pinguin zu nennen. Pinguins Aids-Symptome verschwanden unter der konsequenten Therapie sehr schnell. Der Verlauf bezüglich HIV war erfreulich und stabil. Aber wir mussten nun die chronische Hepatitis C behandeln. Er begann nämlich eine Leberzirrhose zu

entwickeln. Eine frühere Behandlung war gescheitert; seine Hepatitis hatte sich weiterentwickelt. Im Unispital wurde versuchsweise eine vielversprechende neue Behandlung gegen HCV angeboten. Ich schickte unseren lieben Herrn XY in die Infektionsabteilung.

Die Behandlung war sensationell erfolgreich. Ich sprach mit der zuständigen Assistenzärztin. Ich war perplex. Plötzlich sprach sie vom Pinguin. «Was, ihr nennt ihn auch so?!»

Hatten wir uns verplappert? Hatte wirklich niemand von uns gegen außen den Spitznamen verwendet? Unser Herr Pinguin hatte in der Infektionsabteilung unabhängig von uns denselben Spitznamen bekommen.

Einige Wochen später erhielt unsere Praxis von Herrn XY eine nette Postkarte mit Grüßen aus den Ferien. Er schrieb uns freundliche Worte voll Dankbarkeit. Auf der Vorderseite der Karte prangte ein schöner großer Kaiserpinguin mit weiß-goldener Borte. Ich wagte nie zu fragen, was dieser Pinguin bedeutete. Hatte er uns doch seinen Spitznamen gebrauchen gehört?

Mladen

Vom Frühjahr 1997 bis 2017 praktizierte ich als Allgemeinarzt im Haus Capitol am Central. Zwanzig bis dreißig Prozent meiner Arbeit betrafen gewöhnliche Allgemeinpraxis, und ähnlich groß war der Umfang der gynäkologischen Fälle. Jährlich führten wir rund dreihundert Schwangerschaftsabbrüche durch. Fast die Hälfte meiner Arbeitszeit beschäftigten mich die zeitweise gut zweihundert Patienten in Opioidsubstitution mit Methadon, Morphinretards oder Buprenorphin. Wir hatten zwei Praxiseingänge. Für die Methadonabgabe hatten wir einen Schalterraum mit Separateingang eingerichtet. Der helle kleine Raum war mit Gittern, Spiegeln, Kameraattrappe, Vierpunktschlosstüren und Alarmanlage speziell gesichert. Die MPAs arbeiteten in einem winzigen Kabäuschen, welches mit einem Fenster als Durchreiche in den Abgaberaum verbunden war. Durch den Schalter wurde die vom Computer errechnete Dosis für Tage oder ganze Wochen abgegeben. Nur Patienten, deren persönliche Verhältnisse durch Bekanntwerden ihrer Opioidabhängigkeit besonders gefährdet waren, erhielten das Methadon aus Diskretionsgründen im allgemeinen Praxisbereich.

Im Schalterraum trafen sich die Menschen in unterschiedlichsten Lebenssituationen. Ein großer Teil der Methadonbezieher war berufstätig; nicht wenige waren Hausfrauen mit Kindern. Wir behandelten, Handwerker, Hilfsarbeiter, Angestellte in allen Branchen, Maturanden, Universitätsstudenten, einen Bezirksanwalt, den Chef eines großen Sozialdienstes und viele Menschen in anspruchsvollen Berufen. Natürlich waren viele auch auffällig, und nicht wenige standen außerhalb jeder Norm. Viele waren und blieben psychisch angeschlagen und sozial randständig. Für mich als Arzt am befriedigendsten war, dass die Leute nicht mehr so häufig und nicht

mehr so schwer krank waren wie früher. Sie überlebten, und sie lebten gut.

Mladen Vrankić bezog bei uns Methadon. Das erste Mal kam er in Begleitung seiner Frau Alina in unsere Praxis. Alina hatte mit Mladen ein kleines Kind, einen Säugling, ein eben erst geborenes Mädchen. Mladen arbeitete zunächst als Bauhandlanger. Später war er nur noch Handlanger für die Geschäfte seiner Frau, Geschäfte, die er kaum verstand. Es war ihm recht, es ging ihm gut. Alina organisierte für ihn alles, vor allem alles Schriftliche. Er war noch nicht lange in der Schweiz und konnte kaum Deutsch. Alina aber war schon lange hier. Sie organisierte auch im ganzen jugoslawischen Bekanntenkreis die Kontakte zu den Behörden. Sie war tüchtig, man wusste das. Alle profitierten und Alina am meisten. Sie half allen: Serben, Kroaten, Bosniaken, alle Menschen waren ihr recht.

Es gab keine Probleme, alles war stabil. Bis eines Tages ein anderer Mann aus Ex-Jugoslawien in unsere Praxis kam und fragte, warum er von uns Rechnungen für Methadonbehandlungen erhalte. Er sei weder unser Patient und erst recht kein Süchtiger. Er heiße Mladen Vrankić, und er sei ein ehrlicher Mann. Er war aufgebracht. Er rang um Fassung. Seine sprachlichen und seine emotionellen Grenzen waren erreicht. Er zeigte uns die Rechnungen und seinen Pass: *Mladen Vrankić*. Die MPA war sehr betroffen. Sie holte mich aus meinem Sprechzimmer und stellte mir den Mann vor. Ich begrüßte ihn, und er gab mir zögernd seine Hand. Die MPA fragte mich, ob sie das Bild unseres Mladen Vrankić zeigen dürfe. Sie drehte den Monitor. Ja, ja diesen Mann, diesen Gangster, kenne er. «Das ist Ivica, der Neue meiner Ex-Frau.»

Als Ivica noch keine sichere Aufenthaltsgenehmigung für die Schweiz erhalten hatte, hatte Alina praktischerweise die Krankenversicherung ihres Noch-Ehemannes für Ivica mitbenutzt. Die Scheidung war schon

lange rechtsgültig geworden, als Alina immer noch die schriftlichen Angelegenheiten ihres Ex erledigte.

Als der echte Mladen umgezogen war und seine Angelegenheiten selbst zu regeln begann, erhielt er weiterhin unsere Rechnungen. Wir entschuldigten uns und baten ihn, uns zu informieren, wenn Alina und Ivica, der falsche Mladen Vrankić, nicht alle Schulden korrekt begleichen würden.

Ivica bezog noch viele weitere Jahre Methadon in unserer Praxis. Er kam oft in Begleitung seines kleinen Töchterchens. Es gab keine Probleme mehr, alles war stabil.

Violette

Violette lag auf der Bank in der frühen Morgensonne. Sie hörte die Passanten zur Arbeit hetzen. Sie hörte ihren Alten mit den Eisen seiner groben Schuhe auf dem Boden herumscharren, unter der Bank eine Bierflasche klirrend mit dem Absatz wegstossen und irgendetwas murmeln. Le Vieux ging zum Brunnen. Im kühlen Wasser lagen noch einige Flaschen. Sie hörte, wie der Bus der städtischen Verkehrsbetriebe anhielt, die Geräusche der aus- und einsteigenden Menschen. Ein kleines Kind fragte seine Mutter, ob die Frau auf der Bank wohl tot sei. Immer noch musste Violette oft überlegen, bis sie verstand, was gesagt wurde. Sie spürte einen leichten Schlag auf ihre Beine und Füße. Violette öffnete die Augen. Sie verstand kein Wort. Eine zittrige alte Frau forderte mit ihrem Stock resolut einen Platz auf der Bank.

Violette war aus dem Welschland, aus der Schweizer Romandie, ihre Muttersprache war Französisch. Sie spielte Geige, Flöte, Klavier und Harfe. Zu Hause bei den Eltern hatte sie ein Atelier zum Zeichnen, Basteln und Gestalten gehabt. Das Theater war ihre große Leidenschaft. Ihre Eltern hatten ihr Schulen, Internate, Privatunterricht bezahlt und jeden Wunsch erfüllt. Sie war begabt und wollte immer eine Künstlerin werden. Etwas aber war schiefgelaufen. Die Eltern bezahlten weiter – Psychotherapien, Entzüge, Rehabilitationen, Scharlatane und Koryphäen. Violette begann ein Kunststudium in Paris, sie stürzte ab, mit der ganzen Pharmazie der illegalen Szene, mit Alkohol und mit Männern. Mehr als einmal wurde sie vergewaltigt, und einmal wachte sie aus einer gynäkologischen Operation auf, nachdem sie fast verblutet wäre. Ein halbes Dutzend Mal war sie fast gestorben. Sie kannte schon alle Notaufnahmen der Schweizer Romandie und die von Paris. Da kam

sie nach Zürich, wo die Junkies ein normales Leben haben sollten, wie man so sagen hörte.

Sie hatte mich im welschen Fernsehen gesehen. Sie rief mich bei mir zu Hause an. Sie wollte zu mir ins Heroinprogramm. Ich erklärte ihr die Aufnahme- und Behandlungsbedingungen und machte sie darauf aufmerksam, dass ich nicht mehr für das Heroinprogramm verantwortlich war. Nein, sie könne nicht jeden Tag oder sogar mehrmals täglich in eine Abgabestelle gehen. Sie müsse doch arbeiten, und sie sei in der Kunstschule. Die Eltern würden ihr das Kunststudium und das Studentenleben in Zürich bezahlen. Ich müsse sie aufnehmen. Sie wolle sowieso unbedingt zu *mir* in Behandlung kommen. Ja, es sei okay, wenn ich ihr nur Methadon geben könne. Ja, es sei alles wunderbar. Und wenn sie sogar nicht einmal täglich vorbeikommen müsse, sei das alles mehr als nur gut genug für sie.

Am nächsten Morgen erschien eine äußerst zierliche kleine Dame, ein Puppenfigürchen, welches fast in seinem dicken Jeansröcklein und der Jeansjacke verschwand. Violettes gefärbte Kraushaare betonten die extreme Blässe ihres feinen Gesichts, welches durch die vielen gediegenen Piercings nicht einmal entstellt wirkte. Voller Energie versuchte Violette, sich auf Deutsch auszudrücken. Sie müsse die Sprache wegen der Schule unbedingt beherrschen. Lebhaft beklagte sie, die richtigen Worte suchend, ihr großes Leid, welches ihr durch alle vorangegangenen völlig inkompetenten Behandlungen zuteilgeworden sei. Mit einnehmendem Lachen betonte sie ihren Lebensmut. Jetzt werde alles gut werden, denn die Kunstschule habe sie aufgenommen. Einige Monate lang war Violettes Leben tatsächlich beständig. Nur eine Woche lang kam sie jeden Tag in unsere Praxis. Anschließend bezog sie unser von Erdbeersirup rosarot gefärbtes Methadon für eine ganze Woche, zu Tagesdosen in kleine Plastikfläschchen abgefüllt. Sie hatte

eine stabile Methadondosis erreicht, und sie hatte die Immatrikulation an der Kunstschule durch Dokumente bewiesen.

Irgendwann begann sie, unsere Grenzen auszuloten und zu testen. Sie hatte angeblich Tagesrationen verloren. Das Fläschchen sei defekt gewesen und alles Methadon ausgelaufen. Sie sei beraubt worden, nachdem sie eben in unserer Praxis ihre Wochenration bezogen hatte. Auch für Ausnahmen hatten wir in der Praxis Capitol unsere festen Regeln. Violette musste nie ohne Methadon wieder von dannen ziehen. Aber sie blieb Tage und Wochen weg. Violette rappelte sich immer wieder hoch, stürzte ab und rappelte sich doch wieder hoch. Die ausgefeilten Regeln unserer Praxis erlaubten eine sichere Medikation und waren nur so weit einschränkend, wie zur Sicherheit nötig.

Sie lebte in einem ausgesprochen wohlhabenden Viertel der Stadt. Ihre große Wohnung war, nach wenigen Monaten in Zürich, übervoll dekoriert mit Kreationen aus Haushaltsgegenständen, Zeichnungen, Skulpturen aus bemaltem Pappmaschee und Gips, aus farbigen Drähten, aus elektrisch leuchtenden Materialien, Holz, Baumstrünken, Verpackungsmaterialien, Stoffen aller Art und Qualität. Durch die Wohnung führten Wege wie Tunnel, und aus allen Ecken begutachteten die Blicke von Figuren, Puppen und Augen die Besucher, welche gar nicht erwünscht waren. Die Konstruktionen waren vielleicht Wächter der Jungfrau Violette oder «les terribles enfants de la méchante sorcière». Wenn man alle Texte gelesen hätte, welche auf Zetteln oder mit mikroskopisch kleinen Buchstaben als Konturlinien von gezeichneten Figuren die Geschichte ihrer Herrin erzählten, ja, wenn man das alles entziffert hätte, dann wäre man vielleicht auf die wahre Violette gestoßen. Obwohl die Wohnung in mehreren nestartigen Nischen sogar mehr als nur eine Schlafgelegenheit bot, war die Wohnung zum geheimen Kunstobjekt geworden. Mehrere Container

kunstvollen Materials wurden nach Violettes Tod von den Behörden schnöde als Müll entsorgt. Violette wurde posthum als Messie klassiert. Violette nächtigte oft woanders und lebte ganze Wochen auf der Gasse. Sie feierte die gefährlichsten Orgien und inszenierte ihre abgründigsten Fantasien mit wem immer, der sich auf sie einlassen wollte. Sie riss Männer auf, einzeln, mehrere gleichzeitig. Sie nahm alles, was durch Nase, Venen oder irgendwie in ihren Körper gelangen konnte, Lust zu jedem Preis, Schmerz war dabei noch das Geringste. Einer ihrer Freunde fand für sie gelegentlich eine verlassene Wohnung. Ein anderer besorgte ihr eine illegale Waffe. Ein dritter beschaffte Kokain und Sugar, ein vierter Bier und Wodka. Dem fünften drückte sie den handlichen Revolver in die Hand; er stand Schmiere, bevor er gemerkt hatte, für welche Rolle er vorgesehen war. Violette nahm Freier aus, kaum wegen des Geldes, sondern aus Spaß am Spiel und an den Fotos, wie sie dastanden, vor ihr, in der Pose, die sie für diese Männer vorgesehen hatte. Sie plante eine Ausstellung mit breiten Balken über den Gesichtern und über dem Gemächt: ein Foto von vorne und eines von hinten.

Der fünfte Freund war ein großer, massiger Mensch. Violette nannte ihn Teddy oder Le Vieux, meinen Alten. Ihm war es recht, dass er einen neuen Namen erhielt. Er lebte erst seit wenigen Wochen auf der Straße. Seinen Schlafsack und seine übrige Habe trug er immer bei sich. Er hatte noch keinen sicheren Bunker für seinen Plunder, war noch nicht gut organisiert für ein Leben auf der Straße. Er war immer so betrunken, dass er keinen Schmerz spüren und an nichts denken musste. Er wollte nichts mehr.

Aber als er Violette begegnete, regten sich doch wieder leise Wünsche. Sogar er spürte die Erregung, wenn er im Rücken der Freier im richtigen Moment auftauchte, mit der Knarre in der einen Hand und mit der

anderen den Fotoapparat bediente: Ein-, zwei-, dreimal Klick. Die Gesichter, wie sie über die Schulter in die Kamera, in die Knarre blickten, ihre Hosen wieder hochzogen. Beim ersten Mal pisste er sich glatt in die Hose vor Lachen. Violette lachte und schimpfte und zog alle Register ihrer Schauspielkunst. Sie umarmte ihren großen Teddy, sie nahm ihm die Knarre ab, hielt sie aus Jux an seine Stirn, küsste ihn und als er nicht mehr von ihr weichen wollte, rannte sie ihm davon. «Je reviendrai, mon Vieux, ich werde dich immer finden, j'te le jure!»

Die Sessions mit den Freiern inszenierte sie nie in derselben Wohnung, manchmal sogar im Freien, in einem Hof oder hinter einem Gebüsch im Park. Einmal schoss sie aus purer Lust in die Luft, bis das Magazin leer war. Sie kreischte hinter dem flüchtenden Mann her. Ein anderes Mal saß sie auf Teddys Schoß und schoss über die einsame Straße auf die klirrend zu Bruch gehenden Glasscheiben der leeren Wartekabine der Verkehrsbetriebe. Der Rückstoß schlug ihr die Waffe fast aus der Hand. Sie schien jedes Mal etwas Neues ausprobieren zu wollen. Aber jedes Mal verschwand sie nach den Sessions, und Teddy wurde mit jedem Mal frustrierter. Er verfolgte Violette. Er wollte mehr von ihr, und sie ließ es meist nicht zu. Manchmal zogen sie noch durch die Straßen und Gassen der Stadt, aber spätestens am Morgen machte sie sich wieder aus dem Staub.

Es war ein sonniger warmer Morgen. Teddy hatte seine Arme im Brunnen gekühlt, sich Nacken und Gesicht gewaschen. Mit den letzten zwei Flaschen Bier war er vom Brunnen zur Bank zurückgetorkelt; er schwankte nur ein bisschen. Er sah, dass Violette sich wieder einmal davonestehlen wollte; sie bog soeben um die Straßenecke. Dieses Mal folgte er ihr vorsichtig. Sie nahm die Straßenbahn, und es gelang ihm, ihr unbemerkt zu folgen. Am Bahnhofquai bemerkte sie ihn beim Aussteigen nicht sofort. Erst auf der Bahnhofbrücke sah sie sich um,

erkannte ihn über die vielen Köpfe hinweg, rannte über das Central davon und die Weinbergstraße hinauf. Hinter dem Kino Capitol betrat sie durch einen Nebeneingang das Gebäude. Er wartete. Früher oder später würde sie schon wieder herauskommen. Er setzte sich auf die Treppe der schmalen Gasse, welche neben dem Hauseingang zum Restaurant Commihalle in die Stampfenbachstraße hinunterführte. Als er sich vom Fensterabsatz seine zweite Flasche Bier greifen wollte, sah er durch die Scheibe und das Eisengitter, dass Violette zusammen mit anderen Menschen vor einem Schalter im Parterre des Gebäudes stand. Sie sah ihn ebenfalls.

Violette war in großer Panik. Sie beklagte sich bei der MPA am Methadonabgabeschalter unserer Praxis mit überschlagender Stimme. Sie werde von diesem Typen seit Tagen bedroht und verfolgt. Er habe auch einen Revolver. Als es um neun Uhr Zeit war, den Methadonabgabeschalter zu schließen, verlangte Violette, dass wir sie in der Praxis verstecken sollten. Sie weigerte sich, sich ins Wartezimmer zu setzen, da sie befürchtete, dass der Mann sie dort entdecken könnte, wenn er einfach hereinkomme. Ich nahm Violette außer der Reihe als Notfall in mein hinteres Sprechzimmer und ließ mir die Situation erklären.

Im selben Moment erschien der große Mann an der Empfangstheke im normal zugänglichen Teil der Praxis und verlangte aufgebracht Auskunft über den Verbleib «seiner» Violette. Die MPA rief mich per Telefon aus meinem Sprechzimmer. Ich kleiner Wicht baute mich vor dem Riesen auf und forderte ihn mit meinem Hausrecht ultimativ auf zu verschwinden. Als er nicht sofort gehorchte, wies ich die MPA an, die Polizei zu rufen. Der Mann trollte sich brummelnd aus der Praxis, ich mit einem Pfefferspray in der Hand hinten nach. Er wartete vor dem

Hauseingang. Die Polizei erschien nach wenigen Minuten zu sechst. Violettes Teddy ließ sich widerstandslos festnehmen.

Eine Polizistin verlangte, meine Patientin in unseren Räumen befragen zu dürfen. Mit Violettes Einverständnis gestattete ich dies. Ich widmete mich im vorderen Sprechzimmer meinen übrigen wartenden Patienten. Als ich wieder aus dem Sprechzimmer kam, erfuhr ich, dass die Polizei soeben Violette abgeführt hatte. Bei Teddy war keine Waffe gefunden worden. Den geladenen Revolver aber fand die Polizei in Violettes Handtasche.

Frieda

Gewalt gegen Frauen ist unglaublich häufig, meist unspektakulär, quasi normal. Gewalt gegen Frauen wird oft schlecht wahrgenommen.

Frieda Feuer wurde immer wieder Opfer von Gewalt. Aber man hätte das kaum gedacht, wenn man sie sah. Groß, muskulös und wehrhaft schien sie gewappnet gegen aggressive Männer. Aber war sie das? Ich sah sie mehrfach verletzt durch Auseinandersetzungen, die sie nicht gesucht hatte.

Sie ließ sich nicht so leicht unterkriegen. Schon von ihrem Vater und Brüdern war sie gewohnt, Schläge und sexuelle Zumutungen abzuwehren. Der Vater war ein erfolgreicher Geschäftsmann, der sich seines Fehlverhaltens durchaus bewusst war. Mit frommen Gebeten und großzügigsten Spenden suchte er sein schlechtes Gewissen zu entlasten. Manches soziale Projekt verdankt diesen Umständen seine Finanzierung. Frieda aber brachte *das* keine Hilfe.

Friedas Freunde waren meist Alkoholiker und Punks mit Hunden. Frieda besaß zwei Hunde, einen kleinen, aus Angst oft aggressiv kläffenden Spitz und einen großen, bulligen namens Nero, der auf viele Menschen zu Unrecht einen bedrohlichen Eindruck machte.

Trotz einer ausreichend hohen Methadondosis konsumierte Frieda Feuer bis weit in die Nullerjahre hinein gewohnheitsmäßig Cocktails von Heroin und Kokain, indem sie sich diese spritzte. Frieda hatte eine robuste Gesundheit. Aber auch die robusteste Natur schützt nicht vor eitrigen Abszessen. Sie hatte sich ein Bein gebrochen und wollte die Hunde an diesem heißen Tag nicht allein zu Hause lassen. So hatte sie mich überredet, einen Hausbesuch zu machen.

An diesem Sonntagabend stand ich also mit meinem mich begleitenden, halbwüchsigen Sohn vor ihrer Türe und klopfte. Sie wohnte in einem der Häuser unter der hochgeschwungenen Autobahnzufahrt. Der kleine

Spitz kläffte böse und anhaltend. Nero ließ nur einmal tiefbrummend von sich hören. Frieda öffnete zögernd; sie guckte vorsichtig durch den mit Vorhängeschloss gesicherten Spalt, bevor sie die Türe ganz aufmachte. Mit einem Bein im Gips humpelte sie vor uns in ihre Wohnstube, nahm den Spitz auf den Arm, und Nero schnüffelte derweil wohlwollend an uns herum. Nero hatte seine Bereitschaft, Frieda zu verteidigen, schon mehrfach bewiesen, aber mich kannte er und respektierte mich als Alpha-Männchen, dem alle in der Praxis Capitol Respekt zollten. Er legte den Kopf auf seine Pfoten. Frieda hatte einen Spritzenabszess am Handrücken. Die Haut war gerötet und geschwollen. Nero war wieder aufgestanden. Er beobachtete mich genau, als ich den Befund untersuchte. Ich erklärte Frieda und meinem Sohn, was zu tun war.

«*Ubi pus ibi evacua*, wir müssen den Eiter abfließen lassen und dann den Arm ruhig stellen.»

Nero hatte sich wieder hingelegt und schloss manchmal sogar langsam seine Augen. Ich legte Friedas Arm und meine Instrumente auf einem Molton bereit. Ich desinfizierte vorsichtig und sorgfältig die gerötete Schwellung. Ich zog sterile Handschuhe an und erklärte weiter mein Vorgehen. Ich zeigte meinem Sohn, wohin er mit dem Kältespray zielen sollte, damit mein schneller Schnitt nicht schmerzte. Als ich mit dem Skalpell entschlossen in Friedas Hand schnitt, sah ich aus dem Augenwinkel, wie Nero aufschoss und über den Beistelltisch zum Sprung auf mich ansetzte. Ich duckte mich. Frieda schrie und stand auf, um Nero an seinen Platz zu verweisen. Eiter und Blut tropften aus der glatten Stichinzision. Nero kuschte schuldbewusst, ließ sich von Frieda abführen und in ihrem Schlafzimmer einsperren. Mein Sohn und ich konnten die Wunde reinigen und verbinden. Wir fertigten eine Schiene,

welche Frieda das Handgelenk nun zehn Tage lang in einer Armschlinge ruhig stellte.

Frieda Feuer war eine eindrückliche Gestalt und hatte eine kräftige, raue Stimme. Möglicherweise habe ich diese große, unerschrocken wirkende Frau immer etwas überschätzt. Alle unterschätzten wohl, wie sehr ihr Leben von Gewalt durch Männer geprägt war und wie sehr sie deren Opfer wurde. Sie sprach davon nie.

Eines samstagsmorgens wurde ich in die Praxis gerufen: Ein Notfall, Frieda! Klassische Szene des überbeschäftigten Vaters und seiner braven Familie: Wir hatten uns nämlich soeben zur Abfahrt in die Ferien bereit gemacht.

«Okay, okay, machen wir halt einen Zwischenstopp an der Praxis.» Schon die kräftige Morgensonne versprach einen heißen Tag. Dieses Mal half mir meine Tochter. Der Rest meiner Familie wartete im Schatten vor dem Eingang der Praxis.

Frieda Feuer stand, aus einer Stichwunde rechts oberhalb der Brust blutend, in unserer Wundversorgung. Ich fotografierte die Wunde und desinfizierte sie. Ich sondierte mit einer sterilen, metallenen feinen Knopfsonde, wie tief der Stich reichte. Der Täter hatte Frieda das Methadon mit Waffengewalt geraubt. Der Linkshänder hatte mit dem Messer in der Faust von oben zugestochen. Der Stich war nicht tief; das Messer war nicht über den großen Brustmuskel Pectoralis hinaus eingedrungen. Die Brusthöhle war unverletzt. Konnte ich mir sicher sein? Ja, ich war mir sicher.

Also verschloss ich die Wunde. Die MPA ersetzte Frieda das Methadon. Die Ferien konnten beginnen. Wir fuhren gemütlich durch den Gotthard, der Stau war erträglich, die Leventina öffnete den Blick in den Süden, die mediterrane Luft ließ schon das Meer erahnen. Wir tankten ein letztes Mal vor der Grenze in Chiasso, da erreichte mich der

zweite Anruf. «Unispital Zürich, ja, wegen Frieda Feuer, sie ist mit einem Messer attackiert worden.»

«Ist der Stich doch bis in den Brustkorb eingedrungen?»

«Nein, nein, der Stich im Bauch ist nicht tief und nicht gefährlich. Es geht ihr gut. Ich will nur wissen, ob sie wirklich hundert Milligramm Methadon pro Tag erhält und ob ich ihr die Dosis für den Sonntag mit nach Hause geben darf.»

«Ja, ja, hundert Milligramm sind okay, aber ich verstehe nicht. Ich habe Frau Feuer heute Morgen wegen eines Stichts in den Pectoralis gesehen und habe die Wunde versorgt. Sie sprechen von einem Stich in den Bauch?»

«Oh ja, die Pectoraliswunde ist auch in Ordnung. Wir haben noch ein Röntgenbild gemacht, welches keine Zeichen einer Thoraxverletzung aufweist. Frau Feuer wurde ein zweites Mal attackiert, der Stich wurde bei diesem Mal von unten nach oben ausgeführt, traf die linke Seite und verfehlte die Milz um Haaresbreite. Aber wie gesagt, Frau Feuer geht es gut, sie hat Glück gehabt.»

«Super! Ja, geben Sie ihr bitte hundert Milligramm Methadon für Sonntag. Sie soll am Montag zur Kontrolle zu meiner Stellvertreterin in die Praxis kommen. Lassen Sie sie von mir grüßen. Ich bedanke mich sehr, vielen Dank.»

«Ich habe gehört, Sie sind in Sardinien.»

«Nein, erst in Chiasso, im Tessin an der Grenze.»

«Schöne Ferien!»

Johnny

Sie haben sicher bemerkt, dass Ihr Guide durch die Drogengeschichte unserer Stadt gelegentlich zu Selbstüberschätzung neigt. Das konnte gefährlich sein. Ich wurde manchmal bespuckt, bedroht und sogar beschossen. Ich habe mich nicht beklagt. Ich habe mir das selbst eingebrockt.

Früher lebten viele unserer Patienten in selbstverständlicher Nähe zu Gewalt, zu ihrem eigenen Sterben und zu ihrem Tod.

Ich bin ein ausgesprochen kleiner Mann. Meine Gewalt- und Risikobereitschaft war oft größer, als einem kleinen jungen Doktor normalerweise guttun kann. In den letzten zehn Jahren meiner beruflichen Tätigkeit war ich nur noch sehr selten mit Gewalt und deren Folgen konfrontiert. Aber Gewalt spielte in meinem Leben und vorwiegend in meiner ärztlichen Praxis eine große Rolle. Und wenn ich heute so fröhlich darüber berichten kann, verdanke ich es Glück und schierer Torheit, dass ich kein ängstlicher Mensch geworden bin, und vielleicht auch, dass ich überhaupt noch lebe.

Nur noch undeutlich erinnere ich mich an die Gewalt in meiner ersten Praxis in Zürich-Altstetten. Ich erinnere mich an zwei Schlägereien mit verzweifelten Patienten, die meine Weigerungen nicht akzeptieren konnten; das eine Mal rettete mich ein zufällig eintretender guter Freund und das andere Mal mein Partner Christian La Roche.

Eine dritte gefährliche Auseinandersetzung mit einem fordernden Methadonpatienten endete an einem einsamen Samstagmorgen erst auf der stählernen Freitreppe, welche zur Praxis an der Altstetterstraße hinaufführte. Johnny, ein großer, kräftiger Mann hatte eine sehr diskrete Nervenstörung. Eine Choreoathetose geht mit oft grotesk und unkontrolliert wild ausfahrenden Bewegungen einher. Bei diesem Mann war diese Behinderung für ein ungeschultes Auge aber kaum

sichtbar. Johnny galt als gefährlich und aggressiv, ich war tollkühn, klein und agil: ein ungleicher Kampf. Trotzdem hätte ich Johnny beinahe über das Geländer der Treppe gestoßen. Wir beide stürzten unglaublich glimpflich die Stufen und den Handlauf hinunter. Johnny rappelte sich auf und lief hinkend davon. Ohne Groll kam er am darauffolgenden Montag zum Methadonbezug zurück.

Johnny konnte nicht nur gefährlich sein, sondern auch herzig und liebenswürdig. Eines Nachts brach er an einem Wochenende in die Praxis an der Altstetterstraße ein. Wieder einmal hatte er sein Methadon verloren, vorzeitig verbraucht oder sonst verschusselt. Er klaute nur seine eigenen, vorbereiteten Rationen; die Methadonportionen anderer Patienten ließ er liegen.

Johnny starb einige Jahre später unter den Rädern eines Zugs. Ein Suizid ist möglich. Aber der Mann fühlte sich zu dieser Zeit bedroht. Auch der Racheakt einer geprellten Dealerbande oder der außer Kontrolle geratene Streit um Pässe und Dokumente könnten sein Ende herbeigeführt haben.

Fredy Bieler

Die Geschichte mit dem Taschenmesser und dem Regenschirm geht so: Fredy Bieler war nicht viel größer als ich. Er kam an einem späten Montagnachmittag zusammen mit seiner Freundin in unsere Praxis. Erstmals während einer langen Haftstrafe hatte er einen Wochenendurlaub erhalten. Er sagte mir gleich, dass er gefährlich sei und lieber sich und andere umbringe, als noch einmal zurück in dieses Gefängnis zu gehen. Mehrfach habe er sich schon im Gefängnis umzubringen versucht; man habe ihn mehrere Wochen ins Loch gesteckt, in verschärfte Einzelhaft in die Dunkelzelle, wegen Haftunfähigkeit in die geschlossene Psychiatrie. Er halte das alles nicht mehr aus.

Der Mann hätte eigentlich schon am Vorabend in die Haftanstalt zurückkehren müssen. Er hatte am Wochenende Heroin und Kokain konsumiert; er hätte in der Strafanstalt positive Urinproben produziert. Er befürchtete, zur Strafe erneut ins Loch geworfen zu werden. Nein, er erhalte kein Methadon im Gefängnis; das gäbe es in seinem Kanton noch nicht, ich müsse helfen.

Ich gab ihm dreißig Milligramm Methadon. Untertauchen, illegal leben und bei mir Methadon beziehen wollte er nicht, da sie ihn sowieso in wenigen Tagen finden würden.

Ich telefonierte im Kanton Zürich herum, um eine Institution zu finden, die bereit war, ihm nicht von vornherein mit Zwangsmaßnahmen zu begegnen. Es erwies sich als aussichtslos.

Als Fredy Bieler das realisierte, stürmte er während des letzten Telefonats aus meinem Sprechzimmer und schlug die Türe zu.

Ich hörte Schreie aus dem Wartezimmer. Es waren die Freundin des Mannes und die vom Methadonabgabe-Schalter herbeigeeilte MPA. Beide Frauen kreischten, und was sie sagen wollten, blieb

unverständlich. Bieler hatte ein Taschenmesser gezogen und seine Freundin gepackt. Als er mich sah, ließ er sie los und säbelte mit seinem kleinen Messer in wilden Bewegungen an beiden Handgelenken die Gefäße auf. Sofort spritzte es meterweit aus den Arterien über die Freundin, die MPA, auf die Möbel und die Wände.

Ich hatte aus dem Schirmständer ein altes Exemplar mit einem wuchtigen Griff genommen und hielt es verkehrt herum als Schläger. Fredy Bieler drohte mir mit seiner Waffe und bugsiierte sich vorsichtig mit seitlichen Schritten an mir vorbei zum Praxisausgang. Ich schlug ihm das Messer aus der Hand. Die MPA rief den Polizeinotruf. Der Mann rannte zum Haupteingang. Der aber war abgeschlossen. Punkt sechs Uhr abends wurde die Türe verriegelt. Bieler war in unserer Praxis gefangen, ohne dass wir dies gewollt hatten. Er entwich durch die HinterTüre in den Methadonabgabeteil der Praxis. Ich öffnete die PraxisTüre damit Hilfe hereinkommen konnte.

Ich verfolgte den Mann durch die Praxis. Seine Blutspuren waren überall. Er stand im offenen Fenster auf dem Fensterbrett und hielt sich beidhändig am Rahmen. Das Blut spritzte pulsierend hinunter auf die Stampfenbachstraße, von wo das Feierabendpublikum zu uns hinaufblickte. Bieler drohte nun, aus dem Fenster zu springen. Ich packte seine Beine und zog ihn vom Fensterbrett. Er knallte auf den Boden. Ich hielt die Beine im Würgegriff und stand mit einem Fuß auf seinen Hals, wie das ein Schafscherer mit einem zu bändigenden Tier vielleicht tun würde. Er zappelte panisch wie ein Opferlamm.

Lange wäre das nicht mehr gut gegangen. Glücklicherweise erschienen in diesem Moment das Sechserpack des Polizeikommandos und die Sanität. Erst mit einer Elefantendosis Neuroleptika konnte der Mann genügend ruhiggestellt werden. Ich hasse Gewalt an meinen Patienten, und ich hasse Neuroleptika.

Herman

Als Eva Maria ihr Kind gebar, segelte eine Papageienfeder vom Himmel und legte sich in ihre, für einen kurzen Moment nicht verkrampfte Hand. Da entfuhr Eva Maria ein nicht ganz unterdrückter Schrei, die letzte Presswehe setzte ein und beendete die heimliche Geburt.

Das Leben begann glitschig und schmierig. Die Mutter nahm das feuchte, warme Bündel aus ihrem Schoß. Sie legte es auf den Bauch mit dem Kopf zwischen ihre geschwollenen Brüste. Dann streichelte sie ihr Kind sanft mit der bunten Feder und sang leise: «Lor Color.»

Nach einer Weile hob sie ihr Kind auf, betrachtete es, roch daran, nahm die Nabelschnur in den Mund, zog mit den Lippen und der freien Hand daran. Als sich ihr Leib entleert und sie den Mutterkuchen blutig und unter leisem Stöhnen ausgestoßen hatte, biss sie zu, trennte den gallertigen Strang entzwei. Sie beschnupperte ihr Kind wieder und wieder, hielt es ins Licht und bewunderte es ausgiebig.

«Du bist mein bunter Papagei. Loro Coco Lora, Lola Lolo Lala Coco. Oh, bist du schön. Du bist Lora und Loro, wie Mann und Frau. He, du bist ja beides!»

Da kam die Mutter von Eva Maria. Großmutter Hedwiga unterdrückte zuerst ihre Schreie ob der unerwarteten Bescherung, aber als sie zwischen den Beinen des Neugeborenen zweierlei vorfand, verlor sie einen Moment ihre Beherrschung. Hedwiga war die Tochter eines unbedeutenden deutschen Nazis, die Tochter eines Kleinkriminellen, der in Südamerika untertauchen musste und irgendwann endgültig im Dschungel oder wohin auch immer verschwand. Die große, blonde Frau nannte das Kind ihrer Tochter Herrmann, weil sie das für den allermännlichsten aller denkbaren Namen hielt: Herr und Mann. Aber

Herman' bedeutet sowohl Bruder wie auch Schwester: «Hermano y Hermana.»

Hedwiga war die Chefin, «la gran señora» oder «la gran madre». Sie war immer noch eine schöne Frau, aber sie ließ andere für sich arbeiten. Nur die hohen Tiere wie den Polizeichef Eduardo Maza, den Bürgermeister oder den Advokaten begrüßte sie huldvoll mit einem Küsschen auf beide Wangen oder einer verheißungsvollen Geste.

Vermutlich hat Hedwiga nur den Jefe el Capo manchmal in ihr Bett eingeladen. Man wusste es nicht, und man traute sich kaum, es sich vorzustellen oder darüber zu munkeln.

Eva Maria war für alle bloß die kleine Indianerin, da ihr Vater offensichtlich ein Indio war. Viele wussten nicht, dass sie Hedwigas Tochter war. Eva Maria kannte ihren Vater nicht. Auch dieser Mann war verschwunden. Niemand wusste, wohin. Das war in der Zeit, als Hedwiga im Dschungel, in den Regionen der Camps und den provisorischen Städten der Goldgräber ihre Zelte aufgeschlagen hatte. Jetzt lebte sie mit ihrer einzigen, fast geheimen Tochter am Rande der großen Stadt und am Rande des Urwaldes.

Hedwiga hatte ihre Tochter schon lange dem Polizeichef als Jungfrau zum ersten Bissen versprochen. Jetzt war Eva Maria aber keine Jungfrau mehr. Das konnte nicht lange verheimlicht werden. Der Wert der kleinen Indianerin war gesunken. Hedwiga schlug ihre Tochter aus viel geringeren Gründen als wegen der verlorenen Jungfräulichkeit. Sie schlug wenn nötig jedes ihrer Mädchen. Sie hielt meist eine Fliegenklatsche in ihrer Hand, und mit dieser teilte sie dahin und dorthin aus. Hedwiga ließ sich hoffieren und bedienen. Die Mädchen mussten nicht nur den Männern gefallen, noch wichtiger war die Gunst der großen Señora.

«La pequeña indiana», die kleine Indianerin, hatte glatte, lange schwarze Haare und war eine zierliche durchsichtig wirkende Person. Sie war freundlich zu allen Menschen und wurde behandelt wie der letzte Dreck. Kaum hatte sie ihre erste Blutung, hatte der dritte Sohn des Jefe el Capo, der José Manuel, das gerochen. Er hatte Eva Maria vor allen Jungen des Viertels schöne Augen gemacht. Die liebevollsten Sprüche hatte er für sie, und sie glaubte es, obwohl alle über sie lachten. Er hatte ein kleines Motorrad, das er knattern ließ. Einmal durfte sie den Gashebel betätigen, und der Motor heulte laut auf. Er fuhr für sie sogar auf einem Rad aufgerichtet im Kreis, und er lachte sie, die in der Mitte stand, strahlend an. Wie hätte sie diesem Blick widerstehen sollen?

Eva Maria sah nicht gut. Niemand wusste das, und eine Brille hätte ihr sowieso niemand gekauft. Vielleicht lag auch etwas ganz anderes im Blick des José Manuel, aber sie sah es nicht. Der große schöne Junge stieß auf keinen Widerstand, als er in der Nacht durch die Bretter der hinteren Hauswand zur kleinen Indianerin kroch, um ihr das Hymen zu brechen. Er wollte Gewalt und Schmerz, aber sie stöhnte in Liebe und Lust, die kleine Hure.

So entstand Herman', und José Manuel war der Vater. Sein Kind mit der Indianerin sollte er aber nie sehen, denn José Manuel musste vorher sterben. Er musste für seinen Vater, den Jefe el Capo, einen ersten, wirklich wichtigen Auftrag ausführen. Den überlebte er nicht.

Eduardo Mazo, der Polizeichef, war nicht nur in seiner Paradeuniform eine stattliche Figur, ein großer fester Mann mit in der Mitte gescheiteltem, gewelltem Haar und gezwirbeltem Oberlippenbart. Der Polizeichef wollte einen Rivalen im Nachbarviertel loswerden.

Eduardo Mazo sprach also mit Jefe el Capo. Dieser musste sich nicht lange bitten lassen und wollte gerne helfen. Auf dem Motorrad saßen José Manuel, der Sohn des Jefe, vorne und der Killer mit einer kleinen

Maschinenpistole hinten auf. Als sie den Rivalen des Polizeichefs vor dem eigenen Haus und den Augen der Gattin und der Kinder erschossen, lagen Mazos Scharfschützen schon auf der Lauer. Mazo wollte über jeden Verdacht erhaben bleiben. Aber hätte er ahnen können, dass Jefe el Capo den eigenen Sohn schicken würde? Seine Truppe tötete José Manuel.

Der Jefe zeigte seine Gefühle nicht. Dass Jefe el Capo die Mörder seines dritten Sohnes mit dem Tode bestrafen würde, war klar. Bald wusste er, wer die Scharfschützen waren – und wer sie beauftragt hatte, erfuhr er, bevor diese Männer starben. Eduardo Mazo musste sterben, denn der Jefe musste den Tod seines Sohnes rächen.

Eva Maria sollte bei der Racheaktion der Köder sein. Sie wurde von der ganzen Belegschaft des Bordells instruiert, wie sie sich verhalten müsse. Sie wurde gebadet, geschminkt und zurechtgemacht. Sie war plötzlich die Schönheitskönigin, die kleine Prinzessin, und unerwartet im Mittelpunkt der ganzen Truppe. Da Rüschen, dort Glimmer und hier silbrig und goldig Glitzerndes, und da musste noch etwas verborgen oder etwas sichtbar gemacht werden. «Um Gottes willen und María, Madre de Dios, da tropft ja noch Milch aus den Brüsten.»

Jefe el Capo persönlich lag auf der Lauer hinter der Spiegelklappe des geheimen Zimmers für die zahlenden Spanner des Bordells. Er war so wütend und erregt, dass ihm Hedwiga ein Mädchen schickte, welches den Gangsterboss handfest beruhigen sollte.

Der Polizeichef Eduardo Mazo kam mit drei Bodyguards und wurde von Hedwiga persönlich vor dem Haus an der Wagentüre mit Küssen empfangen. Hedwiga war sich nicht zu schade zu zeigen, was sie hatte und trug ein langes schwarzes Kleid mit einer rot gepunkteten, spanischen Rüsenschärpe und tiefem Dekolleté. Alle Mädchen standen an der Türe Spalier, und ein Musiker mit einer Cuatro Guitarra

sang das Hohelied auf die starken Männer und Amor. Eva Maria stand in der Türe und nahm Eduardo Mazo am Arm. Sogar die Putzfrau war mit dabei und als Servierdame gekleidet und reichte dem Polizeichef sofort einen ersten Drink. Der wollte noch Schärferes, und auch die Wachen erhielten etwas Hochprozentiges. Es wurde gesungen und gelacht, und die Männer wurden schamlos von mehreren Frauen gleichzeitig angemacht.

Hedwiga pries die Jungfrau, welche nun dem edlen hohen Herrn zum Opfer dargebracht werden sollte. Ohs und Ahs erklangen, als Hedwiga theatralisch gestand, dass Eva Maria das einzige Kind sei, welches sie je unter ihrem eigenen Herzen getragen habe. Viele taten so, als hätten sie das nicht gewusst, und einige wussten es tatsächlich noch nicht. Der Musiker sang eine Ballade über die schönen Frauen und die Herzen und was so dazu gehört. Bevor Ungeduld aufkommen konnte, wurde Eva Maria von Hedwiga lautstark entschuldigt und gestenreich in die Kammer des weiblichen Geheimnisses, in das Dunkelzimmer der Frau und das Heiligtum der Schönheit, gewiesen. Die Wachen protestierten, als dem Polizeichef die Augen verbunden werden sollten. Es wurde verhandelt. Eva Maria musste in den Gastraum zurückkommen, und die Muskelmänner vergewisserten sich, dass niemand außer der kleinen Jungfrau in der weiblichen Geheimniskammer auf den Polizeichef warten würde.

Dem Polizeichef wurden die Augen erneut verbunden, und er stand da, als würde ihm der Staatspräsident höchstselbst einen Orden anheften. Nun wurde geklatscht und gezählt, und als die Zahl Hundert erreicht war, durfte Eduardo Mazo eintreten. Nur Hedwiga stand hinter ihm, als er im Türrahmen stand. Sie nahm ihm die Augenbinde ab, schloss die Türe der Kammer, und er blickte auf die nackte Jungfrau.

Eva Maria saß fröstelnd auf dem Bett und blickte auf den Mörder ihres einzigen Geliebten, den Mörder des Vaters ihres Kindes. So empfing sie ihren ersten Freier zitterig mit erstarrtem Leib. Wie ihr immer wieder eingebläut worden war, musste sie nun die Beine spreizen, und der Polizeichef stierte unverwandt auf das Ziel seines Begehrens. Er entledigte sich hastig und fahrig seiner Uniformmütze, Jacke, Hose, Unterhose und stand dann gierig in Hemd und Socken vor dem Bett. Sie hatte gelernt, was sie nun sagen musste, und so hieß sie ihren Amor näher zu treten, genau hinzuschauen und zu fühlen, was nachher unwiderruflich zerstört wäre – ihre Unschuld.

Eva Marias Augen weiteten sich vor Angst und Schreck. Der Polizeichef meinte, dass seine geschwollene Männlichkeit sie beeindruckte. Als Letztes stammelte er etwas von Schönheit und Tod. Die Spiegelklappe hinter ihm aber hatte sich sachte geöffnet, und Jefe el Capo stand mit der drahtigen Würgeschlinge bereit. Aus dem Gastraum hörte man Gesang, Geklatsche und Hurra, als Eduardo Mazo in den Ursprung allen menschlichen Lebens versinken wollte.

Hinterrücks wurde er nicht nur um sein Begehren geprellt, sondern auch um sein Leben gebracht. Durch die spitzen Schreie von Eva Maria stimuliert, schwoll das Gejohle draußen vor der Türe noch an. Das Gurgeln und Röcheln des Polizeichefs Eduardo Mazo hörte niemand mehr.

Das also war der größte Tag im Leben von Eva Maria. Nie zuvor und nie mehr wieder wurde sie so gefeiert. Niemand beachtete die kleine Indianerin noch. Sie war die Letzte aus Hedwigas Truppe, welche auf den allabendlichen Partys jeweils einen Freier abschleppen konnte, und oft hockte sie ohne Verdienst stumm und ergeben in einer Ecke. Als die alte Putzfrau an einer Durchfallkrankheit starb, übernahm Eva Maria ganz selbstverständlich deren Arbeit.

Die Indianerin lebte nur für ihren Lor color, ihren farbigen Papagei. Herman' war ein schönes Kind. Alle Frauen liebten ihn, herzten und fütterten ihn. Er spielte im Bordell herum, auf der Theke und in den Boudoirs der Kokotten. Er ließ sich gerne schminken und in die hinreißendsten Kleidchen stecken. Auch Hedwiga konnte das nicht verhindern, der große Knabe war auch gar zu entzückend. Er spielte mit den Perlen und Armreifen, er steckte sich Ringe an die kleinen Finger und Federn in die lockigen Haare, die er von seiner deutschen Großmutter geerbt hatte. Sie nannten ihn Hermana, Hermosa und Hermanita, er lachte glücklich und ahmte alle Posen nach, mit denen die Frauen ihr Geschäft mit den Männern trieben. Nur wenn er seine Puppe auf sich reiten ließ und stöhnte, verstummte das Lachen, und auch er bekam die Klatsche der Gran Señora zu spüren.

Herman' spielte draußen und kam bald genauso voll Schlamm und Dreck nach Hause wie alle anderen Kinder auch. Er musste versprechen, nie nackt herumzutollen, denn sonst würde er keine Freunde finden.

Manolito war der Anführer der Kinder des Viertels und der spätgeborene jüngste Sohn von Jefe el Capo. Manolito wurde Herman's bester Freund. Manolito war eigentlich ein Onkel des fast gleichaltrigen Herman'. Die Kinder wussten nichts von ihrer heimlichen Verwandtschaft. Sie spielten an der großen Straße mit herumliegenden Sachen. Sie setzten sich in leere Gummireifen von Lastern und drehten darin Runden, bis ihnen übel wurde. Sie benutzten ein kaputtes Ölfass als Schiff auf dem großen Bach hinter der Straße. Herman' rettete Manolito das Leben. Er zog ihn aus dem Wasser, als das Fass kenterte und Manolito sich, an einem Ast festgeklemmt, nicht selbst befreien konnte.

Sie streiften durch den Rand des großen Waldes, um die Nester der Papageien zu finden. Sie nahmen Stöcke als Gewehre, hatten selbst gemachte Pfeile mit Bogen, und die Steinschleudern von Manolito und Herman' waren durchaus funktionstüchtig. Papageien konnten sie damit aber nicht schießen oder fangen. Sie hörten die Vögel einander in der Höhe zurufen, und Herman' gab vor, er könnte die Vogelsprache verstehen, denn seine Mutter komme aus dem großen Wald und habe ihm diese beigebracht. Die Kinder waren noch zu klein, und die Gruppe zu groß für die Papageienjagd. Sie fanden aber große schöne Federn, und Herman' steckte sie sich und seinem Anführer ins Haar. Er umarmte seinen Freund und machte ein mächtiges Geheul, wie er es in einem amerikanischen Film gesehen hatte. Wenn sie größer würden, würden sie sich auf Lianen von Baum zu Baum schwingen.

Die Truppe Manolitos wurde immer mehr zu einer Knabenhorde. Einmal raubten sie die Mädchen, fesselten sie und brachten sie in ihr Lager, einem Schuppen hinter der Tankstelle. Die Mädchen mussten den Jungen Tee kochen. Herman' half den Mädchen beim Teekochen und verschenkte farbige Federn. Manolito aber ließ sich die Hand küssen, er wäre der König. In der anderen Hand hielt er einen großen Stock wie ein Zepter. Die Mädchen mussten vor ihm knien. Er wollte nun sehen, was unter den Röcken der Mädchen verborgen sein könnte. Die Mädchen weinten; nur Juanita sah dem kleinen König frech in die Augen und sagte, zuerst wolle *sie* etwas sehen. Sie würde erst zeigen, was unter ihrem Rock sei, wenn ein richtiger Mann vor ihr stehe. Manolito schwang seinen Stock und drohte dem Weibervolk, nur ja nie das geheime Versteck seiner Truppe zu verraten. Herman' stellte sich neben seinen Freund und umarmte ihn und schaut den Mädchen freundlich ins Gesicht.

Das Versteck konnten sie bald nicht mehr benutzen, weil der Tankstellenbesitzer die Kinder vertrieb, als sie die Autofahrer mit unerwünschten Dienstleistungen und Betteleien belästigten. Sie prügelten sich mit den Kindern aus anderen Vierteln, und ihre Streifzüge führten bald weit herum.

Die Kinder nannten sich die Papageientruppe.

In einem europäischen Film hatten sie einen lustigen Streich gesehen, welchen sie kopierten. Sie banden einen falschen Dollarschein an einen Faden und legten ihn in die Nähe eines Pfahls der Straßenbeleuchtung. Sie versteckten sich, und wenn der Passant durch den Geldschein, den sie wegzogen, bevor er ihn greifen konnte, abgelenkt war, kam es oft vor, dass der Gefoppte den Lampenpfahl vergessen hatte und in ihn hineindonnerte. Das Schönste daran aber war das lachende Davonrennen – und dass sie den erwachsenen Opfern immer entkamen. Manolito und Herman' gingen immer nur zu zweit Papageien jagen. Sie hatten beobachtet, dass die Papageien immer in Gruppen von ein bis zwei Dutzend Vögeln zusammenlebten. Auf den gemeinsam bevorzugten Schlafbäumen legten sie keine Eier. Dort hatten sie keine Nester.

Wenn ein Papageienpaar sich vom Schwarm absonderte, folgten die beiden Freunde den Liebesrufen der Vögel. Sie merkten sich, auf welchem Baum wohl eine Papageienhöhle mit einem Gelege gefunden werden könnte. Sie kamen in der Mittageshitze zurück und kletterten auf diesen Baum.

Manolito hatte sich seinen Pfeilbogen zum Klettern schräg über den Kopf und eine Schulter gezogen. Bevor sie dem Nest in der Baumhöhle zu nahe kommen konnten, attackierte die brütende Papageienmutter – oder war es der Papageienvater? – die beiden Knaben wütend und wurde vor allem für Herman', der fast beim Nest angelangt war,

gefährlich. Manolito nahm den Bogen in eine Hand und schlug damit gegen den Vogel, aber leider auch auf seinen Freund, bis der große Ara verletzt zu Boden taumelte. Herman konnte nun die vier Eier stehlen. Er steckte sie in seine Hose.

Als sie zu Boden gestiegen waren, wollten sie die Beute teilen. Herman' brachte drei Eier hervor, und als er ein weiteres Mal in seiner Hose suchte, erschien in seiner Hand nur die zerbrochene Schale und schmieriges Zeug mit einem weichen, kleinen Schnäbelchen und geschlossenen Augen.

Manolito lachte, nahm die Hand von Herman', schleckte sie ab und bemerkte, da hätte er aber etwas ganz Feines ausgebrütet. Er nahm zwei intakte Eier aus der anderen Hand von Herman', der staunend vor ihm stand.

«Ich habe den Ara erschlagen. Ich bin der Anführer. Mir gehören diese zwei Eier.»

Er schlug sich die zwei Eier mit großem Schwung auf den Schädel, mampfte und schlürfte die unfertigen Küken aus seinen Händen, spie Schalenreste aus und meinte großzügig: «Du kannst eines behalten.»

Herman' küsste und schleckte den mit Eiresten verschmierten Knaben, umarmte ihn innig und rief: «Manolito, du bist mein geliebter König!»

Zwei Wochen später schlüpfte ein Küken aus Herman's Ei. Herman' zog den Ara mithilfe seiner Mutter, der kleinen Indianerin, auf. Diese freute sich, sie hatte nun zwei Lor color. Der große farbige Vogel konnte sprechen und bekam einen besonderen Platz als Kommentator aller Skandale in der kleinen Welt des Bordells.

Die beiden Freunde raubten nun regelmäßig Papageieneier. Mit der ganzen Kinderbande zogen sie durch die Stadt und manchmal bis zum Strand des Meeres. Sie verkauften Papageienfedern und die Küken oder auch halbwüchsige Aras. Die Mädchen durften auch mitkommen, da

sie besser verkaufen konnten. Die Mädchen schmückten sich mit den Federn der Vögel, und der groß gewordene Herman' tat das auch.

Herman' bemerkte die Empfänglichkeit seines Manolitos für die Schmeicheleien der Mädchen, welche sich für den schönen Bruder seines ihm unbekannten Vaters neuerdings so interessierten. Er liebte Manolito. Merkte denn Manolito nicht, dass er alles von ihm haben könnte?

Manolito aber prahlte damit, was er alles mit einem Mädchen machen würde. Und da geschah es. Manolito zeigte seinem Freund seine erigierte Männlichkeit. Herman' dagegen zeigte, dass ihm kleine Brüste gewachsen waren, was Manolito verblüffte. Und er zeigte seinem Freund, dass bei ihm unter seinem Männerstolz ein geheimer weiblicher Ort vorhanden war, in dem Manolitos Männlichkeit alle Wünsche erfüllt bekommen könnte.

Das war zu viel. Herman' musste vor Manolito, seiner Bande und überhaupt aus dem Viertel flüchten.

Hermana Lora fand in einem Bordell am anderen Ende der Stadt einen Unterschlupf. Sie verdiente dort bald genug Geld für die stetige Verbesserung ihrer weiblichen Schönheit. Mit vierzehn bezahlte sie sich die erste Operation; Dutzende weitere chirurgische Eingriffe und zahllose Kuren mit Spritzen sollten folgen. Allein schon die Entfernung des Penis und der Aufbau von Schamlippen kosteten sie ein Vermögen. In einer anderen Stadt lernte sie einen Gringo kennen. Er war aus der Schweiz. Er nahm sie mit und beschaffte ihr sogar echte Papiere und Bewilligungen. Sie glaubte sich im Paradies.

Der Mann liebte sie, wie sie war. Er liebte sie wirklich. Aber er war nicht treu. Er wollte sich mit ihr zusammen mit anderen Männern, zu dritt oder mit noch mehr, vergnügen. Sie waren Paradiesvögel und tanzten sich durch die Szene. Sie wollte das nicht. Er liebte nicht nur

sie, sondern manchmal liebte er es anscheinend noch mehr, sie eifersüchtig zu machen, sie subtil zu quälen. Eine Woche lang lebte eine wunderschöne, große dunkelhäutige Frau bei ihnen. Sie war eigentlich ein Er, ein Männertraum mit Wandermelonen: riesigen Brüsten und aufgepumpten Gesäßbacken, mit welchen sie aufreizend wackeln konnte, und sie hatte einen riesigen Penis, aber keine Vagina.

Hermana Lora ging zum Doktor, als sie ein Geschwür im Mund bemerkte. Er sagte, das sei eine Syphilis, und sie erhielt Penicillinspritzen. Da erinnerte sie sich an die vielen kleinen roten Flecken auf der Haut über den Wandermelonen. Sie schleppte die schöne Transfrau zu ihrem Arzt. Er nannte die zahllosen feinen Flecken *Spidernaevi*; die aus einem zentralen Pünktchen entspringenden, feinen strahlenförmigen roten Gefäßarme erinnerten tatsächlich an kleine Spinnen in ihrem Netz. Der Doktor sagte sofort, das seien wahrscheinlich Zeichen einer fortgeschrittenen Syphilis.

Hermana Lora machte der schönen Transfrau eine Riesenszene und warf sie aus dem Haus. Ja, es sei ihr Zuhause, und sie wolle diese Nutte nie mehr sehen. Sie brüllte und weinte: «Bin ich hier denn nicht zu Hause? Entweder sie oder ich!»

Der Schweizer bezahlte die Behandlung der schönen Transfrau und nahm verblüfft zur Kenntnis, dass auch seine Freundin Grenzen kannte und nicht alles mit sich machen ließ. Hermana Lora blieb monatelang zu Hause, schwieg strafend und machte den Haushalt. Irgendwann zog sie doch wieder mit ihm los. Manchmal nahm sie doch wieder dieselben Drogen wie ihr Freund, aber nur manchmal, denn sie wollte das nicht. Sie reisten durch Europa, waren in Berlin, London, Prag, New York, San Francisco und einmal sogar in Hermana Loras alter Heimat. Der Schweizer liebte sie wirklich.

Der Mann hatte Aids und starb daran. Es waren schlimme, aber irgendwie auch schöne Jahre. Hermana machte den Haushalt, ihren Haushalt, und sie pflegte ihren Freund. Er musste langsam und elendiglich ersticken.

Hermana Lora nahm alle herumliegenden, übrig gebliebenen Medikamente auf einmal und hoffte, auch sterben zu können. Sie schlief ein und wachte erst nach mehr als einem Tag wieder auf. Sie fühlte sich zerschlagen und krank. Sie fand nicht nur den mittlerweile stinkenden Toten, sondern auch einen größeren Vorrat seiner morphiumhaltigen Tabletten. Sie war vielleicht noch nicht süchtig, als der Vorrat aufgebraucht war. Aber als das geerbte kleine Vermögen aufgebraucht war, war sie sowohl von Heroin als auch von Kokain abhängig.

Natürlich war Hermana Lora auch HIV-infiziert. Sie brauchte eine antiretrovirale Kombinationstherapie und Methadon. Erneut kam sie zu uns in Behandlung. Zu Beginn war ihre vergangene Schönheit noch deutlich sichtbar. Später huschte die Anmut der Vergangenheit nur in den besten Momenten über ihr Antlitz. Sie erlebte das unvermeidliche weibliche Schicksal vielleicht noch krasser als sonst jede einst schöne Frau. Wieder verkaufte sie ihren Körper und hoffte auf eine neue Liebe. Sie war mittlerweile weit über fünfzig. Mit Methadon, Medikamenten gegen HIV und einer kleinen Rente konnte sie eigentlich gut leben.

Die vielen Operationen und Spritzenkuren hatten an ihrem Körper Spuren hinterlassen. Die Silikonkissen waren defekt und ausgelaufen und mussten operativ entfernt werden. Es gab Infektionen, und die Entzündungen wurden chronisch. Durch Hyaluronsäure aufgepumptes Bindegewebe quoll da und dort auf, im Gesicht, im Nacken, unter den Armen, am Bauch, an der Hüfte, an den Oberschenkeln, und wärmte die Haut bis zur schmerzhaften Hitze, und die tief blauroten

Verfärbungen verschwanden nicht mehr. Sie konnte nicht mehr in den Spiegel schauen. Sie spürte den Brand unter ihrer Haut, auch wenn sie nur zu Hause auf ihrem Sofa saß. Sie musste so sehr weinen, dass die Tränen versiegten und sie trockenen Auges die Bilder des Fernsehers nicht mehr sah.

Alkohol hatte sie nie gemocht. Sie nippte nur an ihrem Glas und prostete jemandem zu. Nein, sie trank nie viel Alkohol. Aber sie zwang sich, außer Haus zu gehen, Menschen zu treffen, Männer. Sie wachte am Morgen auf und wusste nicht, was in der Nacht geschehen war. Die Nachbarin beklagte sich über den Lärm. Zweimal wachte sie morgens auf und lag in Glasscherben auf dem Fußboden.

Der Doktor fragte, ob es möglich sei, dass ein Freier sie so zugerichtet hatte. Sie wusste es nicht. Der Doktor schickte sie zur Computertomografie und zum Neurologen für ein EEG. In der Hirnstromkurve fand man einen epileptischen Herd im Schläfenlappen. War eine Temporallappen-Epilepsie die Ursache ihrer merkwürdigen Verletzungen oder doch ein gewaltgeiler Freier?

Hermana Lora fand erneut einen sie liebenden Mann, einen Rentner, wieder ein Schweizer. Es geht ihr gut.

Toni

Eine heroinabhängige Transfrau war sterbenskrank geworden. Die Behandlung mit Methadon genügte nicht, sie von illegalem Beikonsum und grauenhaften Exzessen mit Freiern abzuhalten.

Auch die Behandlung gegen ihre HI-Viren war immer wieder ungenügend gewesen. Die HIV hatten mit ihrem Körper und den wechselnden Medikamenten einen langen Kampf geführt. Die überlebenden, die unter den Umständen ihres Wirtskörpers fittesten HI-Viren hatten viele Resistenzfähigkeiten erworben. Die noch halbwegs wirksamen Medikamentenkombinationen wurden immer komplizierter, die Nebenwirkungen immer schlimmer. Aids schien unvermeidlich geworden.

Ich stellte bei den zuständigen Behörden ein Gesuch für die palliative Behandlung mit injizierbarem Heroin.

1999 hatte ich in einem früheren Fall ein Bundesgerichtsurteil erstritten. Heroin beim Hausarzt: Als Hausarzt darf ich meine todkranken opioidabhängigen Patienten in meiner Praxis oder zu Hause mit Heroin behandeln. Aber das ist alles nur Theorie.

Die Behörden sahen die Not dieses Menschen nicht. Sie brauchten für die Bewilligung so lange, sie stellten so hohe Hürden auf, dass die Transfrau schon verstorben war, bevor die Behandlung hätte beginnen können.

Die Patientin war noch als Mann ein fleißiger Beamter, ein religiöser Mann und tätiges Mitglied seiner christlichen Kirche gewesen. Jetzt hatten ihr weder Gott noch der Staat tätigen Beistand geleistet, sie hatten ihr sogar gnädige Hilfe bei ihrem schweren Sterben verweigert.

Ueli Körber

Ueli Körber war dreizehn, als er von einem älteren Freund mit einer Suzuki 900 mitgenommen wurde. So riss er von zu Hause aus. Zuhause, das war die Mutter, also praktisch niemand.

Körbers Freund war lässig, er machte alles, was man sich wünschen konnte. Sie fuhren in den Wald und machten Spiele mit Fesseln, sie rauchten Haschisch. Sie übernachteten in einsamen Ferienhäusern und hausten manchmal wie die Fürsten. Natürlich waren sie dann Samurai. Der Freund war meist ein höherer, und Ueli musste alles machen, was der Freund wollte. Das dauerte einen Sommer, dann wurden sie von der Polizei gefasst, und Ueli kam in ein Heim und sein Freund in den Knast. Vor Gericht hieß es, er habe ihn sexuell auf übelste und widernatürliche Weise missbraucht, und Ueli wehrte sich für seinen Freund und sagte, dass er noch nie jemanden gehabt habe, der so zu ihm gestanden sei. Doch alles, was er sagte, wurde gegen seinen Freund ausgelegt, und der wurde im Gericht ganz wütend und sagte zum Schluss nur noch, Ueli solle endlich seine dumme Schnauze halten.

Ueli Körber war hübsch und kräftig. Das Heimpersonal nannte ihn schwierig. Er sei ein Einzelgänger und Anführer bei üblen Taten. Nachdem er wieder einmal eine Woche in der Isolette, im Loch, absitzen musste, organisierte er die größte Kurve der Anstalt. Er nahm gleich ein Dutzend Kollegen mit. Sie räumten drei Geschäfte mit den damals neusten Taschenrechnern und Armbanduhren aus. Sie kassierten ein nicht gerade heruntergekommenes Lokal mit allen Gästen ab. Und als die vornehmen Herren ihre Uhren einfach nicht kaufen wollten, änderten das entzweigeschlagene Flaschen an Damenhälsen, über welche der Wein in den Busen tropfte, sehr schnell. Die von edlem Saft verschmierten Klunker aus den Dekolletés wurden ebenso vom reichen Fleisch abmontiert, wie auch sonst alles

mitgenommen wurde, was wertvoll schien. Auch eine appetitliche Brünnette in einem engen, geschlitzten roten Kleid wollten einige Buben zuerst mit abschleppen. Doch die kreischte gleich so hysterisch los, dass sie dann doch dagelassen wurde.

Und dann gingen sie in den Park, wo Drogen verkauft wurden, und alle fixten sich voll mit Heroin und Kokain, bis ein Toter auf dem Platz lag und die Sanität kam und die Polizei. Aber da waren, bis auf den Toten, schon alle verschwunden. Die meisten gingen irgendwann doch wieder freiwillig ins Heim. Die Strafen seien brutal gewesen.

Ueli Körber aber kam bei einer Hure unter. Sie stand vor ihrer Absteige. Er hatte ihr dreihundert Franken hingehalten, damit sie ihn zum Ausschlafen aufnehme. Sie behielt ihn einige Monate, versorgte, bemutterte und liebte ihn. Die Polizei gab sein Bild zur Fahndung sogar der Tagespresse. Ueli Körber wagte sich nicht mehr auf die Straße. Die Frau war tagelang nur für ihn da. Und dann blieb er in den nächsten Wochen aus Angst vor der Polizei im Hinterzimmer versteckt, wenn Kunden kamen. Er schlug die Frau, wenn sie zu lieb mit den Freiern war, und er schlug sie, wenn zu wenig Geld da war. Eigentlich war es reine Langeweile, doch die Frau hielt das für Liebe und Eifersucht. Die Frau staffierte ihren Ueli schick aus. Sie fuhren mit Chauffeur in die Disco. Sie war erst achtzehn, Körber bald sechzehn.

Körber wollte Kokain von ihr. Auf die Szene wagte er sich nicht wegen der Fahndung. Sie sagte, sie wisse nicht, wo es Kokain gebe, doch die Ausreden nützten nicht lange. Die Frau wusste sich bald nicht mehr zu helfen. Ueli drohte ihr, sie solle ruhig zur Polizei gehen, da komme sie dran wegen Unzucht mit Minderjährigen und Schlimmerem.

Körber ging es wirklich schlecht, und das war nicht nur der Entzug. Da erinnerte er sich an die Journalistin, welche über den Prozess gegen seinen ersten Freund berichtet hatte. Er hatte den Zeitungsartikel in

seiner Brieftasche säuberlich aufbewahrt. Sie hatte geschrieben, dass sich der Richter in der Befragung des minderjährigen Zeugen durch dessen vulgäre Sprache über Sexuelles den neutralen Blick habe trüben lassen, dass er nicht habe erkennen können, dass der Junge im Angeklagten einen Freund, Nähe und einfach ehrliches Verständnis gefunden habe. Ueli Körber gefiel vor allem die Stelle, dass es eigentlich auch die Aufgabe des Gerichts gewesen wäre festzustellen, wie echt diese Freundschaft gewesen sei, und dass das Gericht über die paragrafenkonforme Selbstgerechtigkeit nicht hinausgekommen sei. Ueli Körber schrieb seinem Freund wieder einen langen Brief in den Knast. Es war der letzte seiner unbeantworteten Briefe.

Die Journalistin, es war die bekannte Regula Wolf, kam sogar persönlich vorbei. Sie war eine eher kleine, gemütlich energische Frau. Ihre langen, schwarzen Haare band sie zu einem Zopf oder steckte sie zu einem Dutt hoch. Mit schweren Ohrringen betonte sie ihre lebhaften, südlichen Gesichtszüge, welche unbewegt fast böse gewirkt hätten. Sie trug Jeans und einen schwarzen Pullover, in welchem kleine Fettwülste nicht unappetitlich wirkten. Über ihren Brüsten lag eine Holzperlenkette. Ihre Autorität wurde durch dünne Zigarillos eher gemildert, wohl Relikte aus einer Zeit, als sie sich als Frau besonders durchboxen musste.

Die Hure musste einen Freier abweisen, welcher unmittelbar vor der Journalistin geklingelt hatte, obwohl doch das Schild «Besetzt» aushing. Der Hure war das peinlich, aber Regula Wolf sagte, das mache nichts.

Die Journalistin erklärte der jungen Frau, dass ihr kaum erheblich Strafbares vorzuwerfen sei. Ueli Körber habe sie gar nicht in der Hand. Die Wölfin war aber auch zu Ueli sehr verständnisvoll und brachte Körber dazu, sich bei der Vormundschaftsbehörde zu stellen. Körber

vollendete im Heim noch ein weiteres Schuljahr und absolvierte dann sogar eine Berufslehre.

Wie Ueli Körber Jahre später doch dazu kam, vor dem Schwesternhochhaus zu stehen und Mädchen aufzureißen, weiß ich nicht. Er stand da, lässig und elegant, Zigarette in der einen, Blumenstrauß in der anderen Hand, und musterte unverhohlen die jungen Frauen. Wenn ihm eine gefiel, sprach er sie an, dass er Zuhälter sei und sie ihm gefalle. Die Frauen lachten verdutzt oder ungläubig, aber so fand er Luisa.

Mit Luisa hatte Körber seine beste Zeit. Sie wollte ihn doch tatsächlich durch ihre Liebe retten. Irgendwann war die blöde Kuh nicht mehr so blöde, wie er sie gerne hatte. Als er Luisa nicht mehr haben konnte, ging es Körber schlecht. Seine beiden anderen Laufkatzen sprangen ihm kurz nacheinander ebenfalls ab. Eine dieser beiden war so dämlich gewesen, einem zivilen Polizisten zweihundert Gramm Heroin vermitteln zu wollen; sie wurde aus dem Verkehr gezogen. Die andere lachte Körber einfach aus, als er abkassieren wollte. Sie arbeite in einem Salon und brauche keinen Zuhälter mehr, und er könne sich ja mit seinem Gips in der Nase bohren. Er musste nämlich zu dieser Zeit wegen eines Spritzenabszesses eine Gipsschiene tragen.

Körber hatte wirklich eine schlechte Zeit. Seine Kollegen spuckten auf ihn. Seinen teuren, schnellen Schlitten musste er völlig unter Wert verkaufen, als ein größerer Deal mit Kokain aufflog und er froh sein musste, nicht auch noch von der Polizei verhaftet zu werden.

Er plante Brüche. Er hatte Pläne die Migros-Zentrale auszurauben. Allerdings hatte er kein Geld, sodass ein Freund ihn aufnehmen musste, der ihn finanziell unterstützte und das Projekt vorfinanzierte. Körber gab diesen Plan auf, weil der Kollege aussteigen wollte. Die Geldtransporte der Kioskunternehmungen schienen ihm zudem

lohnender. Er fand einen anderen Bekannten, welchen er begeistern konnte. Als die Migros-Zentrale gemäß seinem ersten Plan tatsächlich doch noch ausgeraubt wurde, schnappte die Polizei den früheren Kollegen, von dem und mit dem er mit dieser Idee eine Zeit lang gelebt hatte.

Kriminelle Pläne mussten nicht umgesetzt werden, solange das grandiose Plänemachen für Körper Erwerb und Lebensgrundlage genug war. Ein oder zwei Jahre lang ging das so. Nur notfalls musste er doch kleinere Brüche wirklich durchziehen. Dann hatte er wieder eine todsichere Idee für ein größeres Ding und einen Finanzier, von welchem er sich aushalten ließ.

Eigentlich hätte Körper schon lange seine Umlaufbahn oder noch besser gleich den Planeten wechseln sollen. In dieser Stadt hatte er sich nach und nach in allen Szenen unmöglich gemacht. Alle menschlichen Territorien waren verbrannte Erde geworden. Er war am Ende. Er nächtigte in Neubauten und Betonröhren. Im Hauptbahnhof bettelte er müde um Geld für den nächsten Schuss. Vor allem aber konsumierte er Benzodiazepine: Rohypnol und andere Schlaf- und Beruhigungsmittel. Mit halb geschlossenen Lidern torkelte er von Passanten zu Passanten. Wie ein lahmer Affe stand er mit vornübergebeugtem Oberkörper und hängenden Armen still, bis irgendetwas ihn doch wieder trieb, sich weiterzubewegen.

Eines Tages begegnete er der Journalistin Regula Wolf. Er erkannte sie zunächst nicht, wie so viele alte Bekannte, die er mit schnarrender Stimme anschnorrte. Sie lud ihn auf ein Glas Bier ein. Im Restaurant wurden sie nicht bedient. So standen sie halt an einer offenen Theke in der Bahnhofshalle, und Ueli Körper schlotterte.

Die Journalistin nahm ihn zu sich nach Hause. Luzius, ihr erster Sohn, bewohnte ein separates Zimmer. Er studierte an der Uni. Körper konnte

das Zimmer des jüngeren Sohnes haben, welcher irgendwo in den Bergen in einem Internat war. Das Zimmer war so, wie er es sich als Junge gewünscht hätte. Überhaupt war es das erste eigene Zimmer seit langer Zeit. Körber ging sich auf der Gasse Stoff besorgen. Aber schon früh am Abend kam er wieder zu den Wölfen. Nur Luzius war zu Hause, aber es war alles in Ordnung, auch dass Körber wiedergekommen war. Auf dem Sofa vor dem Fernseher döste Körber ein. Die Zigarette fiel ihm aus der Hand und brannte ein Loch in den Teppich.

Vor lauter Benzos konnte Körber sich nicht erinnern, dass ihn Luzius und die Wölfin in das Zimmer des jüngeren Sohns hochgeschleppt hatten. Erst am folgenden Tag wachte er gegen Mittag auf, ziemlich auf Entzug. Regula Wolf arbeitete an ihrem Textverarbeiter. Körber fluchte über die Äffigkeit der Entzugsbeschwerden, fuchtelte und tigerte unruhig in der Wohnung herum und fragte nach Seife, Kaffee und Zigaretten.

Die Wölfin blickte kaum von der Arbeit auf. Ohne aufzuhören zu klappern und mit ihrem Zigarillo im Mund fragte sie, ob Körber in ein kleines Hüttchen in die Berge mitkommen wolle. Ja gut, er komme mit. Aber er müsse vorher unbedingt noch etwas erledigen. Der Zopf ihrer schwarzen Haare zuckelte bei jedem Anschlag der Schreibmaschine und baumelte über ihrem Rücken und der Stuhllehne. Die Wölfin lächelte mitleidig über ihre Schulter und meinte, Körber könne nicht allein in der Wohnung bleiben, nur mitkommen oder verschwinden. Sie werde jetzt nur noch ihr Textfile abspeichern, und dann werde sie packen und verreisen.

Es war ein von Jägern vor hundert Jahren auf einer durch Bäume windgeschützten Kante erbautes, rundum beschindelt Hüttchen in einem abgelegenen, durch Wildwasser tief eingeschnittenen Bergtal. Da war keine Elektrizität. Das Wasser musste von einer Quelfassung

über zweihundert Meter in großen Kanistern herangeschleppt werden. Ein Holzofen diente zum Kochen und Heizen. Regula machte Feuer und setzte Wasser für den Kaffee auf. Den nahm sie mit sich und setzte sich vor die Hütte an eine uralte Schreibmaschine.

Körper schlotterte auf Entzug. Der Aufstieg zur Hütte mit den vollbepackten Rucksäcken hatte ihm gutgetan. Aber jetzt zogen die Waden, die Gelenke schmerzten überall, der ganze Bauch verkrampfte sich, und dann wieder schwitzte er in Strömen. Trotzdem bockte er erst, als ihn die Wölfin aufforderte, Holz zu hacken und Wasser zu holen. Aber sie hatte recht, es tat ihm gut gegen die Entzugsbeschwerden. Regula Wolf gab ihm Kaffee. Später drückte sie ihm einen Feldstecher in die Hand. Rotwild graste auf den umliegenden, von Gras und Büschen bewachsenen alten Lawinenkegeln. Auf den höhergelegenen Grasnarben, zwischen den Felsbändern, an welchen eine Millionen Jahre alte Geschichte aufgebrochen dalag, sah die Wölfin Schafe. Hoch in der Luft überquerte ein Adler im Stechflug das Tal zur letzten Abendthermik an der östlichen Felswand.

Körper zitterte so, dass er durch den Feldstecher nichts sehen konnte, auch nicht, wenn er die Ellbogen auf dem Holzgeländer abstützte. Die Felsen erschienen ihm als grässliche Fratzen, welche ihn auslachten. Er schluchzte auf, als ihn die Wölfin an sich zog. Als er nicht schlafen konnte, marschierte sie mit ihm die halbe Nacht hindurch das Tal auf und ab und in alle Wälder, um die Gespenster zu verscheuchen. Am nahen Bergbach stieg sie vor ihm ins Mondlicht beschienene, kalte, vom nahen Gletscher gespeiste Wasser. Er musste hinten nach. Die Wölfin lachte, und sie tauchte ihn ganz unter. Als sie gleich wieder aus dem eisigen Wasser stiegen, fühlten sich beide durch einschließendes Blut ganz warm. Die Wölfin tanzte kichernd und schwabbelnd um ihn herum. Das lange Haar hatte sie zu offenen Locken aufgemacht. Das

Licht der Nacht glänzte auf ihrer nassen Haut. Sie drückte sich an ihn und drehte sich wieder von ihm weg, um ihn selbstbewusst mit Reizen zu locken, deren sich die meisten Altersgenossinnen wohl meinen würden, sich schämen zu müssen.

Als Ueli Körper ein paar Tage später wieder ganz bei Kräften war, zeigte ihm die Wölfin erst recht und gerade auch sexuell, wer hier der Bedürftige war. Gibt es irgendeine Begegnung von Menschen ohne das Sexuelle, und zeigt sich im Sexuellen nicht das Innerste jeder Beziehung? Die Wölfin selbst zeigte sich Körper hemmungslos und auf alle Arten.

Alles, was er an Gefühlen aus seinen Frauen nie hatte herausprügeln können, gab ihm die erfahrene Wölfin mit der größten Würde und Selbstverständlichkeit. Sie unterwarf sich solange er ihr noch in die Augen schauen konnte, und als er sagte, dass sie wohl eine gute Domina geworden wäre, wusste sie, dass er sie nicht kränken wollte.

Wie wenig ist für einen Macho die Lust ein Machtverlust – und wie zwangsläufig besteht diese Gefahr für jede Frau! Sie zeigte ihm, wie notwendig Angst zum Begehren gehört. Wie das Abwenden die Aufforderung zu Zuwendung enthält. Wie zerbrechlich die Lust und Selbstaufgabe aneinandergeschnürt sind. Sie gab sich ihm Stückchen für Stückchen hin, und doch hatte die Wölfin Körper am Schluss gefressen und verspeist.

Daniel Düsentrieb

Daniel Düsentrieb war ein verschrobener Tüftler, ein anämisch blasser Spinner, der sich seiner eigenen Versponnenheit durchaus bewusst war. Psychotisch war er keinesfalls, aber wirklich schräg und sicher enorm zwanghaft. DD erschien nur sehr selten in meiner Sprechstunde, alle zwei bis vier Jahre einmal. Wie er heroinabhängig geworden war, habe ich nie herausgefunden; vielleicht habe ich ausnahmsweise auch nicht gefragt. Ich bin nicht einmal sicher, ob er wirklich von Heroin abhängig war. Und auch sonst weiß ich nichts von seinen Lebensumständen.

DD sah ich zum ersten Mal vor langer Zeit. Er hatte bei einem Sozialarbeiter der ZAGJP gesehen, wie wir mit einer simplen, selbst gebastelten Apparatur die Qualität illegaler Drogen testeten. Wir legten kleinste Drogenproben auf einen elektrisch heizbaren Ring. Wir beobachteten unter dem Mikroskop, was geschah. Was bei 173 °C schmilzt und bei 273 °C ganz verdampft, das muss Heroin sein; Kokain schmilzt bei 98 °C und siedet bei 187 °C. Das reicht, um sich ein ziemlich gutes Bild vom Reinheitsgrad des Stoffs zu machen.

DD war fasziniert von unserer einfachen, billigen Technik. Er diskutierte mit mir die verrücktesten Ideen und Konstruktionen, welche den Konsum von Drogen etwas sicherer machen könnten.

In einer Wissenschaftszeitung hatte er gelesen, dass Spinnen unter dem Einfluss von Drogen auffällig veränderte Netze konstruierten. Die Geometrien der unter Drogeneinfluss gebauten Netze ließen einen direkten Schluss auf die Art der verabreichten Droge zu. Wenn ich mich recht erinnere, waren die Netze unter dem Einfluss von Benzodiazepinen und Opioiden kaum funktionstüchtig, unter Kokain und Amphetamin schräg und oval verzogen, aber unter LSD waren die Spinnennetze viel perfekter und symmetrischer als ohne Drogenwirkung.

DD zeigte mir den Prototypen und technische Skizzen eines Apparates, der durch feine Messung der Zugkräfte an den Befestigungspunkten der Spinnennetze die Qualität der Netze und damit die Qualität der verabreichten Drogen errechnen konnte.

DD erklärte mir jedes Mal, wie er es schaffte, seinen Drogenkonsum zu kontrollieren. Und ich bot ihm natürlich jedes Mal meine Hilfe an, falls ihm dies einmal nicht mehr gelingen sollte. Das zauberte immer ein feines Lächeln auf sein Gesicht. Was sollte ich davon halten?

DD brauchte meine Hilfe nie. Er ist vielleicht der einzige Heroinfixer, den ich kennengelernt habe, der nicht irgendwann, und sei es erst nach vielen Jahren, die Kontrolle über seinen Opioidkonsum verloren hat.

Daniel Düsentriebs Basteleien waren skurril, aber oft ungemein inspirierend. Eigentlich hätte *ich* ihn für unsere Unterhaltungen bezahlen müssen und nicht *er* mir ein Konsultationshonorar.

DD begrüßte mich immer sehr umständlich, freundlich, nach festem Ritual, welches eine steife Verbeugung enthielt, aber keine Berührung, wie zum Beispiel einen Handschlag, zugelassen hätte.

Einmal stellte er nach dieser Begrüßung einen kleinen Kubus auf den Besprechungstisch. Er hieß mich, das Teil zu untersuchen. Nein, das sei kein Rubik-Würfel. Das sei ein Tresor, ein Heroinsafe; er sei nicht zu knacken. Er hatte auf jeder seiner sechs Seiten zwei Schubladentürchen. DD füllte den Safe jeweils für mehrere Tage und programmierte ihn. Zwei- oder dreimal täglich gab der Heroinsafe den Zugang zu einem Schublädchen und der darin enthaltenen Drogenportion frei.

Wann habe ich DD zum letzten Mal gesehen? Was aus ihm wohl geworden ist?

Marco

Ohne Marco Peng wäre die Geschichte des Drogenkrieges und seiner Befriedung in unserer Stadt nicht genügend erzählt. Marco war mein bester Freund. Schalk war ihm näher als schierer Übermut; er war ausgeglichen und besonnen, immer voll Humor. Wie viel Druck hat er für andere und gerade auch für mich aufgefangen und standgehalten. Emotionen und Zwänge warfen ihn nicht aus seiner Bahn. Er war nie stur, aber beharrlich. Er blieb an seiner Sache, ohne verbissen zu sein. Seine Bescheidenheit war angesichts seiner Leistungen fast grotesk. Noch in seinen letzten Tagen arbeitete er mit letzter Energie und beendete, was ihm noch wichtig war. Im Totenbett hatte er seinen Laptop auf den Knien, tippte Programmbeschreibungen und ordnete seine Angelegenheiten. Marco verfügte über eine unglaubliche Kraft. Als er von seiner Krebsdiagnose erfuhr, hielt er auch dem stand. Marco war nur einundfünfzig Jahre alt, als er 2008 starb.

Im Sommer 1993 trat die Planung der Heroinversuche des Bundesamtes für Gesundheit in die heiße Phase. Die Arud wollte im Herbst die erste Heroinabgabe-Poliklinik ZokL2 eröffnen. Die Software für die Versuche und überhaupt eine sichere Heroinabgabe fehlte aber. Wir brauchten dringend einen EDV-Fachmann, der nicht nur schnell arbeiten, sondern schlicht Grandioses leisten konnte. Ohne Marco wären die Heroinversuche Anfang 1994 nicht möglich geworden.

Schon beim Kennenlernen begannen wir weitgespannte Überlegungen, ja regelrechte Visionen zu zeichnen. Wir arbeiteten jeweils bis kurz vor die Polizeistunde, vor der wir in einer Kneipe beim letzten Bier und im Qualm von hastigen Zigaretten weiterdiskutierten und neue Konzepte kreierten. Und oft zündete dann noch einmal der Funke, und wir gingen doch nicht nach Hause, sondern in Marcos Büro in die Zypressenstraße

zurück und setzten die Ideen in konkrete Entwürfe oder sogar Programmcodes um, bis der Morgen graute.

Wir redeten auch über Gott und die Welt. Marco war ein gebildeter umfassend interessierter Mensch. Wir diskutierten Möglichkeiten des brandneuen Internets und der Miniaturisierung. Mit der rechten Maustaste ließe sich doch eine Mikrobezahlung von Information und Dienstleistung installieren. Wir diskutierten über Rheuma und die Möglichkeiten, den nächtlichen Schlaf zu verbessern. Wir konstruierten in Gedanken Betten und Kleidungsstücke; fingernagelgroße Elemente aus zwei Lippen oder mundartig sich öffnenden Zungen würden durch Sensoren intelligent gesteuert, sodass sie die richtige Wärmeportion und die richtige stützende Kraft auf jeden Punkt der Körperoberfläche leiteten.

Wir entwarfen einen *Opiosafe* und einen *Cocisafe*. Das waren kleine, etwa gut daumengroße Inhalationsgeräte, welche Heroin oder Kokain zum Inhalieren freisetzen sollten. Die Dosis sollte vom Arzt programmiert und kontrolliert werden können. Das ganze System sollte in einem kleinen Container eingeschlossen werden, der elektronisch gesichert wäre. Die Dosen sollten in programmierten Zeiträumen mit Fingerprint-Erkennung zum Konsum auslösbar sein. Missbrauch und Fehldosierungen sollten so weitgehend ausgeschlossen werden.

Auf Einladung der Edmond de Rothschild Foundations reisten wir mit unseren Gattinnen um die Jahrtausendwende nach Avignon. In gediegenstem Rahmen trafen sich dort ein gutes Dutzend Methadonpraktiker aus der ganzen Welt, ein handverlesener, ausgewählter Kreis. Wir speisten jeden Tag in Restaurants mit höchsten Gault-Millau-Wertungen. Wir schliefen, nein residierten in riesigen mittelalterlichen Suiten mit modernstem Komfort. Marco und ich waren die Hauptreferenten.

Der Iran hatte und hat ein Riesenproblem mit Drogen und Aids. Niemand spricht heute in der islamischen revolutionären Diktatur davon. Damals war eine Zeit der vorsichtigen Öffnung. Die beiden Vertreter Irans waren über alle Maßen an einer Zusammenarbeit mit uns interessiert. Die Bauanleitungen für sichere Methadonabgabemaschinen und die Software sollten per Internet als Freeware zur Verfügung gestellt werden. Wir haben die Pläne nicht konsequent weiterverfolgt. Weder Marco noch ich wollten unkalkulierbare Abenteuer. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Marco und ein kleiner Jude wie ich mit dem Geld und Back-up der größten jüdischen Mäzene und Kapitalisten in einem islamischen Land den Drogenmarkt aufgemischt hätten?

Sidi meinte, er könne den weltweiten Drogenkrieg beenden

«André Seidenberg, wer bist du?» Ich denke, jeder hat auf eine solche Frage viele Antworten, interessante, selbstverliebte, abstoßende, ehrliche und verlogene.

Mein Vater war Buchhändler im Niederdorf, in der Altstadt von Zürich. Sein Laden hieß «Das gute Buch». Als Arzt war mein Motto: «Gute Medizin — auch dort wo es nicht selbstverständlich scheint.» Oh ja, ich habe meine ärztliche Arbeit nicht zuletzt dort gemacht, wo sie schmutzig und sogar gefährlich werden konnte. Ich habe viel gearbeitet, manchmal manisch und verzweifelt, aber immer hochqualifiziert, denn alles andere wäre gefährlich gewesen und ich wäre dabei zugrunde gegangen.

Vierzig Jahre lang durfte ich im freiesten Land der Welt, auf eine Art Doktor sein, wie es nirgendwo sonst möglich gewesen wäre.

Jeden Tag sind mir Menschen in existenziellen Situationen begegnet, jeden Tag! Was für ein Geschenk! Du schaust deinem Gegenüber in die Augen und weißt, was es heißt zu leben, jeden Tag! Du schaust auf das pralle Leben, und du darfst das nur, weil du deiner Rolle als Arzt immer und jederzeit gerecht wirst! Bin ich selbstgerecht? Muss ich mich meiner allzu schlüssigen Menschenkenntnis schämen?

Bevor ich Arzt war, war ich ein wildes gehetztes Tier. Ich wurde Arzt, um auf dem Boden der Wirklichkeit anzukommen. Ich schnitt mir die verfilzten langen Kraushaare, ich wusch mich täglich, putzte die Zähne und die Fingernägel, ich zog meine stinkenden Gummistiefel und Hippieklamotten aus, ich stellte den Wecker, mäßigte so weit wie möglich meine Sprache, ich war immer sofort wach und, wenn es ging, freundlich, nie zu bekifft, zu verliebt, betrunken, abwesend, unerreichbar, nein, auch beim Feiern oder Knutschen konnte jeder

Blödmann mich anrufen und sich gewiss sein, dass ich innerhalb weniger Sekunden da war, wenn nötig sogar physisch.

Meine Arbeit war oft ein gefährlicher Seiltanz und ein andauerndes Powergame, das ich genossen, aber auch erlitten habe. Das Geständnis meines alten Chefs hatte sicher auch für mein Leben eine gewisse Gültigkeit: «Meine Paranoia beschützt mich und treibt mich an.»

Es verfolgt mich das Bild der Ratten mit den Elektroden oder feinen Schläuchen auf ihren Köpfchen, welche in ihren Käfigen unablässig in irrsinnigem Takt den Schalter des Belohnungssystems betätigen.

Es verfolgt mich das Blutauge, das Gespenst meines Schulkollegen Hirsch mit seinem roten Feuermal, der als Fixer mit seinem flatternden Patientenhemd in die Stadt hinunterirrt, mit einem Arm einen rollenden Infusionsständer schiebend und, Zigarette zwischen den Fingern, mit dem anderen Arm herumfuchtelnd. Es verfolgt mich, wie er, Panik in seinem halb blutigen Blick, vom Universitätsspital her immer wieder und immer wieder in die Stadt hinunterhetzt, auf der unbedingten Suche nach dem nächsten Heroinschuss.

Wenn ich im Tram an der ETH vorbei um die Ecke des Hauptgebäudes fahre und aus dem Fenster schaue, denke ich unweigerlich nicht nur an den rotäugigen Hirsch mit dem Infusionsständer, sondern auch an das in der Suchtmaschine gefangene Nagetier. Wenn ich mich im Tramwagen umblicke und die Leute gierig irgendwelche Downloads in ihre Handys saugen und mit ihren Daumen den nächsten Kick am Schalter ihres Belohnungssystems suchen, vermischen sich die mich verfolgenden Bilder.

Wie viel leichter ist es, das Fehlen von Freiheit zu beschreiben als die Freiheit selbst. Der Rausch ist nicht die Freiheit. Der Rausch zeigt uns Freiheit. Folgt der Kater unweigerlich?

Ja, ich bin angetreten mit der Idee, im Rausch einen Weg aus der Beengung und sogar die Freiheit selbst finden zu können. Wohin bin ich damit gekommen?

Freiheit ist kein konsumierbares Produkt, wie die Werbung täglich suggeriert. Kann Freiheit kollektiv, gesellschaftlich hergestellt werden? Man kann meinen drogenpolitischen Vorschlägen vorwerfen, dass sie *Social Engineering* darstellen. In meiner Tätigkeit bin ich mir tatsächlich öfter als nur einmal wie ein Raubtierbändiger vorgekommen. Manchmal war ich wenigstens ein gutmütiger Wärter. Ich wachte über der Gesundheit meiner Patienten – nicht mehr, nicht weniger.

Es verfolgt mich das Bild meines größten und zweifelhaftesten Triumphs, welches als Titelseite mit großer Schlagzeile um die ganze Welt ging. Hochreines Heroin in einer braunen großen Stechampulle reckt meine Faust in die Höhe: «Ärztlich kontrollierte Heroinabgabe an Süchtige!» Freiheit und Lebenslust haben wir uns alle wohl anders vorgestellt. Auch Sehnsucht, Heilung und Erlösung mögen wohl anders aussehen.

An dieser Stelle wollte ich mich schon mit einer weichen Ausrede verdrücken und mich mit einer lauen Geschichte von meinen Leserinnen und Lesern verabschieden. Ich wollte Ihnen weismachen, dass ich dem jungen Mann begegnet sei, der ich einst war: *Der Jüngling war soeben von einem grandiosen LSD-Trip zurückgekehrt, der ihn auf den gleißenden Strahlen des Lichts und der Kontraste hatte balancieren lassen, über die Abgründe auf Kaminen, Dachzinnen und Dächern. Er war glücklich ermüdet von waghalsigen Klettereien an kupfernen Dachtraufen und steinernen Fratzen der Altstadthäuser und von Fluchten vor vermeintlichen Verfolgern. Der von sich mehr als von irgendjemand anderem überzeugte, blutjunge Schnösel, der ich einmal*

war, war recht freundlich zu mir. Unter seinem tollen buschigen Haarkranz hervor meinte er treuherzig, dass ich ihm problemlos in die schönen blauen Augen sehen könne. Wir seien doch noch fast gleich groß. Mein Schrumpfungsprozess sei noch nicht weit fortgeschritten. Mit wieherndem Lachen bestätigte er mir, dass ich nicht gescheitert sei: «Scheitern, du? Niemals!»

Als kleiner Junge bin ich in die verrauchte Kammer meines Großvaters geschlichen, um seinen schauerlichen Geschichten zu lauschen. Seine Flucht durch China war ein Heldenepos, und er erlaubte, dass ich den Wahrheitsgehalt seiner Geschichten handfest überprüfte. Eine japanische Kugel hatte am Amur im Krieg in Sibirien eine längst vernarbte Delle in seine Schädeldecke gefräst. Meine Kinderfinger erspürten ehrfürchtig die Dimension des Kugellaufs unter seinen spärlichen Haaren. Einigermassen unbeschädigt aus einem Krieg herauszukommen, ist allein schon eine Leistung.

Ich bin jetzt selbst Großvater und erzähle Geschichten aus einem alten Krieg, von Seuchen und schrecklichen Epidemien. Ich kann den Wahrheitsgehalt meiner Geschichten nicht so handfest beweisen wie mein Großvater, und ich hätte noch so viel mehr Geschichten zu erzählen. Gerne wäre ich nur Geschichtenerzähler. Aber wie soll es weitergehen?

Sucht und Seuchen prägten meine ärztliche Tätigkeit. Mein Fazit: Freiheit und kontrollierte Sicherheit müssen in der Behandlung von Sucht und Seuchen gegeneinander abgewogen werden. Im sachbuchartigen Anhang [«Materialsammlung zu meinen Erinnerungen an Menschen, Seuchen und den Drogenkrieg»](#) meines Buches «Platzspitzhirsch» finden Sie ein Essay über erfolgreiche oder wirksame Drogenpolitik und eine historische Zusammenfassung. Weitere Informationen zum Thema finden Sie auf meiner Website www.seidenberg.ch/drogen. Für wissenschaftlich fundierte medizinische Handlungsanleitungen verweise ich auf unser Lehrbuch André Seidenberg und Ueli Honegger: Methadon, Heroin und andere Opioide, Verlag Hans Huber Bern, 1998, ISBN3-456-82908-6.

Danke

Ich danke Mänggi und meiner ganzen Familie für die Geduld, Ungeduld, Zustimmung und Kritik.

Wenn ich hier danke, müssten viele Kollegen, Mitarbeiterinnen und Freunde, aber vor allem meine Patientinnen und Patienten genannt werden. Danke an Marc Koralnik, André Gstettenhofer, Anja Linhart, Kristina Wengorz, Milo, Fabienne, Bruno, Lita, Moritz, Ruth und Peter für die Lektüre des Manuskripts und ihre so wichtigen Anregungen und Kommentare.

Wenn ich hier danke, müssten viele Kollegen und Freunde mehrfach genannt werden, und ich kann nur hoffen, dass ich nicht zu viele unerwähnt gelassen habe. Der Dank in diesen Zeilen kann in keiner Weise das bemessen, was ich bekommen habe. Die Hilfe meiner Freunde, Peter Schmid, Marco Peng, Milo Huber und Christian La Roche, war oft entscheidend.

Fast immer hatte ich außerordentliches großes Glück mit meinen medizinischen Praxisassistentinnen; für die vielen Jahre der Zusammenarbeit danke ich vor allem Beatrice Sigg, Claudia Bauer, Claudia Hui, Deborah Rüegg, Eveline Zanotta-Knecht, Fabienne Merkel-Möckli, Kathrin Raschle, Lisa Staub, Manuela Casanova, Maria Calabrese, Melanie Frei, Monica Hoffmann, Sabrina Appenzeller und Yolanda Rohner. Ihre Umsicht, ihr Know-how und ihre Loyalität haben unsere Patienten und mich getragen. Hervorheben in meiner Dankesliste möchte ich Margrit Frank.

Dank gebührt den vielen Mitstreitern, welche Drogenabhängigen in Zürich bessere und normalere Lebensbedingungen ermöglicht haben. Die praktischen Pioniere im Kampf um die Abgabe von sterilen Injektionsutensilien waren Theo Bünzli, Judith Luif, Barbara Lander, André Eisenstein, Judith Weber Kokolari, Doris Frei, Linus Jauslin,

Manuel Kaufmann, Edith Schuwerk, Doris Pfister, Herbert Krauer, Markus Oertle, René Häusermann, Andreas Roose und Werner Fuchs. Jakob Huber, Pierre Joset, Vigeli Venzin, Peter Albrecht, Marina Prins und viele andere Freunde und Mitstreiter vor allem im VSD waren für die Fortschritte in der schadenmindernden Drogenpolitik Ende der Achtziger- und Anfang der Neunzigerjahre verantwortlich. Unter den Medienschaffenden auf diesem Feld herausragend ist die verstorbene Fotografin Gertrud Vogler. Für die Arbeit in der Arud danke ich insbesondere Connie Cornelia Kranich, Thomas Hauser, Karin Juling, Claude Bossy, Markus Scheuring, Anna Regula Guyer, Sabine Geistlich, Daniel Teichmann, Gaby Schulz und Branca Sosic. Danke an meine ärztlichen Mitarbeiterinnen und Stellvertreterinnen in Altstetten und am Central: Maja Hess, Marianne Stampf-Anderfuhren, Marcella Siegrist, Felix Schürch, Muriel Buser, Caro Dengler-Voss, Choon-Kang Walther und Viola Habermeyer. Für den vielfältigen fachlichen Austausch und die gute Zusammenarbeit danke ich Bruno Maggi, Daniel Oertle, Manuela Weichelt, Heini Diggelmann, Beni Stutz, Brida von Castelberg, Stephanie von Orelli, Christina Schlatter, Käthi Meier Gross, Robert Irniger, René Jaccard, Jürg Graf, Kurt Gartmann, Ruedi Stohler, Marco Olgiati, Sabine Schmid, Robert Oppliger und Ueli Gabathuler. Viel verdanke ich der praktisch wissenschaftlichen Unterstützung durch Margreth Rihs-Middel, John Marks, Robert Newman, Robert Hämmig, Ueli Honegger, Oliver Senn, Jan Fehr, Philip Bruggmann, Andrea Rosemann, Thomas Rosemann, Rainer Weber und Roland Nonius Custer.

Ein besonderer Dank gebührt Emilie Lieberherr und Peter Grob.

André Seidenberg, Zürich, 26. Juli 2020